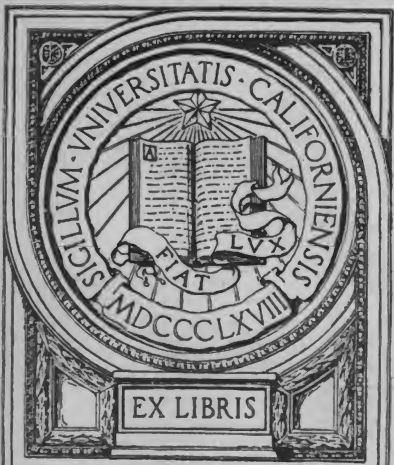
Nerven

Georg Ompteda (Freiherr von)

Digitized by Google

GIFT OF
ERNST A. DENICKE



Digitized by Google

Digitized by Google

Nerven

Digitized by Google

Werke

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Romane

Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.
Drohnen.
Unser Regiment. Ein Reiterbild.
Maria da Caza.
Philister über dir! Das Leiden eines Künstlers.
Der Zeremonienmeister.
Die Radlerin. Geschichte zweier Menschen.
Monte Carlo.
Traum im Süden.
Aus großen Höhen. Alpenroman.
Denise de Montmidi.

Deutscher Adel um 1900

Erster Teil
Sylvester von Geyer.

Zweiter Teil
Eysen.

Dritter Teil
Cäcilie von Sarryn.

Novellen

Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Vom Tode.
Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten.
Weibliche Menschen.
Das schönere Geschlecht.
Die sieben Gernopp. Eine lustige Geschichte.
Leidenschaften. Männliche weibliche sächliche Geschichten.
Lust und Leid.
Nerven.

Gedichte

Von der Lebensstraße und andere Gedichte.

Theater

Eheliche Liebe. Schauspiel in drei Akten.

Freie Übertragungen aus dem Französischen

Ossit: Ilse.

Maupassant: Fräulein Fifi.
Maupassant: Die Schwestern Rondoli.
Maupassant: Miß Harriet.
Maupassant: Das Haus.
Maupassant: Mondschein.
Maupassant: Herr Parent.
Maupassant: Der Horla.
Maupassant: Die Schnepfe.
Maupassant: Der Liebling.
Maupassant: Ein Menschenleben.
Maupassant: Stark wie der Tod.
Maupassant: Dickchen.
Maupassant: Hans und Peter.
Maupassant: Die kleine Roque.
Maupassant: Nutzlose Schönheit.
Maupassant: Der Tugendpreis.
Maupassant: Schnaps-Anton.
Maupassant: Unser Herz.
Maupassant: Tag- u. Nachtgeschichten.
Maupassant: Mont Oriol.

Digitized by Google

Nerven

Novellen

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Fünfte Auflage

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1904

Digitized by Google

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

PT 2629
M7
N36
1904

Inhalt

	Seite
Nerven	1
Der Kuß	85
Bumski	103
Das Automobil	119
Lili	143
Das Kind	227
Der Storch	251
Vorfrühlingstag	267
Frieden	285

238746

Digitized by Google

Nerven

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

1.

Ich denke an die Vergangenheit, an die Zeit zurück, als ich noch Soldat war. Eine Menge lieber Erinnerungen steigen vor mir auf, und aus der großen Zahl beginnt vor allem sich eine abzuheben — die Gestalt eines Freundes.

Er war im Dienstalter jünger als ich: Einjähriger unter den Rekruten meiner Schwadron. Als solchen lernte ich ihn zuerst kennen. Er fiel mir sofort auf durch sein ausgesprochenes Reittalent. Der lange, flache Oberschenkel, der weite Spalt, dazu etwas Weiches, Geschmeidiges im Sitz, alles so, wie wir Reitersleute es uns wünschen, um die Kunst zu üben.

Ich war Rekrutenoffizier und interessierte mich besonders für Graf Morsums Ausbildung. Täglich nahm ich ihn an die Longe, ihm größere Festigkeit im Sitze beizubringen. Schließlich, im Frühjahr, setzte ich ihn öfters auf eines meiner eignen Pferde und ritt mit ihm spazieren. Er hatte bedeutende Fortschritte gemacht und zwar derart, daß man ihm den jungen Reiter kaum anmerkte. Natürlich war er im Sattel rein passiv. Mit nervösen und heftigen Pferden wußte er ganz nett fertig zu werden, während es ihm noch nicht gelang, ein faules

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

oder widerstrebendes Tier vorwärts zu bringen. Das pflegt sich erst nach Jahren im Sattel einzustellen. Mancher lernt es nie; das Reiten ist eben eine Kunst.

Bei solchen Ritten an schönen, milden Abenden, wenn die Pferde mit langen Zügeln Schritt gingen, fingen wir an zu erzählen. Und ich erfuhr seine häuslichen Verhältnisse.

Eine Mutter besaß er nicht mehr. Sein Vater saß daheim in Ostfriesland jahraus jahrein auf seinem Schlosse und kümmerte sich nicht viel um den Sohn, der ein eignes Vermögen von seiner verstorbenen Mutter her hatte. So konnte Fritz Morsum eigentlich tun und lassen, was er wollte.

Es war natürlich, daß ich ihm zuredete, er möchte doch das Studium an den Nagel hängen und ganz bei uns bleiben. Zuerst freilich ohne Erfolg. Er schien andre Pläne zu haben.

Aber ich fragte ihn eines Tages, als wir wieder miteinander auf einem Ritte waren:

— Warum wollen Sie nicht ganz bei uns bleiben? Das Offizierkorps nimmt Sie mit Freuden auf. Ich habe schon mit dem Kommandeur darüber gesprochen.

Da schien er schwankend zu werden. Doch endlich blieb er bei seiner Weigerung. Natürlich kam ich nicht wieder auf den Gegenstand zurück. Er mußte wohl seine guten Gründe haben.

Der Sommer verstrich, und der Herbst kam mit den Manövern. Auch sie gingen vorüber, und die Einjährigen wurden entlassen.

Digitized by Google

Beim Abſchiede ſpielte ich gegen Graf Morſum darauf an, ob er es ſich nicht anders überlegt hätte und nicht dennoch bei uns bleiben wollte, denn wir Offiziere hatten den beſcheidenen, netten, jungen Mann — ich hatte ihn öfters zu uns ins Kaſino eingeladen — liebgewonnen. Leider bekam ich von neuem einen ablehnenden Beſcheid.

Zwei Jahre ſah ich ihn nicht, da ich abkommandiert worden war. Als ich zum Regiment zurückkehrte, war er ſchon Leutnant der Reſerve und machte gerade ſeine erſte Frühjahrsübung.

Nun, wo die dienſtliche äußere Schranke gefallen war, kamen wir uns ſchnell näher, und nachdem wir uns du nannten, wiederholte ich meine Aufforderung, er, der ſo gut für uns und unſern Beruf paſſe, möge doch übertreten. Dann wären wir beide zuſammen geblieben.

Er hatte die gleichen Intereſſen, die gleichen Zu- und Abneigungen. Wie ich nun gar nicht locker ließ, rief er ſchließlich:

— Es iſt unmöglich! Ich kann nicht! Ich habe einen Grund, den ich dir nicht mitteilen kann.

— Warum nicht? Du haſt mir doch einmal geſagt, mir würdeſt du alles ſagen können?

Er ſchüttelte den Kopf:

— Das? Nein. Das darf ich nicht!

— Du darfſt nicht?

Da entfuhr es ihm:

— Nein, ſonſt — ſonſt müßteſt du mich verachten!

Ich verſtand ihn nicht, doch mehr war nicht aus ihm herauszubringen.

Digitized by Google

Seine Dienſtleiſtung beim Regiment neigte dem Ende zu. Da erſchien er einmal, während ich eine Abteilung Fußdienſt machen ließ, auf der Reitbahn meiner Eskadron mit einem Pferde, das ich nicht kannte.

Ich trat an ihn heran:

— Das iſt ja ein neuer Gaul?

Er erzählte mir, er habe die Stute eben gekauft. Wie man das immer tut, ſah ich mir das Tier genau an, um mein Urteil zu ſagen.

Inzwiſchen war mein Dienſt zu Ende, ich ließ die Leute wegtreten und bat den Freund, mir doch ſeine neue Erwerbung in verſchiedenen Gangarten zu zeigen; erſt wenn ich den Gaul in allen Gängen geſehen hatte, konnte ich mich äußern. Er ritt im Schritt das Viereck hinab, dann trabte er an, machte ein paar Volten, ging auf die andre Hand und ſprengte zum Galopp an. Die Stute ging tadellos, und ich freute mich über den ruhigen, weichen, elaſtiſchen Sitz ihres Reiters.

Während ich aufmerkſam zuſchaute, war, ohne daß ich es gemerkt hatte, der Kommandeur dazu gekommen. Er erkundigte ſich ſofort nach Graf Morſums Gaul, der ſeinem ſicheren Auge auf den erſten Blick als neues Pferd aufgefallen war.

Beim nächſten Vorüberkommen erſt erblickte mein Freund den Oberſt. Er parierte und grüßte. Und unſer Kommandeur rief ihm zu:

— Das iſt ja ein ſehr anſtändiges Pferd! Wo haben Sie denn den her — oder die, es iſt ja wohl eine Stute?

— Ich habe ſie geſtern gekauft. Sie ſtammt aus Oſtpreußen.

Digitized by Google

Der Kommandeur blieb neben mir stehen und beobachtete. Mir war es, als gebe sich mein Freund ganz besondere Mühe, und ich sah jedesmal, wenn er an uns vorüberkam, daß sein Blick über das Gesicht unsers Vorgesetzten glitt, der in der Tat nicht nur ein hervorragender Pferdekenner, sondern vor allem ein geradezu außergewöhnlich guter Reiter war. Es schien nur natürlich, daß sich Morsum in möglichst gutem Lichte zeigen wollte, ganz abgesehen davon, daß der Oberst eben unser Kommandeur war.

In der Mitte der Reitbahn stand ein Hindernis, eine feste Bretterwand von ansehnlicher Höhe, nicht übermäßig breit, und ohne Fang an den Seiten.

Darauf führte nun Graf Morsum seine Stute zu, gewissermaßen als Abschluß des Vorreitens, wie man das gewöhnlich zu tun pflegt, um nun auch zu zeigen, daß der Gaul ein guter Springer oder doch wenigstens eingesprungen und im Gehorsam war.

Das ist so kavalleristischer Brauch. Der Kommandeur wandte sich zu mir mit dem Scherzwort:

— Nun kommt auch was fürs Auge.

Ruhig ritt Morsum gerade auf das Hindernis los, setzte etwa vier bis fünf Pferdelängen vorher den Gaul in Galopp und kam bis dicht an die Bretterwand heran.

Ich freute mich schon über die wohlabgemessenen Sätze, als die Stute urplötzlich, als sie sich eben zum Sprunge hätte heben sollen, wie angenagelt stehen blieb. Ihr Reiter kippte vornüber, aber blieb im Sattel. Er wendete den Gaul, ritt ein Stück zurück, setzte sich zurecht, nahm das

Digitized by Google

Pferd zwiſchen die Schenkel, drückte es an die Zügel und ritt zum zweitenmal an.

Wieder näherte er ſich dem Hindernis. Aber dieſes Mal war er vorbereitet auf der Stute Verſagen und gab ihr kurz davor ein paar ſcharfe Sporen, ſo daß ſich das Pferd, das wieder Miene gemacht hatte, ſtehen zu bleiben, hob, um zu ſpringen. Aber es ſtieß mit den Vorderbeinen an. Im ſelben Augenblick berührte ſeine Naſe den Sand, und die Kruppe ſauſte in Bogen herum. Der Gaul überſchlug ſich und lag.

Morſum hatte es fertig gebracht, trotzdem noch im letzten Augenblick aus dem Sattel zu kommen. Er fiel nun, halb auf den Kopf, halb auf die vorgeſtreckten Hände, rollte ſich unwillkürlich zuſammen und ſtand einen Augenblick ſpäter wieder auf.

Geſchehen war ihm nichts. Er ſtäubte ſich die Uniform ab und ſprang ſofort zu, daß der Gaul nicht weglaufen ſollte.

Die Stute hatte ſich erhoben, ſtemmte alle viere in den Sand, ſchüttelte ſich wie ein Hund nach dem Bad, daß die Sattelblätter klappten, die Bügel klirrten, puſtete vor ſich hin und ließ ſich willenlos beim Zügel nehmen.

Der Kommandeur lächelte ſchmunzelnd. Der Sturz hatte weiter nicht böſe ausgeſehen. Beſonders angenehm iſt ja ſo etwas natürlich nicht.

Nun aber erwachte in unſerm Oberſt der Kavalleriſt, und er ſagte:

— Lieber Graf, ſchnell wieder in den Sattel!

Fritz Morſum ſaß ſofort auf, teilte die Zügel, ritt

Digitized by Google

einen Bogen und steuerte von der entgegengesetzten Seite auf das Hindernis los. Er wußte, daß es nun galt, so lange zu springen, bis das Tier glatt hinüberkam. Das war Erziehung für den Gaul wie für den Menschen. Ich bemerkte, wie er einen Augenblick zögerte und sich mit den Zügeln etwas länger abgab, als unbedingt nötig, und ich sah, daß er weiß geworden war wie eine Kalkwand.

Ich meinte, er möchte vielleicht durch den Sturz ein wenig betäubt sein, daher käme die Hautfarbe. Aber schon packte er seinen Gaul an und ritt los. Diesmal holte er etwas weiter aus auf den Rat des Kommandeurs, der jetzt sozusagen Reitstunde hielt, die Bewegungen regelte, Schenkel, Zügel und Gewichtshilfe angab.

Diesmal zog der Gaul förmlich das Hindernis an.

Der Oberst hatte Morsum gewarnt, er möchte vor dem Ausbrechen auf der Hut sein. Und ganz von selbst hatte er sich seitwärts aufgestellt, bereit, etwa die Arme zu erheben oder dergleichen.

Ich stand an der andern Seite. Die Stute kam heran und wurde sichtlich kürzer, so daß unser Oberst, mit dem die Reiterpassion durchging, ungeduldig rief:

— Nanu, etwas Feuer dahinter!

Ich meinte, es dem Gaul anzusehen, wie er laurig wurde, rechts und links blickte, dem Gebiß auszuweichen und gegen die Schenkel anzudrängen suchte.

Aber Morsum gab ihm noch ein paar kalte Eisen und brachte ihn richtig an das Hindernis. Die Stute hatte zwar ihren Sprung sehr verkürzt, hob sich aber doch noch im letzten Augenblick. Und der Oberst rief:

Digitized by Google

— Na ja — nu Kopf frei: Kopf frei! Donnerwetter! Kopf frei!

Der Reiter gab, als das Pferd wirklich sprang, die Zügel nach, aber sei es nun, daß er doch etwas verfehlt, sei es, daß es eben die Ungeschicklichkeit des Tieres war, genug: der Gaul klappte wieder an, überschlug sich, und diesmal kam Graf Morsum nicht so recht aus dem Sattel, sondern im Sturz, bei dem seine rechte Schulter heftig den Sand berührte, fiel ihm die Kruppe des Gauls auf den Unterschenkel.

Aber er hatte die Zügel nicht losgelassen. Und der Oberst, der immer ein ermunterndes Wort liebte, meinte:

— So ist's recht, lieber Graf. Nur den Schinder nicht weglaufen lassen!

Im ersten Augenblick stand Morsum nicht auf, weil das Pferd ihn noch behinderte. Wir sprangen beide zu, um den Reiter frei zu machen. Und der Kommandeur sagte besänftigend:

— So, 's ist nichts. Aufs Knie ist's nicht gegangen, es schadet weiter nichts. Wir wollen den Gaul schon in Ordnung bringen. Diesmal springt er.

Morsum war aufgestanden. Es schien in der Tat nichts zu sein, denn er konnte gehen. Er schüttelte sich, trat hin und her. Aber es dauerte doch einen Augenblick, bis er sich wieder auf das Pferd setzte. Und da mir seine außerordentliche Blässe auffiel, meinte ich, zum Kommandeur gewendet:

— Herr Oberst, ob er nicht schwindelig ist?

Morsum hatte das gehört und ging infolgedessen so-

Digitized by Google

fort auf ſein Pferd zu, obgleich ſeine Augen tief in den Höhlen lagen und er, trotz Anſpannung aller Nerven, es ſich nicht anmerken zu laſſen, einen Ausdruck hatte, aus dem etwas wie das ſtarre Entſetzen ſprach.

Der Oberſt lachte mich aus, während Fritz Morſum einen Bogen machte und den Gaul erſt etwas herum ritt:

— Was wollen Sie denn? Da ſitzt er ja wieder!

Nun ſollte erſt geſehen werden, ob das Pferd etwa lahm ſei. Deshalb ging Morſum auf das Viereck, trabte ſeinen Gaul ab. Der Oberſt beobachtete:

— Er ſchont nicht! Er ſchont nicht! Alſo, nu gleich mal wieder 'rüber mit dem Schinder! Das wäre doch der Teufel, wenn die Beſtie nicht ſpränge. Sie wird ſchon um ihre eignen Knochen bange ſein. Es iſt nichts beſſer für einen Gaul, als wenn er mal tüchtig fällt. Das merkt ſich ſo ein Tier. Nu legen Sie mal einen Zirkel an..... So, hier um das Hindernis herum — nu mal wieder eine Volte.... Nu kommen Sie mal ganz nahe hier vorbei.... So iſt's recht. ... So iſt's gut.

Jedesmal, wenn die Stute ſich dem Hindernis näherte, puſtete und ſchnaubte ſie und blickte das Ding verdächtig an. Aber ſchließlich beruhigte ſie ſich. Und als ſich Morſum gerade in der Anrittlinie zum Hindernis befand, rief unſer Kommandeur, der ſich wieder als Verlängerung des Hinderniſſes aufgeſtellt:

— Los jetzt! Aber ein bißchen dalli! dalli!

Die Stute kam heran, ſprang, klapperte ſozuſagen mit allen vier Hufen dabei an, konnte auf der andern Seite beim Landen auch, wie der Kommandeur ſagte, ihre Beine

Digitized by Google

gar nicht auseinander ſitzen, aber der Sprung war doch glatt verlaufen.

— Nun loben. Nu iſt's gut, — meinte der Oberſt und ging nach ein paar Abſchiedsworten ins Kaſino.

Ich hatte bei dem Sprunge Morſums Geſicht beobachtet und meinte, einen Zug verbiſſenen Entſetzens auf ſeinen Lippen zu ſehen. Dieſe hohl liegenden Augen, aus denen die größte Energie und trotzdem etwas wie ein Zurückzucken vor der Gefahr des Fallens lag, werde ich nie vergeſſen.

Fritz Morſum hatte ſein Pferd abgegeben. Er war noch immer in einem Zuſtande gewiſſer Aufregung. Und als ich ſeinen Rock abklopfte, um den Sand zu entfernen, merkte ich, daß er am ganzen Leibe zitterte.

Er brach ſchnell ab und wollte ins Kaſino gehen. Es war beinahe, als möchte er ſich dem nicht ausſetzen, ausgeforſcht zu werden. Er ſprach nicht mehr über das Vorkommnis.

Nun ſaßen wir bei einem Glaſe Sherry und einem Butterbrot. Es waren nur noch zwei andre Herren anweſend. Der Kommandeur hatte ſein Pferd beſtellt, aber es verzögerte ſich noch einen Augenblick, bis es kam. Und da fing er über den Fall, der ihm eben vorgekommen, zu ſprechen an, über das Pferd, wie man es korrigieren ſolle, und hatte dabei ein freundliches Lob für den jungen Reiter, das Morſum, purpurrot werdend, hinnahm.

Der Kommandeur ſagte:

— Ja, ja, meine Herren, fallen müſſen wir Kaval-

Digitized by Google

leriſten lernen, obgleich es natürlich nicht immer angenehm iſt. Ich erinnere mich aus meiner Praxis mancher alten Reiterſeele, die Pech gehabt hatte und viel und unglücklich gefallen war und dann ſchließlich die Nerven verloren hatte.

Wir wußten, welche Nerven unſer Oberſt beſaß, und unwillkürlich machte ich mir den Schlußreim darauf: es kommt auch darauf an, was für einen Menſchen es trifft. Denn bei dieſem Manne hier uns gegenüber, dem auch ſchon Silberfäden das Haar durchzogen, hatten wir etwas von ‚Nerven‘ noch nie bemerkt.

Der Kommandeur fuhr fort:

— Wer keine Nerven hat, hat eben Glück entwickelt. Ich bin immer glücklich gefallen. Ich kann ja von mir ſelber ſagen, mir iſt jedes Hindernis wurſt. Mir iſt es auch immer wurſt geweſen. Ich habe kein Verſtändnis dafür, daß es einem Kavalleriſten anders gehen könnte. Meine Herren, das klingt wie Renommieren . . .

— O, Herr Oberſt! — Ach, Herr Oberſt! — klang es von den andern.

— Nein, nein, es iſt mein vollkommener Ernſt. Sehen Sie mal, warum ſoll man nicht zugeſtehen, daß man Nerven hat, wenn man ſie hat? Ich kann Ihnen ſagen — es iſt ja bei einer andern Gelegenheit geweſen —, aber ich habe doch einmal in meinem Leben ſo etwas gemerkt, was Nerven ſind. Ich glaube, daß es falſch iſt, von Nerven verächtlich zu reden. Es gibt ja Leute, die ſtellen das auf einen ähnlichen Standpunkt wie etwa die Feigheit. Aber Feigheit iſt etwas andres. Das können Sie mir glauben. Feigheit nenne ich, wenn jemand Nerven hat und ſie nicht

Digitized by Google

bändigt, ſondern ſie zeigt und, wenn's brenzlig wird, vor der Gefahr davonläuft. Nerven an und für ſich kann man ſehr wohl haben, und eine Schande iſt's ſo lange nicht, wie man ſie beherrſcht, ſo lange wie man über den inneren Schweinehund im Menſchen Sieger bleibt. Derjenige, der vermöge ſeiner Konſtitution nie an eine Gefahr denkt —, meine Herren, ſeien Sie mal ehrlich! — deſſen Verdienſt iſt es doch gar nicht, wenn er im Augenblick der Gefahr ſich ‚tapfer' zeigt, weil er ſich vielleicht höchſt mollig fühlt. Wenn dagegen der andre, dem in Augenblicken, wo es bald Matthäi am letzten iſt, wirklich die Nerven ausgehen, ſich doch beherrſcht und mit keiner Miene zuckt: das nenne ich wirklich Mut.

— Ich kann Ihnen aus meiner eignen Praxis etwas erzählen. Vom Jahre 1870. Ich führte damals die Schwadron, und wir ſtanden bei — ja, weiß der Teufel, ich glaube Bezons — aber nicht das bei Paris — hieß das Neſt. Ein Stück von mir entfernt hielt noch eine Schwadron Küraſſiere. Wir hatten den Befehl bekommen, dort zu ſtehen. Wir waren nämlich, wie es damals noch jedesmal beſonders angeordnet wurde, Artilleriebedeckung. Da hielten wir denn abgeſeſſen und warteten. Dies Warten im Felde iſt eine verfluchte Geſchichte manchmal. Wenn man was zu tun hat, herumreiten kann, den Platz wechſeln, das iſt ganz was anderes. Aber ſo gemütlich halten bleiben und ſich beſchießen laſſen! Na, Gott, es gibt ja ſchließlich was Netteres, offen geſtanden! Ich reite lieber eine Jagd. Kurzum, jetzt waren uns gegenüber offenbar franzöſiſche Batterieen aufgefahren und fingen

Digitized by Google

zu feuern an. Wir ſtanden nämlich ſehr dumm, man konnte uns ſehen von drüben. Aber Gott, wir hatten Befehl, dort zu ſein. Na, da blieben wir eben da.

Und nu' fingen die Franzoſen an Bum! Bum! zu machen. Da kamen denn die niedlichen Spielzeuge von den Kerls da drüben durch die Luft geſauſt und flogen pfeifend und ziſchend, daß man ſie förmlich ſah oder wenigſtens ahnte, über unſre Köpfe weg. Hinter uns wühlten ſie ſich ihren Trichter in den Boden und krepierten. Bum! Bum!

Es war zu weit, als daß uns die Sprengſtücke getroffen hätten. Das war bis dahin nicht weiter unangenehm. Man mußte ſich ja ſagen, wenn ſie etwas niedriger ſchöſſen, riſſe es uns vielleicht die Helmſpitze weg. Aber ſie ſchoſſen eben nicht niedrig. Und ſchließlich, wir wären ja auch ohne Helmſpitze weiter geritten.

Aber da fielen plötzlich die nächſten Schüſſe weit vor uns, daß wir deutlich ſahen, wie Dreck, Erde und Dampf ſich miſchten. Ich hielt ein Stück vor der Schwadron mit meinem Trompeter. Da plötzlich ſaß der nächſte Schuß wieder hinter uns, aber ſchon verflucht nahe, ſo daß unſre Gäule doch mit den Köpfen zuſammenzuckten. Und der übernächſte Schuß wieder vor uns, eigentlich bedenklich nahe. Da wurde mir's klar, die Kerls da drüben ſchießen ſich einfach auf uns ein. Sie ſchießen zuerſt die ſogenannte große Gabel, wie das der Artilleriſt nennt, — nicht wahr, meine Herren? und dann ſchießen ſie die kleine Gabel, und dann ſchmeißen ſie uns ſo ein Ding mitten in die Schwadron hinein. Und das wäre ſoeben die kleine Gabel geweſen. Alſo, wir wußten ja nun, was wir zu erwarten hatten.

Digitized by Google

Da kommt noch ein Schuß. Der saß beinahe in der Schwadron. Und ein Sprengstück riß mir meinen Trompeter neben mir aus dem Sattel, daß er sofort auf das Gesicht fiel und sich nicht mehr rührte.

Nun mußte der nächste Schuß kommen — da sie jetzt recht hübsch eingeschossen waren, so hatten sie vielleicht gar keine große Eile damit — der traf die Schwadron ja ziemlich sicher.

Sehen Sie, meine Herren, da hatte ich so 'was wie Nerven. Ich wußte, jetzt kommt's, und dem entgehen wir nicht. Ich habe mir's natürlich nicht merken lassen. Aber ich kann Ihnen sagen, diese Einschießerei, war mir hölliſch unangenehm, ganz hölliſch! Das kann man ja ruhig zugeben. Ich glaube, wenn die Leutnants und die Leute bei meiner Schwadron ehrlich waren, hätten sie mir wohl auch gesagt, daß das nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt. Da entschloß ich mich kurz und ritt hinüber zu dem andern Rittmeister von der Küraſſierschwadron. Der kam mir schon auf halbem Wege entgegen. Und beinahe zu gleicher Zeit fragten wir einander, ob's denn nicht besser wäre, den Platz zu räumen, da wir doch hier offenbar als Verſuchskarnickel von den Herren Franzosen angesehen wurden. Nachdem wir unsern Entschluß gefaßt hatten, hinter den Hügel zu gehen und uns etwas seitwärts von der Batterie aufzustellen, die wir bewachen sollten, um nicht gerade Kugelfang abzugeben, kamen schnell die Kommandos. Wir saßen im Sattel und, weiß der Teufel, beinahe hätte ich die Bewegung im Galopp ausführen lassen. Aber ich hatte so ein Gefühl wie: nein, du wirst dich doch

Digitized by Google

vor den Küraſſieren nicht lumpen laſſen. Und da die nur Trab ritten, ritten wir auch Trab.

Na, wir kamen noch mit 'nem blauen Auge davon. Eine halbe Minute ſpäter ſauſte ſo ein Ding von da drüben herüber und krepierte gerade dort, wo etwa der Zugführer meines dritten Zuges gehalten hatte. Alſo mit meiner Schwadron wär es wohl Eſſig geweſen für den weiteren Feldzug.

Nun will ich aber zu dem zurückkommen, weshalb ich Ihnen das erzähle, meine Herren. Sehen Sie, mir war ſcheußlich zu Mute! Vor allen Dingen, als mein alter, braver Trompeter da lag, die halbe Schulter weg — ach, das war nicht ſchön! Und ich hätte ja längſt den Platz geräumt, aber vor dem verfluchten Küraſſierrittmeiſter drüben hatte ich Angſt. Wenn die Küraſſiere es aushielten, daß die Kerls ſich auf ſie einſchoſſen, na, dann konnten's die Dragoner auch. Und als wir nachher Platz gewechſelt hatten, kann ich Sie verſichern, meine Herren, und ich ſchäme mich deſſen gar nicht, mir war, weiß Gott, das Hemd naß auf dem ganzen Buckel.

Der Oberſt ſtand auf. Sein Pferd war gemeldet, und er ſagte noch im Gehen:

— Wiſſen Sie aber, was das Ulkige dabei war? Nachher, als wir in Sicherheit hielten, geſtand mir der Küraſſier, es wäre ihm auch ſehr ungemütlich da geweſen. Er wäre gern fortgeritten mit ſeiner Schwadron, aber er hätte ſich geſchämt, es zu geſtehen, und vor den Dragonern wollte er ſich doch nicht lumpen laſſen!

Der Oberſt grüßte und verſchwand.

Digitized by Google

Als ich nachher mit Fritz Morsum nach Hause ging, sagte er mir ein paar Worte der Anerkennung, fast der Liebe gegen unsern Kommandeur. Das wäre doch ein großartiger Mann, und die letzte Geschichte, die er erzählt, sei ihm wie aus der Seele gesprochen.

Ich fragte ihn noch, was ihm denn eigentlich geschehen wäre, er hätte so blaß ausgesehen. Aber da meinte er sofort:

— Nein, nein, das ist vielleicht vom Sturz gewesen. Blaß? O nein! . . . .

Aber er war doch blaß gewesen.

* * *

Das Jahr darauf — ich hatte Fritz seitdem nicht wieder gesehen — war er abermals eingezogen. Es war Regimentsrennen. Unser Rittmeister hatte ein Pferd, das wohl kaum Siegesaussichten hatte. Er wollte es selbst reiten. Doch seine Frau, die gerade erwartete, geriet außer sich über diesen Gedanken, sie barmte, er könne das Genick brechen, ein verheirateter Mann — das ginge doch nicht.

Der Rittmeister war empört. Er, von dem jeder Mensch wußte, daß er das Herz durchaus auf dem richtigen Fleck hatte, mochte nicht, daß es hieße, er ritte nicht, weil es die liebe Gattin nicht wünschte. Aber wegen des Zustandes seiner Frau, um des ehelichen Friedens willen, gab er nach.

Gerade in dem Rennen, in dem das Pferd genannt war, starteteten nur wenig andre Tiere. Weil das Feld

Digitized by Google

so klein war, hatte der Kommandeur gebeten, um den Gästen, die gekommen waren, das Regimentsrennen mit anzusehen, doch etwas zu bieten, möglichst viele Herren möchten in den Sattel steigen. Deshalb kam kurz vor dem Rennen unser Rittmeister zu Fritz Morsum und sagte:

— Sie sind ein so geschickter Reiter. Wollen Sie mir nicht einen Gefallen tun? Ich reite nicht. Wollen Sie das Tier für mich reiten?

Morsum konnte den Ritt kaum ausschlagen. Er hatte kein Pferd genannt. Wenn sein eigner Rittmeister ihm, dem Reserveoffizier, sein Pferd anvertraute, so wäre es wirklich fast unmöglich gewesen, auszuschlagen. Morsum war leicht, das Gewicht sprach also auch nicht mit. Infolgedessen antwortete er:

— Es ist mir eine große Ehre, daß der Herr Rittmeister das Vertrauen zu mir haben. Ich werde reiten.

Das Tier, um das es sich handelte, war — und darin bestand der eigentliche Grund, weshalb die Dame durchaus nicht ihren Mann darauf im Sattel sehen wollte —, wie sich unser Adjutant ausdrückte, ‚die reine Fallmaschine'.

Vielleicht wußte das Morsum gar nicht. Aber als ich ihn vor dem Rennen traf und er eben daran ging, sich abwiegen zu lassen, sagte ihm plötzlich ein andrer Herr des Regiments:

— Na, Morsum, ich wette, beim ersten Hindernis liegen Sie!

Ein Ulan aus einer Nachbargarnison meinte lächelnd:

— Wenn Sie nicht beim ersten liegen, wette ich,

Digitized by Google

beim zweiten. Aber die größte Wette will ich darauf abschließen, daß Sie jedenfalls nicht durchs Ziel gehen. Ich habe nämlich das Tier bis zum Herbst im Stall gehabt.

Morsum war, wie ich bemerkte, wieder bleich geworden. Er trat auf die Wage, um das Gewicht festzustellen.

Als er, die Reitpeitsche in der Hand, neben mir stand, zog er mich abseits. Ich merkte, daß er sehr aufgeregt war. Er fragte mich mit merkwürdig unsicherer Stimme eine Menge Sachen hintereinander, ohne überhaupt die Antwort abzuwarten, woraus ich entnahm, daß er bloß das Bedürfnis hatte, irgend etwas zu sprechen, um die Zeit bis zu Beginn des Rennens hinzubringen. Er wollte wissen, ob er seine eigne Zäumung auflegen dürfe, ob es nicht besser sei, das Tier auf Kandare zu reiten. Dann kam er auf den Gedanken, ein Martingal wäre notwendig. Er fragte, ob der Gaul zum Ausbrechen neige, ob man ihn scharf beim Kopfe nehmen müsse wegen des Falles.

Ich machte ihm Mut:

— Ach, weißt du, die reden bloß so! Warum sollst du gleich daliegen? Ich glaube es nicht. Aber du siehst schlecht aus! Ist dir nicht wohl?

— O ja, ich wüßte nicht!

— Aber du bist blaß, du hast mir doch mal gesagt, du hättest mit dem Magen zu tun.

— Ja, aber der ist jetzt ganz in Ordnung.

— Überlege dir's doch, du kannst ja den Ritt noch immer ausschlagen. Ich glaube, so furchtbar böse wird

Digitized by Google

der Rittmeiſter nicht ſein. Und ein Rennen ſollte man nur reiten, wenn man geſund iſt.

Aber er wollte nichts davon wiſſen.

Ich konnte ihn, da ich ſelbſt mitritt, nicht weiter beobachten, denn ich mußte mich um mein eignes Pferd kümmern, das ich auch bloß ſteuerte, um das Feld zu füllen. Gewinnausſichten hatte ich nicht.

Beim Start kamen wir nebeneinander, und mir fiel wieder Morſums Farbe auf. Er ſah aus wie eine Kalkwand. Und der kleine Zieſow, der fortwährend Witze riß und womöglich im Rennen noch Unterhaltung machte, ſagte plötzlich zu Fritz:

— Morſum, du ſiehſt ja aus wie Dünnbier und Spucke.

Aber da mußten wir auch ſchon anreiten, und wenn Fritz hätte antworten wollen, ſo hätte er es jetzt wenigſtens nicht mehr gekonnt.

Der Gaul des Rittmeiſters war eine Fuchsſtute, ein etwas kitzliches, hochbeiniges, widerwärtiges Tier, das ſein Beſitzer für ein Butterbrot erworben hatte und manchmal vor der Schwadron ritt.

Da ließ unſer Major, der ſtartete, das Taſchentuch ſinken. Das Rennen begann.

Das Tempo war ziemlich gemütlich, und ich legte mich neben Morſum zurecht. Mein alter Bock war nicht ſchnell, aber ein todſicherer Springer. Vielleicht konnte ich den Freund über die Hinderniſſe führen.

Zuerſt kam eine Steinmauer. Dann wurde plötzlich das Tempo ſchärfer. Zieſow rief unterwegs:

Digitized by Google

— Kinder, wir wollen mal etwas einheizen, daß die Damen wenigstens 'was zu sehen kriegen, sonst müssen wir uns ja schämen.

Aber er brauchte gar nicht das Tempo zu verschärfen, denn Morsum, der die Instruktion bekommen hatte, für ein scharfes Rennen zu sorgen, war plötzlich wie der Teufel vorn und führte. Der Fuchs ging, wie es schien, tadellos und nahm eine Bretterwand, die jetzt folgte, willig und glatt.

Für mich war diese Reiterei so gemütlich, daß ich mir ruhig meine Gedanken machen konnte. So sagte ich mir, die beiden, die da vorhin wetten wollten, hätten mit den ersten Hindernissen jedenfalls schon ihre Wette verloren.

Nun kam eine Hecke mit Koppelrick, ein Graben dahinter. Morsum führte noch immer. Der Fuchs machte vor dem Hindernis Miene, auszubrechen, flatterte hin und her, aber Fritz zwang ihn hinüber, nur blieb das Tier dabei mit den Hinterbeinen hängen und richtig — er lag.

Als ich hinterher sprang, vielleicht drei Sekunden später, wäre ich beinahe auf Morsum gelandet, der neben dem Gaul auf der andern Seite auf dem Gesicht lag.

Ich hatte keine Zeit, Betrachtungen anzustellen und konnte nur noch etwas ausbiegen, um mir eine andre Stelle zum Sprunge zu suchen, der nun etwas schief geriet. Ich wußte ja, die Kameraden würden dazu kommen und ihm helfen. Aber während des ganzen übrigen Weges konnte ich die Stellung meines Freundes nicht vergessen: auf dem Gesicht mit ausgebreiteten Armen, ohne Bewegung, den Kopf seitwärts, etwas eingezogen.

Digitized by Google

Ich ritt mein Rennen unter dem Eindrucke sehr schlecht nach Hause und kam auch richtig als ‚stark getriebener Letzter' ein. Aber das war mir ganz gleich, die Kameraden kannten die geringe Eignung meines Tieres als Rennpferd, und mir lag jetzt bloß das Schicksal des Freundes am Herzen.

Ich gab den Gaul ab und lief nach dem Graben. Die andern hatten Fritz aufgerichtet.

Unser Assistenzarzt war sofort zur Stelle, untersuchte den Gestürzten, neben den ich mich hingekniet hatte, um ihm den Rücken zu halten, und sagte nur kurz:

— Also schnell hereinbringen. Wir werden erst mal einen Notverband hier anlegen. Einfacher Schenkelbruch.

Morsum schien große Schmerzen zu leiden. Aber er verzog keine Miene, war nur totenblaß und lächelte gezwungen. Ich sah, er nahm sich höllisch zusammen. Ich zog das Taschentuch, wischte ihm die Stirn, die einige Schrammen aufwies, und stäubte die Erde aus seinem Haar. Die übrigen waren inzwischen — es war das letzte Rennen — wieder zu Pferde gestiegen, oder hatten sich auf die Wagen begeben und fuhren nach der Garnison zurück.

Die Sache dauerte mit Morsum ihre festgesetzte Zeit. Schmerzen hatte er nicht, er mußte nur lange ruhig liegen. Das Bein heilte zwar normal, aber, wie sich erst nach dem Transport herausgestellt, hatte er noch dazu einen komplizierten Knöchelbruch erlitten. Als Fritz vollkommen geheilt war, ging er lahm. Damit war seiner reiterlichen Laufbahn ein Ziel gesetzt.

Digitized by Google

Ich hatte erwartet, daß er sehr unglücklich sein müßte. Jemandem, der so große Anlage zum Reiten hatte, konnte es nicht einerlei sein, ob er nicht wieder im stande sein würde, in den Sattel zu steigen. Doch merkwürdigerweise schien er nicht besonders niedergeschlagen zu sein.

Er war vom Regiment abgefeiert worden. Nun trat er aus seinem Reserveverhältnis aus. Als er abreiste, begleitete ich ihn an die Bahn. Wir sprachen noch, bis der Zug ging.

Ich fühlte, er freute sich eigentlich, des Dienstes ledig zu sein, mochte es aber vielleicht aus Scham, vielleicht aus Interesse für die Kameraden nicht eingestehen.

Ich sagte:

— Du kommst mir eigentlich vor, als brauchte man dich gar nicht so zu bedauern, oder du hast dich merkwürdig in dein Schicksal gefunden. Na, Willenskraft hast du, das haben wir gesehen. Wie du deinen Schmerz verbissen hast, als du da in dem Graben saßest, das war großartig. Wir haben dich alle bewundert.

Er sagte schnell und erfreut:

— So, habt ihr das?

— Ja, es muß doch höllisch weh getan haben?

— Es tat sehr weh!

Aber einer Äußerung darüber, ob er ungern von uns schied, wich er aus. Mir war es peinlich, mich etwa einzudrängen in seine Gefühle. Ich ließ ihn also ganz ruhig, mochte er denken was er wollte. Unser Abschied war kurz und herzlich. Dann dampfte er davon.

Digitized by Google

2.

Wieder waren ein paar Jahre vergangen, und ich hatte ihn nicht gesehen. Wir schrieben uns ab und zu. Aber wie es so geht, auch unter guten Freunden: unsre Beziehungen waren nicht mehr dieselben. Er kam nicht zum Regiment, ich hatte meinen Dienst, und im Laufe der Zeit folgten unsre Briefe sich immer spärlicher, bis sie endlich ganz aufhörten.

Inzwischen trat eine große Veränderung in meinem Leben ein. Mein Vater starb, und ich war genötigt, unser Familiengut zu übernehmen, woran mir eigentlich wenig lag, denn ich war nicht zum Landwirt erzogen worden. Mein älterer Bruder, der das Gut hätte bekommen sollen, wurde lungenkrank und zwar so schwer, daß die Ärzte sagten, mit einem Aufenthalt im Süden wäre es bei ihm nicht abgetan, sondern für seine Körperverfassung gebe es bloß ein Radikalmittel, nämlich dauernd in einem viel milderen Klima zu leben. Mit schwerem Herzen mußte er infolgedessen das Gut verlassen. Er siedelte ganz nach Italien über. Den Winter wollte er in Pegli bei Genua wohnen. Den Sommer über ginge er dann vielleicht ins Gebirge hinauf.

So mußte ich also umsatteln und Landwirt werden.

Nun war auch meine direkte Verbindung mit dem Regiment gelöst. Da erinnerte ich mich unwillkürlich — selbstsüchtig, wie man ist — wieder meines alten Freundes, den ich im Drange der Dienstzeit nicht mehr gesehen, und schrieb ihm, er möchte mich doch einmal besuchen.

Digitized by Google

Er kam auch wirklich. Aber er gefiel mir nicht, er ſchien eigentümlich verändert. Übrigens war es mit ſeiner Lahmheit nicht mehr ſchlimm, er konnte wenigſtens mit mir auf die Jagd gehen und war den längſten Spaziergängen gewachſen.

Wir waren ganz allein auf dem Gut, und die Abende wurden uns lang. Zeitungen, Bücher — Nachbarſchaft gab es wenig — Beſuche beim Paſtor, Schach oder Dame genügten ſchließlich nicht, um die Zeit totzuſchlagen.

Wir ſaßen eines Abends in meinem Zimmer und ſchwatzten und ſchwatzten. Ich ſprach wieder vom Regiment. Ich ſagte, es ſei doch ſchade, daß Fritz aus dem Reſerveverhältnis habe ausſcheiden müſſen, noch mehr ſei es aber ſchade, daß er nie dazu wäre zu bewegen geweſen, überzutreten.

— Na, weißt du, ich glaube, zum aktiven Offizier hätte ich doch nicht gut gepaßt. Ich fühle mich ſo ganz wohl.

— Aber ich finde nicht, daß du den Eindruck machſt, als befändeſt du dich wohl.

Er antwortete mit ziemlicher Heftigkeit, ich irrte mich, er befände ſich ſehr wohl.

Dagegen war nun weiter nichts zu ſagen. Wir fingen wieder an von ſeinem Sturze damals beim Regimentsrennen zu ſprechen, und ich lobte noch einmal ſein Verhalten, das mir wirklich beinahe heroiſch erſchien.

Doch er ſagte plötzlich erregt:

— Nein, wahrhaftig, da haſt du aber doch nicht recht, denn ich kann dir ſagen, mir war damals ſehr eklig

Digitized by Google

zu Mute. Ich kann mir nicht denken, daß ich eine gute Rolle gespielt hätte.

— Doch! Gerade! Und dann weißt du, allen Schneid und alle Nerven in Ehren, aber wenn man vorher weiß, daß so ein Luder wie der Fuchs die reine Fallmaschine ist, so ist's doch schließlich kein besonderes Vergnügen, das Biest zu reiten.

Er richtete sich plötzlich auf:

— Findest du das wirklich?

— Ich glaube, das findet jeder vernünftige Mensch. Ich kann mir auch was Angenehmeres denken. Du setzest dich auf so ein Tier, hast's nicht zugeritten, bist an seinen Dummheiten nicht schuld, Gewinnaussichten hat's nicht, du reitest es bloß, um das Feld zu füllen, und riskierst deine Knochen, weil die Frau des Besitzers die ihres Mannes nicht dranhetzen will! Ich glaube, da würde ich mir doch sagen: ich habe mein Genick auch nicht gestohlen. Und was geht dich schließlich der Schinder an?

— Ja, aber solche Ansichten kann man nicht äußern — antwortete Fritz lebhaft.

— Warum denn nicht?

— Nein, das kann man doch nicht gut. Das wäre doch . . . 'ne —

— Sehe ich gar nicht ein. Das ist doch kein Mangel an Schneid. Habe ich ein eignes Pferd in Arbeit und will das Tier meinem Willen beugen oder es erziehen, na, da darf ich natürlich nicht danach fragen, ob es mir ein paar Rippen kostet, dafür bin ich eben Kavallerist. Aber in deinem Fall . . .

Digitized by Google

Fritz rauchte ſtumm ſeine Cigarre und blies den Rauch vor ſich hin. Erſt nach einer ganzen Weile, während deren wir mächtig geſtumpft hatten, wie wir's früher als junge Leute nannten, fragte er, indem er mich faſt lauernd anſah:

— Sag mal, iſt nie beim Regiment über mich geredet worden?

— Wieſo denn?

— Nun, ich meinte bloß ſo. Ich dachte, ich hätte den Ritt vielleicht nicht ſchnell genug angenommen.

— Das wüßte ich doch nicht . . .

Wieder ſchwieg er, bis er nach einer Weile abermals anfing:

— Weißt du, der Kommandeur iſt doch eigentlich ein famoſer Mann!

— Gewiß, der hat 's Herz auf dem richtigen Fleck.

Fritz fuhr auf:

— Ja, ja, allerdings! Und da wundert einen oder freut einen — ich weiß nicht, wie man ſagen ſoll — ſehr, eine Anſicht, die er mal äußerte. Erinnerſt du dich noch des Tages, wo ich einen neuen Gaul hatte und ihn vorritt, ſprang und ein paarmal fiel? Da gingen wir doch nachher ins Kaſino, und da erzählte uns doch der Oberſt eine Geſchichte von ſiebzig? Weißt du noch?

Ich lachte:

— Natürlich, wie die Franzoſen ſich auf ſeine Schwadron eingeſchoſſen haben, und daß ihm dabei doch hölliſch eklig zu Mute war.

— Ja, das meine ich! Weißt du — weißt du noch,

Digitized by Google

wie der Kommandeur ſagte, wer gar keine ‚Nerven‘ hätte, der hätte überhaupt keinen richtigen Mut, ſondern derjenige, der ‚Nerven‘ hätte, aber ſie beherrſchte, der wäre der eigentlich Mutige. Erinnerſt du dich noch?

— Gewiß.

Fritz fragte gedehnt:

— Glaubſt du nicht, daß er damit ſehr recht hat?

— Selbſtverſtändlich! Eine ungeprüfte Tugend iſt keine Tugend. Weil jemand nicht geſtohlen hat, iſt's noch ſehr die Frage, ob er nicht zum Dieb geworden wäre, falls er nichts zu eſſen gehabt hätte. Vielleicht hat nur die Gelegenheit gefehlt. So iſt's mit dem Mute doch auch.

Unſer Geſpräch erſtarb. Wir ſaßen lange in meinem Zimmer. (Die Cigarre ging nicht aus, und es war ein ſo dichter Rauch geworden, daß man hätte mit dem Meſſer Stücke herausſchneiden können.) Ich war müde und möchte nicht beſchwören, ob ich nicht in meinem Lehnſtuhl etwas einnickte. Aber ſonderbar, wir fanden an dem Abend nicht den Entſchluß, zu Bett zu gehen.

Ich raffte mich ein paarmal auf, doch weiß der Teufel, immer ſank ich wieder in meine halb ſchlummernde Stumpfheit oder ſtumpfſinnige Schläfrigkeit zurück. Natürlich hatte ich ſchon ein Loch mit der Cigarre, die ich weggelegt, in die Tiſchplatte gebrannt. Und da kam ich auf den Gedanken: ‚Nun iſt's aber genug, mag's biegen oder brechen, jetzt gehſt du in deine Falle.‘

Ich ſtand auf, gähnte, ſtreckte die Arme, rieb mir die Augen, warf den Cigarrenſtummel in den Aſchenbecher und wollte eben gute Nacht ſagen, als Fritz plötzlich bat:

Digitized by Google

— Hör mal, ich würde furchtbar gern etwas mit dir beſprechen.

Nun blickte ich ihn genauer an und ſah, daß er durchaus nicht ſchläfrig war wie ich, ſondern einen erregten Geſichtsausdruck zeigte. Nervös ſpielte er mit der Uhrkette. Er hatte mir offenbar wirklich etwas Wichtiges mitzuteilen, das ihn dieſe Zeit über ernſtlich beſchäftigt, während ich geträumt und gedöſt hatte. Obgleich ich herzlich müde war, konnte ich doch unmöglich dem Freunde ſagen: ‚Alter Kerl, können wir das nicht morgen beſprechen?‘

Das hätte ihm auf ewig den Mund verſchloſſen. Ich ſetzte mich alſo in meinen Lehnſtuhl zurück, ein wenig brummig, indem ich mich aber äußerlich ſehr zuſammennahm, um ein intereſſiertes Geſicht zu machen.

Fritz begann. Was er mir ſagte, war ſo, daß mich nach den erſten Sätzen ſchon alle Müdigkeit verließ und ich ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit und tiefer Bewegung zuhörte:

— Du haſt gemeint, ich hätte mich damals beim Sturze gut benommen. Das freut mich. Und dann haſt du erklärt, daß du der gleichen Anſicht biſt, wie unſer Oberſt, weißt du, mit dem, na alſo mit der . . . mit dem . . . mit der . . . ich will's mal ‚Feigheit‘ nennen. Du wirſt mich deswegen nicht anders anſehen, da ich eben gehört habe, wie du denkſt. Alſo daß ich's nur geſtehe: ich freute mich, nicht wieder in den Sattel ſteigen zu müſſen, weil mir ſolche Sachen, wie das Rennen, nicht angenehm waren. Ja, du machſt ein erſtauntes Geſicht, aber ich kann dir nur wiederholen — ich hatte ‚Nerven‘.

Digitized by Google

Nennen wir's einmal, wie ich's vor mir selber nannte, geradezu ‚Furcht'.

— Das ist nicht möglich! — warf ich dazwischen.

Doch er wehrte ab:

— Ich kann dir die Versicherung geben, ich hatte Furcht. Jedesmal, wenn ich sprang, war es mir wie Schwindel. Ein Gefühl, wie ich's wohl als Junge kannte beim Schaukeln, wenn die Schaukel nach vorn geht, ein Gefühl, als ob ich plötzlich in einen Abgrund sänke. Jeder einzelne Sprung war mir eine Folter. Wenn mein Wille nicht stark gewesen wäre, ich hätte einfach gesagt: ‚Fällt mir gar nicht ein, nennt mich feige, nehmt mir den Reserveoffizier, denn ich bin ja nicht wert, die Achselstücke zu tragen, verachtet mich alle, aber ich springe nicht, ich springe nicht, und ich springe nicht!' Wenn ich der Gefahr gegenüberstehe, ist mein Hemd naß. Nur gelang es mir noch immer, mich zu beherrschen. Und doch kann ich dir sagen, damals — ich weiß das noch so genau — als mich der Kommandeur springen ließ: wäre das Tier ein viertes Mal gefallen, ich hätte unserm Oberst den Gehorsam verweigert. Ich habe dir dieses Geständnis längst einmal machen wollen, aber ich konnte nicht den Mut dazu finden. Der Mut hat mir auch dazu gefehlt. Ich habe nie Mut, ich habe nur Willen.

Nun habe ich mir allerlei zurecht gelegt, um vor mir selbst anders dazustehen. Sieh mal, es gibt gewisse Sachen, zu denen gehört ein Mut, den Reiter wieder nicht haben. Kann man's zum Beispiel Furcht nennen, wenn du dem Löwenbändiger, der zu dir sagt: ‚Kommen Sie

Digitized by Google

ruhig mit in den Käfig, ich garantiere, daß Ihnen nichts geſchieht,' antworteſt: ‚Ich danke ſchön. Fällt mir nicht im Traume ein! Damit mich die Beſtien zum Frühſtück verzehren!' Der Löwenbändiger wird dich für feige halten. Und von ſeinem Berufsſtandpunkt aus hat er recht.

Oder du kommſt bei einer Bergbeſteigung an eine ſehr gefährliche Stelle; die Führer ſagen dir: ‚Es kann Ihnen nichts paſſieren!' Trotzdem zuckſt du zurück und magſt nicht über den ſchmalen Grat hinweg oder über die ſchwindelnde Wand hinauf. Ja, dann haſt du doch zweifellos in den Augen der Führer Furcht und biſt ein Feigling.

Was iſt alſo Feigheit, was Furcht? Es iſt doch nur relativ! Ich habe mir das alles zu meiner Rechtfertigung überlegt. Und trotzdem: es iſt nicht bloß das, es iſt nicht beim Reiten allein, es iſt bei allem. Ich kämpfe gegen mich an, die Furcht bleibt mir.

Aber das iſt nur die Einleitung. Ich glaube, wenn nicht etwas in mein Leben getreten wäre, das ich dir jetzt offenbaren will, ſo hätte ich auch dir, dem Freunde, zu dem ich das größte Zutrauen habe, meine Schwäche nie eingeſtanden. Ich bin nämlich in eine Angelegenheit verſtrickt worden, aus der ich, wie ich weiß, nicht wieder herauskomme — wenigſtens nicht lebend. Ich bin ſozuſagen zum Tode verurteilt.

Erſchrocken ſprang ich auf und rief, die Hände zuſammenſchlagend:

— Aber nun hört's doch wirklich auf, Fritz. Was haſt du nur heute abend, daß du mir ſolche Geſchichten erzählſt?

Digitized by Google

Doch er antwortete einfach:

— Bitte, du wirſt gleich beurteilen, ob ich recht habe oder nicht. Ich muß zu dem, was ich dir zu ſagen habe, etwas weiter ausholen. Ich befand mich jetzt, ehe ich zu dir kam, wie du weißt, ein paar Tage in Wien. Ich ſaß mit einem Bekannten, dem Bruder von dem kleinen Zieſow von unſerm Regiment, beim Sacher, dem Reſtaurant hinter der Oper. Wir unterhielten uns über alles mögliche und dabei ſprachen wir von dieſen und jenen Völkerſchaften Öſterreichs. Wir hatten bei unſerm Aufenthalt in Wien die verſchiedenſten Idiome gehört und Trachten geſehen, und ich weiß noch, daß Zieſow ſagte: ‚Im Grunde genommen gibt es doch bloß zwei Hauptſtämme in Öſterreich: die Deutſchen und die Ungarn. Denn die Tſchechen, dieſe Raſſelbande, kommen doch kaum in Betracht.‘ Ich antwortete, leider kämen ſie in Betracht genug, um das Deutſchtum in Böhmen einfach an die Wand zu drücken. Ich muß dabei erwähnen, daß wir nicht etwa angeheitert waren, denn der Bruder des kleinen Zieſow iſt ein ſehr vernünftiger, ſehr nüchterner Menſch, vielleicht etwas zu nüchtern. Er könnte wohl einmal ein Glas Sekt vertragen, um etwas lebhafter zu werden. Na, und daß ich ſo gut wie nichts trinke, erinnerſt du dich wohl. Ich glaube alſo, behaupten zu können, daß unſer Geſpräch nicht übermäßig laut geführt wurde.

Wir kamen von den Tſchechen weiter auf die vielen Nationalitäten, die in und um Öſterreich gruppiert ſind. Ich weiß nicht recht, was wir eigentlich ſagten, ich glaube aber, daß wir von den Slawen im allgemeinen redeten,

Digitized by Google

von der Slawengefahr, die den Germanen einmal drohen würde. Zieſow hat ſehr ausgeprägte, politiſche Anſichten, die aber durchaus nicht engherzig ſind. Er iſt ein Menſch von Wiſſen und von einer nicht gewöhnlichen Bildung. Und er ſetzte mir den Unterſchied zwiſchen Rumänen, Serben und Bulgaren auseinander. Er meinte, wir würfen ſie alle in einen Topf und hätten keinen Begriff davon, daß es durchaus verſchiedene Leute ſind. Er ſprach von der römiſchen Abſtammung der Rumänen und ſolchen Dingen. Da ſteht plötzlich am Nachbartiſch ein Herr auf, tritt an unſern Tiſch und bittet Zieſow um eine Unterredung. Wir wußten wirklich nicht, wie wir dazu kamen, und ich war außerordentlich erſtaunt, als Zieſow zurückkehrte, ſich wieder auf ſeinen Platz ſetzte mit der Frage:

— Iſt Ihnen bewußt, daß wir beleidigende Äußerungen über die Serben getan haben?

Ich mußte lächeln:

— Wie kommen Sie darauf?

Er meinte mit gedämpfter Stimme:

— Dieſer Herr, der mich da eben angeredet hat, hat mich draußen geſtellt, wir hätten es gewagt, über die Serben zu ſchimpfen.

Von Schimpfen war keine Rede. Ich glaube ſogar, daß wir, abgeſehen von dem Worte ‚Serben‘ gerade über dieſes Volk kaum etwas geſagt hatten. Ich ſchüttelte den Kopf, aber wir wollten über das Serbenthema nicht weiter ſprechen, denn wir hatten keine Luſt, uns neuen Unannehmlichkeiten auszuſetzen. Zieſow erzählte mir noch,

Digitized by Google

er hätte dieſem Herrn, nachdem ſie ſich gegenſeitig vorgeſtellt, erklärt, es wäre ihm nicht im Traume eingefallen, Schlechtes von den Serben zu reden. Er glaubte, damit wäre die Sache wohl erledigt.

Uns war die Laune geſtört, und die Nachbarſchaft jener Herren mit den ſlawiſchen Geſichtern war uns jetzt keineswegs angenehm. Du weißt, daß Zieſow nicht der Mann iſt, vor irgend etwas zurückzuweichen. Aber er ſagte mir leiſe, er wäre dafür, zu zahlen und zu gehen.

Mich hatte die Sache aufgeregt. Und jetzt ſpielte mir meine Veranlagung, meine Nerven, meine unglückſelige Natur, einen Streich. Ein andrer hätte es vielleicht für ſelbſtverſtändlich erachtet, wie Zieſow eben ſich zu entfernen. Aber ich tiftelte mir aus, wir müßten bleiben. Die Angſt beherrſchte mich, man könnte mir meine Nerven anmerken. So überlegte ich mir die Sache und überlegte und kam ſchließlich zu dem Entſchluß, es würde feige ſein, das Feld zu räumen, wir müßten die Serben vor uns gehen laſſen.

Zieſow war zwar nicht meiner Anſicht, aber er fügte ſich meinem Wunſche. Wir tranken noch eine Taſſe Kaffee. Aber wie du dir denken kannſt, kam unſre Unterhaltung nicht recht in Gang. Wenn man am Nebentiſch eine Geſellſchaft von Leuten ſitzen weiß, offenbar die Ohren ſpitzend auf jede Silbe, die man ſagt, na, da erſtirbt einem natürlich das Wort im Munde. Ich merkte, wie die Herren uns unausgeſetzt beobachteten. Sie ſchienen nicht dieſelbe Rückſicht zu wahren wie wir, ſondern redeten offenbar fortwährend von uns. Aber ſie waren inſofern beſſer

Digitized by Google

daran, als sie serbisch sprachen, während wir deutsch reden mußten. Ich denke mir wenigstens, daß es serbisch gewesen ist. Mein Gott, wer soll denn serbisch lernen außer den Serben selbst!

Wir saßen so noch zwei Stunden. Die Zeit wurde mir unglaublich lang. Und dabei überfiel's mich immerfort wie die Ahnung von etwas Bösem. Mit einem Wort: meine Natur regte sich. Ich empfand die Anwesenheit der Leute drüben als stete Bedrohung. Wir hatten nichts mehr getrunken, aber die Serben ließen sich einen Schnaps nach dem andern geben, und ihre Stimmung wurde immer erregter. Es wäre vielleicht das beste gewesen, wir wären nun doch gegangen. Denn die Herren — es waren vier — hatten offenbar die Absicht, uns auszuhungern, wie man sagt. Sie wollten das Feld behaupten. Da sagte plötzlich, als wir endlich doch den Zahlkellner gerufen hatten, derselbe Herr, der sich vorhin an Ziesow gewandt, in einem nicht sehr glücklich nachgemachten sogenannten ‚Jardeton‘:

— Kolossal schneidig!

Ziesow und ich blickten uns an. Der Zahlkellner machte die Rechnung. Da sagte wieder einer der Herren am Nebentisch:

— So ein Berliner erlaubt sich alles. Die sollten bloß mal zu uns kommen!

Die letzten Worte waren so laut gewesen, daß sich der Kellner unwillkürlich zum Nebentisch umwandte. In mir stieg die Wut auf. Aber ich beherrschte mich noch, wenn mir auch alle Glieder schlugen. Ziesow, der dem

Digitized by Google

Kellner die Speisen nannte, konnte nicht alles hören, ich aber mußte jedes Wort verstehen.

Nun rief der eine Serbe noch einmal:

— Kolossal schneidig!

Mir war es, als ob der Zahlkellner lächelte.

Für einen andern wäre es möglich gewesen, solche Anrempeleien betrunkener Leute vornehm zu ignorieren. Aber das Gesicht des Zahlkellners brachte mich dazu, daß ich alle Selbstbeherrschung verlor, mich plötzlich zum Nebentisch hinüberwandte und fragte:

— Meine Herren, sprechen Sie mit uns?

Der Serbe, der vorher mit Ziesow draußen gewesen war, erhob sich:

— Bitte, was wünschen Sie?

— Ich wünsche gar nichts.

— Dann weiß ich nicht, warum Sie mit uns sprechen! Ich kenne Sie nicht und wünsche Sie auch nicht kennen zu lernen!

Er setzte sich, und die andern drei lachten. Ziesow sagte ganz ruhig:

— Lassen Sie doch die Herren. Sie sind wohl kaum in einer Verfassung, daß sie einen kränken könnten.

Mir aber entfuhr ein unglückseliges Wort. Ich beherrschte mich nicht mehr und sagte möglichst kalt — ich weiß aber, daß mir die Stimme vor Aufregung beinahe umschlug:

— Das ist von Halbasiaten nicht anders zu erwarten!

Da erhob sich der Serbe und brüllte mich an:

— Wir werden uns draußen sprechen.

Digitized by Google

Ich tat nicht, als hätte ich ihn gesehen, sondern ging mit Ziesow davon. Im Lokal selbst wollte ich keinen Streit haben.

Die vier Herren folgten uns augenblicklich. Es kam in der Garderobe zu einem heftigen Wortwechsel. Die Serben behaupteten, ich hätte ihre Nation beleidigt, ihr Nationalgefühl verletzt. Sie gaben uns ihre Karten, und ich las auf der einen ‚Stojan Protitsch'. Es blieb uns nichts andres übrig, als auch ihnen unsere Karten zu überreichen. Ich nahm noch einen Bleistift und schrieb mit möglichster Fassung das Hotel darauf. Dann grüßten wir und gingen unsrer Wege.

Ich konnte die Begegnung nicht vergessen. Ziesow behauptete, es würde nichts weiter daraus werden, und dann sei es doch sehr zweifelhaft, ob Rüpel dieser Art satisfaktionsfähig wären. Was sollte schließlich dabei herauskommen!

Eigentlich wollten wir am nächsten Tage Wien verlassen, aber das hätte wie eine Flucht ausgesehen. Nun mußten wir erst einmal die Angelegenheit abwickeln.

Am nächsten Morgen erschien im Hotel ein Herr, sehr anständig aussehend, der irgendwo da unten ein Schloß besaß. Das kam später heraus. Er sollte eine Forderung überbringen. Es ging dabei nicht gerade so streng zu, wie es nach unsern Begriffen nötig ist. Der Serbe, auf dessen Karte ‚S. D. Petrowitsch' stand, war ganz vernünftig, nur in einem Punkt nicht ernst zu nehmen, nämlich daß er immerfort behauptete, seine Landsleute wären von mir beleidigt worden und zwar auf die schwerste

Digitized by Google

Art, denn das Wort ‚Halbasiaten', auf serbische Untertanen angewendet, wäre eine Beschimpfung, wie sie schlimmer nicht gedacht werden könnte.

Ziesow stellte ihm vor, seine Landsleute hätten schon angefangen zu behaupten, sie wären beleidigt, als wir ihre Anwesenheit noch gar nicht bemerkt hätten, dann aber anzügliche Redensarten losgelassen. Wenn ich also scharf geantwortet, so hätten sie es doch wirklich nur sich selbst zuzuschreiben; die Herren wären außerdem zweifellos angesäuselt gewesen. In diesem Zustande mache man aus einer Mücke einen Elefanten. Es würde durchaus genügen, wenn ich erklärte, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, das serbische Volk zu beleidigen, und wenn die Herren ihrerseits erklärten, daß sie die provozierenden, in schnarrendem Ton gesprochenen deutschen Worte bedauerten, da sie sich in etwas lustiger Dinerstimmung befunden hätten.

Herr Petrowitsch meinte, gewiß würden seine Landsleute bereit sein, ihre, wie er selbst fand, wenig geschmackvollen Zurufe zurückzunehmen. Aber die Beleidigung von meiner Seite bliebe.

Ziesow wollte ihm weiter zureden. Doch das sah beinahe aus, als beabsichtigte ich einer Begegnung mit den Waffen aus dem Wege zu gehen. Ich hatte das Gefühl, gerade ich und leider ich, wäre vielleicht der einzige Mann, der so etwas nicht beiseite schieben durfte. Glaubst du, daß ein Duell mit diesen Leuten mir nicht nahe ginge? Ich kann dir sagen, den Gedanken daran werde ich überhaupt nicht wieder los. Nicht, daß ich mich davor fürchtete, daß mir einer dieser Kerls eine Kugel durch den Kopf schösse! Ach

Digitized by Google

Gott, das dauert bloß einen Augenblick, und dann iſt es aus. Nein, die fürchterliche Angſt beherrſcht mich jetzt, wie ich mich benehmen würde bei allem, was vorhergeht. Ich könnte ſchwach werden, könnte meine Selbſtbeherrſchung verlieren, könnte in der furchtbaren Aufregung, in der ich mich ſicher befinden werde — denn ich bin ſchon jetzt erregt — vielleicht irgend eine Dummheit begehen, vor dem Kommando ſchießen, oder etwas dergleichen.

Und dieſe Ungewißheit, die mein Herz ſchlagen läßt, mein Gehirn quält, mich in den Träumen verfolgt, die mir auf den Magen gefallen iſt, daß ich nicht mehr recht verdaue, dieſe fortwährend drohende Gefahr, die über mich hereinbrechen wird, ich weiß nicht wann — denn ſie bricht herein, ſie kommt beſtimmt — das kann einen ja wahnſinnig machen! . . . . . .

Fritz war immer erregter geworden, und ich ſah jetzt, wie ſeine Hand zitterte, während ſie nervös mit einem Falzbein auf dem Tiſche ſpielte. Er zog das Taſchentuch, um ſich den Schweiß von der Stirn zu tupfen.

Ich redete ihm zu, es läge doch gar keine Veranlaſſung vor, ſich mit ein paar Rowdies zu ſchlagen. Aber Fritz ſagte, davon ſei gar keine Rede. Die Leute wären Studenten an der Univerſität Wien, entſtammten guten, ſerbiſchen Familien, und es läge nicht der geringſte Grund vor, eine Forderung abzulehnen. Dann zog er ein paar Briefe aus der Taſche: die Korreſpondenz, die in der Angelegenheit geführt worden war.

Schließlich bat er mich, ſein Sekundant ſein zu wollen.

Digitized by Google

Nun ſahen wir einen der Briefe nach dem andern durch, die Zieſow mit den Leuten gewechſelt, vor allem mit Herrn von Petrowitſch, aber auch noch mit andern, die die Vertreter der übrigen drei Herren zu ſein ſchienen.

Offenbar beſtand kein Zweifel — ich ſagte das Fritz nicht, um ihn nicht aufzuregen, aber aus der Lektüre des Briefwechſels ging es hervor — daß dieſe Serben ſich wie ein Mann gegen ihn wenden wollten. Erlag er nicht der erſten Kugel des Herrn ‚Stojan Protitſch‘, ſo mußte er ſich der Piſtole des zweiten ſtellen, und ging er auch aus dieſem Kampfe glatt hervor, ſo trat der dritte ein und endlich der vierte.

Ja, bei dieſen rabiaten Menſchen ſchien es durchaus nicht ausgeſchloſſen, daß es damit noch gar nicht erledigt ſein würde. Gelang es keinem dieſer vier, den Grafen Morſum zur Strecke zu bringen, ſo verwandelte ſich am Ende der liebenswürdige Herr Petrowitſch in einen neuen Gegner, und ging Fritz dem aus dem Wege, wer ſtand dafür, daß ſie ihn nicht irgendwo inſultierten auf der Straße, im Theater, Gott weiß wo! Er hatte das Nationalgefühl dieſer Leute verletzt, nun trat einer nach dem andern in die Breſche.

Darüber war ja gar kein Zweifel, daß dieſe Äußerung über ‚Halbaſiaten‘ für dieſe bildungsdurſtigen Leute, die als Volleuropäer gelten wollen, eine Beleidigung bedeutete. Sie hatten — und darin konnte man doch nur den guten Elementen des jungen Balkanſtaates beiſtimmen — die Abſicht, ſich von aſiatiſchen Zuſtänden freizumachen. Sie wollten Europäer ſein, an allem teilnehmen, was die

Digitized by Google

Kultur bot. Man wußte es ja durch die Zeitungen: am Spiel in Monte Carlo, wie an den Freuden von Paris, aber ebensogut am Ehrpunkte der Europäer wie an ihrer Bildung, ihrem Wissen und ihren Einrichtungen.

Bei diesen jungen Studenten war gerade diese Empfindlichkeit besonders ausgeprägt.

So schien mir, als wäre der Sache allerdings nicht aus dem Wege zu gehen. Ich war aber entschlossen, wenigstens des Freundes Interesse zu wahren und nahm die Vertrauensstellung, die er mir zugedacht, an. Vielleicht gelang es mir, günstige Bedingungen herauszudrücken. Ich würde Fritz, der schon über diesen Gedanken nervös geworden wäre, gar nichts davon sagen, aber ich kannte meine Pflicht. Jedenfalls mußte es meine Sorge sein, daß der Kampf einen regelmäßigen Verlauf nahm.

Ich versuchte Fritz, so gut ich konnte, zu beruhigen; es gelang allerdings nicht. Er nahm meine Hand und sagte, als wir uns an diesem Abend trennten:

— Tu mir bloß einen Gefallen und beschleunige die Angelegenheit. Nach unsern Begriffen müßte es binnen vierundzwanzig Stunden erledigt sein. Da dauert die Qual nicht lange. Vierundzwanzig Stunden halten die Nerven am Ende durch. Aber diese fortwährenden Unterhandlungen! Die Leute sind wieder in ihrer Heimat, und ich konnte doch auch nicht in Wien bleiben. Ziesow bietet alles auf, um die Sache zu hintertreiben, und jetzt sind drei Wochen vergangen, und wir sind noch zu keinem Ergebnis gekommen! — Weißt du, was so entnervt? Diese fortwährende Erwartung, daß

Digitized by Google

nun das Telegramm kommen könnte, das alles entscheidet.

Ich bitte dich jetzt eins: reise nach Wien. Dort ist die Sache geschehen, dort werden wir sie auskämpfen. Es ist viel besser, wenn es nicht in Deutschland geschieht. Wien ist von uns gleich weit entfernt. Die kommen aus Serbien, ich aus Deutschland: wir sind auf neutralem Boden. Also tu mir eine Liebe, fahre gleich hin, beschleunige die Sache, so sehr du kannst, mache die schärfsten Bedingungen aus, daß die Leute sehen, wie wir nicht mit uns spaßen lassen, und daß sie vor allen Dingen nicht glauben — nur das nicht, nur das nicht, sonst meinetwegen alles! — daß ich Furcht hätte.

3.

Die Sache ging schneller ihren Lauf, als ich gedacht hatte. Als ich in Wien eintraf, war die Angelegenheit bereits so weit fortgeschritten, daß sich neben Herrn Petrowitsch noch ein zweiter Vertreter der Gegenpartei zur Stelle befand.

Ich kannte Herrn von Ziesow von früher, wenn auch nicht näher, und ich fand in ihm, wie Fritz gesagt, einen ruhigen, sicheren Menschen, der sich nicht einschüchtern ließ. Nachdem wir kaum eine Viertelstunde über unsre gemeinsame Sendung gesprochen hatten, setzte er mir klipp und

Digitized by Google

klar seinen Standpunkt auseinander: ihm sei es darum zu tun, dieser Albernheit, wie er es nannte, aus dem Wege zu gehen und im Interesse unsers gemeinsamen Freundes die Sache beizulegen.

Ich konnte keine Meinung äußern, weil ich noch zu wenig wußte, wie die Dinge lagen. Im Innern war ich aber der Überzeugung, daß es zur Schlichtung zu spät sei.

Wir wohnten im Hotel ‚Meißl und Schadn,‘ und obgleich wir erst angekommen waren, die beiden andern sich jedoch schon in Wien befanden, so hatten die Serben doch die Liebenswürdigkeit, uns aufzusuchen.

Ich erinnere mich noch, als wäre es erst gestern geschehen, des Augenblicks, als die beiden Herren eintraten.

Herrn Petrowitsch fand ich genau so, wie er mir beschrieben worden und wie ich ihn mir vorgestellt: sehr elegant gekleidet, in einem langen Gehrock mit mächtiger, modischer Krawatte, perlgrauen Handschuhen und einem tadellosen Cylinder. Er hatte nach österreichischer Art einen kleinen Backenbart, der sich mit einer Biegung nach vorn ziemlich weit an der Wange herunterzog, war äußerlich durchaus Österreicher, und sprach auch ein sehr gutes Deutsch, mit leichtem österreichischen Accent, der sich jedoch mehr in der Betonung als etwa in besonderen Worten geltend machte. Sein Begleiter, Herr Boschanowitsch, war ein großer, schlanker, bedeutend jüngerer Mann, der weit mehr dem Bilde, das wir uns von einem Serben machen, entsprach. Er hatte gelben Teint, außerordentlich dichtes, etwas struppiges, kurzgeschnittenes schwarzes Haar, schwarze Augen und, was mir im Laufe unsrer Unterhaltung besonders auffiel, an

Digitized by Google

beiden Händen tiefgelb gefärbte Fingerspitzen von der unvermeidlichen Cigarette.

Diese Cigaretten spielten überhaupt eine große Rolle. Trotz des Ernstes der Lage wurden sie uns sofort angeboten, und aus den früheren Verhandlungen schien Herr von Ziesow zu wissen, daß ein Frühstück nötig sei. Es wurde den Herren vorgesetzt, und Herr Petrowitsch sagte in liebenswürdigem Ton:

— Meine Herren, wenn Sie gestatten, wollen wir erst einmal ganz in gesellschaftlicher Art sprechen und uns rein als reine Privatleute gegenüberstehen. Ich denke, Sie werden nichts dagegen haben. Nachdem können wir auf den Gegenstand unsrer Erörterung kommen.

Es wurde angenommen, und wir waren also jetzt ‚reine Privatleute'. Die Serben entwickelten dabei eine sehr große Liebenswürdigkeit. Wir sprachen von ihrem Vaterland, während gefrühstückt wurde. Ich erfuhr einiges über Sitten und Gebräuche, über die Bauern, den Adel, das Volk, den Klerus, die Landschaft.

Aus allem ging das Bestreben hervor, uns den Begriff beizubringen, daß wir es mit einem uns ganz gleichstehenden Kulturvolke zu tun hätten.

Herr Petrowitsch drückte sein Bedauern über die Angelegenheit aus, die uns hier zusammenführt, und da wir nun also als Privatleute, wie die Serben es gewünscht, sprachen, so konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen:

— Sie erlauben wohl, daß ich auch rein als Privatmann rede, es behandelt freilich den Gegenstand, weswegen

Digitized by Google

wir uns hier treffen. Ich bin der Anſicht, daß die Beleidigung wirklich nicht ſo groß iſt, als daß es nötig wäre, ihr einen blutigen Ausgang zu geben.

Doch da ſtieß ich bei unſern liebenswürdigen Gegnern auf Widerſpruch. Sie meinten, eine Kränkung ihrer Nationalität würden ſie von keinem Menſchen auf der Welt dulden. Es ſei ja zu bedauern, daß Graf Morſum gereizt worden ſei, aber das Wort wäre nun einmal gefallen.

Wir wußten alſo, woran wir waren. Ich machte infolgedeſſen keinen Verſuch, in unſerm Geſpräch als ‚Privatmann‘ der Sache noch Erwähnung zu tun, und wir traten bald in die Verhandlungen ein. Dabei war es äußerſt komiſch, wie ſich die beiden Serben plötzlich eine ganz andre Haltung gaben. Sie bekamen etwas Geſetzteres, Würdevolleres und Ernſteres. Wir nahmen am Tiſche Platz. Zieſow und ich nebeneinander, die beiden andern uns gegenüber. Herr Petrowitſch ſagte:

— Ich glaube, wir können die Angelegenheit ziemlich ſchnell erledigen. Es handelt ſich darum — wie den Herren ja bekannt iſt —, daß durch das Wort ‚Halbaſiaten‘, das der Herr Graf Morſum auf meinen Mandaten, Herrn Stojan Protitſch, angewendet hat, eine tatſächliche Beleidigung vorliegt. Dieſe Beleidigung iſt um ſo ſchwerer, als ſie in einem öffentlichen Lokal ſtattgefunden hat. Herr Protitſch hat uns beauftragt, ſeine Ehre zu wahren, und ich tue dies, indem ich zugleich im Namen meines Kollegen, des Herrn Boſchanowitſch, eine Forderung auf Piſtolen überbringe.

Er verneigte ſich dabei, und ich antwortete:

Digitized by Google

— Gestatten Sie, daß ich auf etwas aufmerksam mache. Ich möchte bemerken, daß zuerst die Beleidigung festgestellt werden muß, und daß sich die Wahl der Waffen erst im Laufe unsrer Verhandlungen herausstellen wird. Wir sind das wenigstens so gewöhnt. Ich weiß nicht, wie die Herren darüber denken.

Herr Petrowitsch — der jüngere Serbe, sprach kein Wort, sondern überließ die Verhandlungen dem älteren Kollegen — verneigte sich mit sauersüßem Lächeln:

— Gewiß, da haben Sie vollkommen recht. Aber nicht wahr, es ist doch Brauch, daß dem Beleidigten die Wahl der Waffen zusteht, und nach unsrer Ansicht ist Herr Protitsch der Beleidigte.

Ziesow entgegnete ganz ruhig:

— Also, wir wollen zugeben, daß Ihr Mandat, Herr Protitsch, der Beleidigte ist. Es würde ihm somit allerdings die Wahl der Waffen zustehen.

Die beiden Serben verbeugten sich.

Es folgten nähere Auseinandersetzungen, wobei wir uns eigentlich immer im Kreise herumdrehten. Wir suchten die Serben zu überzeugen, daß Herr Protitsch sich durchaus nichts vergebe, wenn er eine Entschuldigung annehme. Andrerseits wieder wären wir der Ansicht, daß Graf Morsum mit größter Gemütsruhe um Entschuldigung bitten könnte. Wir schlugen vor, Morsum sollte in einem Schreiben sagen, es täte ihm von Herzen leid, in der Erregung einen Ausdruck gebraucht zu haben, der das Nationalgefühl der Herren hätte kränken müssen.

Aber die Serben kehrten auf fürchterlichen Umwegen

Digitized by Google

über Schnäpse und Cigaretten, über liebenswürdige Worte und Dinge, die gar nicht dazu gehörten, immer wieder dahin zurück, es müsse geschossen werden.

Nachdem wir so ziemlich lange gekämpft hatten und bereits mehrere Stunden verflossen waren, ohne daß wir von der Stelle gekommen wären, standen Ziesow und ich auf, zogen uns in eine Ecke des Zimmers zurück, besprachen die Sache und kamen zu dem Entschluß, daß eben nichts anders übrig bleibe, als das Duell anzunehmen.

Wir schlugen also die Bedingungen vor, bemüht, alles in möglichst milder Form einzurichten, wenn auch Ziesow, als wir wieder nach langem Kampfe eine Pause gemacht hatten, leise zu mir sagte:

— Ich bin eigentlich der Ansicht, daß ein Duell nicht zum Scherze da sein soll. Es sollte überhaupt nicht dazu kommen, aber wenn es dazu kommt, dann zeigen, daß es kein Kinderspiel ist!

Die beiden andern Herren wollten durchaus die allerschwersten Bedingungen durchsetzen. Ich glaube, wenn es nach ihnen gegangen wäre, so hätten sie ausgemacht: Entfernung einen Meter; zielen, solange jeder will; Stecher; gezogene Waffen; Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit beider Gegner.

Wir kämpften Zoll um Zoll, und unwillkürlich, während es uns gelang, dieses und jenes nach Hinundherreden von einer Stunde zu ermäßigen, dachte ich an meines armen Freundes Gesicht. Er stand mir immer vor der Seele. Ich sah ihn wie an dem Abend auf meinem Zimmer, als seine Züge das Entsetzen malten.

Digitized by Google

Die Nacht war längst hereingebrochen. Wir hatten das elektrische Licht angezündet, die Vorhänge zugezogen. Der Kellner wurde noch mehrmals nach Cigaretten wie nach einem Imbiß geschickt.

Als eine Pause eintrat, um zu essen, sagte Herr Petrowitsch mit verbindlichem Lächeln:

— Wenn es den Herren recht ist, setzen wir jetzt die Verhandlungen aus und sind sozusagen wieder Privatleute.

Obgleich wir beiden Deutschen es nicht für am Platze hielten, mit den Vertretern des Gegners nun noch ein Abendessen einzunehmen, so war dem doch nicht gut aus dem Wege zu gehen, und der Körper siegte, denn nach siebenstündiger Verhandlung hatte ich in der Tat genug.

Unwillkürlich steckte die Redensart von den Privatleuten an. Ich machte nun geradezu davon Gebrauch und sagte in der Essenspause:

— Meine Herren, auf Ihren Wunsch sind wir jetzt einfach Herr Petrowitsch, Herr von Ziesow, Herr Boschanowitsch und ich. Wenn ich Sie recht verstanden habe, nicht wahr, haben wir jetzt mit Herrn Protitsch und Graf Morsum eigentlich gar nichts zu tun? Meine Herren, ich nehme jetzt an, daß ich von der Angelegenheit, die wir hier verhandeln, erst durch einen dritten hörte, und da würde ich zweifellos sagen: ‚Die Sekundanten sind dafür verantwortlich, daß die Austragung der Angelegenheit im Verhältnis steht zu der Schwere des Falles.‘

Herr Petrowitsch meinte:

— Ich denke, das ist auch der Fall, und ich habe höchstens das Bedenken, die Bedingungen, die Sie uns

Digitized by Google

ſchon abgerungen haben, möchten nicht ganz im Verhältnis zu der Schwere des Falles ſtehen. Nach unſerm Dafürhalten iſt der Fall einer Beleidigung des Vaterlandes einfach gleich zu achten der ſchwerſten Beleidigung: der Beleidigung durch einen Schlag.

Nach einiger Zeit begannen die Verhandlungen von neuem, und plötzlich, als Zieſow und ich erklärt hatten, wir würden unter keinen Umſtänden einwilligen, daß die Entfernung der Barriere geringer würde als zwanzig Schritte, ſtand Herr Petrowitſch ganz erregt auf:

— Meine Herren, ich überlege mir, ob ich unter ſolchen Umſtänden nicht einfach mein Mandat in die Hände des Herrn Protitſch zurücklegen ſoll. Ich glaube, Herr Boſchanowitſch denkt wie ich.

Der andre Serbe nickte. Zieſow und ich blickten uns an, und Zieſow ſagte:

— Das tut uns ſehr leid, aber wir müſſen bei unſern Bedingungen bleiben.

Herr Petrowitſch geſtikulierte mit den Händen und überſtürzte ſeine Worte, während er ſprach:

— Meine Herren, ich möchte Sie aber darauf aufmerkſam machen, daß Sie dadurch Ihrem Mandanten durchaus nichts nützen können, Sie verſchlechtern bloß die Sache. Ich muß Ihnen die Mitteilung machen . . . .

Plötzlich unterbrach er ſich, blickte Herrn Boſchanowitſch an und fuhr fort:

— Nein, das würde über meine Befugnis hinausgehen. Ich kann Ihnen das jetzt hier nicht ſagen. Meine Herren, wir nehmen Ihre Bedingungen an.

Digitized by Google

Ich war wie erlöst, aber doch sehr erstaunt.

Ziesow sagte:

— Also gezogene Pistolen ohne Stecher, zwanzig Schritte Barriere, Schuß auf Kommando, dreimaliger Kugelwechsel.

— Jawohl!

Wir waren ganz paff über diese Wendung, und ich vermutete irgend einen Hintergedanken.

Aber damit schien die Sache abgemacht zu sein. Ziesow sollte nur noch unter Beihilfe des Herrn Boschanowitsch ein Protokoll entwerfen.

Während die beiden Herren hiermit beschäftigt waren, trat ich mit Herrn Petrowitsch ans Fenster, das wir öffneten, so daß frische Luft hereinströmte. Das war entschieden nötig, denn ein Cigarettenrauch lag über dem Zimmer, daß man wirklich kaum sein Gegenüber erkennen konnte.

Ich war von dem Kampfe wie zerbrochen und sagte — denn wir waren ja jetzt wieder Privatleute, wie Herr Petrowitsch sich auszudrücken liebte:

— Wissen Sie, Herr Petrowitsch, ich bin froh, daß es vorüber ist . . .

Der Serbe lächelte:

— Aber glauben Sie ich nicht?

— Aber warum sind Sie denn so hartnäckig gewesen?

— Wir mußten auf unsern Bedingungen bestehen!

— Warum denn?

— Es ist unsre Überzeugung. Es ist unser Auftrag; und dann erlauben Sie einmal, wir haben ja nachgegeben.

Digitized by Google

Aber ich weiß nicht, ob wir dadurch die Sache nicht bloß verlängert haben.

— Wieso denn?

— Ja, es wäre möglicherweise bei unsrer schweren Fassung mit einem Zweikampf aus gewesen.

— Das würde es doch auch so sein.

Herr Petrowitsch zog die Augenbrauen in die Höhe:

— Pardon, sagen Sie das nicht.

— Wir wollen hoffen, — und das muß ja doch jeder Christ und schließlich jeder Mensch, — daß das Duell glatt abläuft. Damit wird dann die Sache erledigt sein.

— Pardon, sie ist nur erledigt für Herrn Protitsch.

— Und damit für uns alle.

— Gewiß, für uns, die wir Sekundanten sind, aber wissen Sie, dann kommen doch noch die andern Herren an die Reihe ... Wenn das Duell mit Herrn Protitsch stattgefunden hat, so ist einer aus dem Spiel. Aber dann sind noch drei übrig.

— Ich kann nicht verstehen, was die drei andern Herren damit zu tun haben.

— Die drei andern Herren? Nun, die drei andern Herren werden dann der Reihe nach Graf Morsum fordern.

Ich wußte zunächst vor Staunen gar nicht, was ich antworten sollte. Endlich sagte ich:

— Die können doch nicht alle einen und denselben Mann für ein und dieselbe Angelegenheit fordern! Einer der vier Herren hat die Vertretung zu übernehmen, und wenn die Angelegenheit zwischen diesem, in diesem Falle

Digitized by Google

dem Herrn Protitſch, erledigt iſt, ſo iſt damit die Sache vorbei.

Herr Petrowitſch zuckte die Achſeln:

— Da ſind wir andrer Anſicht. Wenn Graf Morſum aus dem Duell, das wir heute feſtgeſtellt haben, unverſehrt hervorgeht, oder ich will ſogar ſagen, mit dem Leben davon kommt, ſo weiß ich genau, daß er der Reihe nach von den drei andern Herren gefordert werden wird.

Da entfuhr es mir:

— Erlauben Sie, das iſt ja der reine Mord!

Herr Petrowitſch wollte etwas entgegnen, aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen:

— Ich habe Ihnen geſagt: ‚Mord!‘ Das iſt ein böſes Wort; aber was bedeutet es denn anders? Es iſt doch die ſyſtematiſche Abmachung, daß dieſer Menſch nicht mehr am Leben bleiben darf!

Herr Petrowitſch entgegnete:

— Sie haben da eine ſehr ſchlimme Auffaſſung. Ich glaube, ein andrer würde über das Wort, das Sie gebraucht haben, ſich aufregen. Ich kann Ihnen nur ſagen, ich finde es auch nicht gerechtfertigt. Und deswegen habe ich über das Wort ‚Mord‘ nichts zu erwähnen. Aber nicht wahr — Sie haben ja geſehen, wie ich in dieſer ganzen Angelegenheit denke — nicht wahr, Sie werden das Wort nicht Herrn Boſchanowitſch gegenüber, der vielleicht jünger und erregter iſt, wiederholen? Es hat wirklich keinen Zweck. Ich habe Ihnen das nur erzählt, damit Sie wüßten, wie die Sache liegt. Machen Sie keinen Gebrauch weiter davon und bringen Sie ſich nicht ſelbſt in Ungelegenheiten.

Digitized by Google

— Davor iſt mir nicht bange! — erwiderte ich.

Aber Herr Petrowitſch ſagte freundlich, indem er mir die Hand hinſtreckte:

— O, faſſen Sie das nicht ſo auf. Ich habe Ihnen ja geſagt, mit mir iſt ganz gut reden. Wir ſind ja fertig jetzt, wir ſind ja wieder Privatleute. Es mußten ſcharfe Bedingungen ſtattfinden in unſerm Fall, und ich habe herausgedrückt, was ich herausdrücken konnte. Mein Amt iſt mit dieſer einen Sache erledigt.

Ich konnte mich noch immer nicht beruhigen im Gedanken an meinen unglücklichen Freund:

— Aber denken Sie doch einmal, Herr Petrowitſch, damit wäre ja dem Grafen Morſum ſozuſagen das Todesurteil geſprochen.

Der Serbe zuckte die Achſeln:

— Ach, es iſt ja überhaupt gräßlich, ſolch eine Geſchichte. Das dürfte ich Ihnen ja eigentlich nicht ſagen, denn Sie ſind der gegneriſche Sekundant. Aber ſehen Sie mal: warum ſagt er ſolche Sachen? Das können wir Serben uns nicht gefallen laſſen!

Die beiden andern waren mit ihrer Arbeit fertig, wir alle unterzeichneten das Protokoll und trennten uns bald darauf, um uns in drei Tagen — bis dahin konnte Fritz in Wien zur Stelle ſein — wieder zu treffen.

Als die Serben davongegangen waren, erzählte ich Zieſow, was mir Herr Petrowitſch geſagt. Zieſow geriet ebenfalls in große Aufregung. Einmal über das andre rief er:

— Das geht doch nicht! Das geht doch einfach nicht! Das iſt unmöglich! Das dürfen wir nicht dulden!

Digitized by Google

Aber wir ſtimmten darin überein, daß vorderhand nichts dabei zu machen ſei. Uns ging jetzt nur dieſes eine Duell an. Doch war erſt dieſer Kampf vorbei, ſo würden wir jeden folgenden ablehnen.

Als wir zu Bette gingen, nachdem wir Fritz telegraphiert hatten, daß er kommen ſolle, ging mir die Sache immer noch im Kopfe herum.

Fritz hatte mir ja erklärt, er wäre zum Tode verurteilt. Er ahnte alſo, weſſen er ſich von den Gegnern zu verſehen hatte. Das Grauen darüber packte mich dermaßen, daß mich in den Schlaf hinein Schreckgeſpenſte verfolgten. Mir träumte, ich ſelbſt hätte es mit den Serben zu tun. Mir ſtand Herr Petrowitſch gegenüber. Ich ſchoß ihn tot. Dann trat Herr Boſchanowitſch an ſeine Stelle. Den traf ich gleichfalls in den Kopf. Dann war plötzlich Herr Protitſch da, genau ſo, wie ihn mir Fritz beſchrieben, und da hatte ich das Gefühl: dem entgehſt du nicht, der trifft dich, da kannſt du machen, was du willſt. Und ich war dermaßen von dem Alpdruck bedrängt, daß ich nicht die Kraft beſaß, als er die Piſtole hob, die meine gleichfalls auf ihn anzulegen. Der Serbe ſchoß mich, ohne daß ich mich wehrte, ins Herz.

Schweißgebadet fuhr ich in die Höhe. Mein Traum war ſo lebendig geweſen, daß ich meinte, noch vor mir die rauchende Piſtole zu ſehen, die der andre hatte ſinken laſſen. Ich machte Licht und blickte verſtört um mich. Ich lag in meinem Hotelzimmer.

Friede war auf der Straße. Wien ſchlief.

Aber ich hatte das Bewußtſein, vorgeahnt zu haben,

Digitized by Google

wie es dem armen Freund ergehen würde, und hatte nur den Wunsch — als wäre bereits sein Schicksal entschieden —, daß er wenigstens auf anständige Art, einen Mut zeigend, den er gar nicht hatte, aus dem Leben schied.

4.

Wir erwarteten Morsum am Bahnhof. Er war außerordentlich aufgeregt und sah übernächtig aus. Aber ich sagte nichts, und als Ziesow eine entsprechende Bemerkung machte, antwortete Fritz:

— Die Eisenbahnfahrt macht einen doch höllisch kaputt. Ich habe die unangenehme Eigenschaft, daß ich auf der Reise nicht schlafen kann.

Wir gingen sofort ins Hotel. Am andern Morgen früh sechs Uhr sollte das Duell auf einem Platz in der Nähe der Freudenau zwischen Donau und Donaukanal stattfinden.

Ich war dafür, den Abend in irgend ein Theater zu gehen, denn wir konnten doch nicht im Hotel sitzen bleiben.

Wir besuchten das Karltheater und sahen eine Operette. Es war keine der besten; der Name ist mir entfallen. Das Haus war ein viertel voll, und das verstimmt unwillkürlich.

Vor Schluß brachen wir auf und kehrten ins Hotel zurück. Ich wollte vorschlagen, uns noch eine Weile zu-

Digitized by Google

ſammenzuſetzen, aber Zieſow, der bei ſeinen Bärennerven offenbar gar nicht auf den Gedanken kam, daß die Geſchichte unſern Freund aufregen könnte, meinte, es würde das allerſchlauſte ſein, wir gingen zeitig zu Bett, um am andern Morgen friſch zu ſein.

Wir ſagten uns Gutenacht. Auf der Treppe flüſterte er mir zu:

— Bitte, komm doch noch ein bißchen mit auf mein Zimmer.

Als wir uns allein befanden, ſagte er:

— Weißt du, ſo nahe ſtehe ich ja Zieſow gar nicht, und zu dem, was ich vielleicht ſprechen möchte, müßten wir allein ſein. Der gute Zieſow wird wahrſcheinlich bald ſchlafen. Ich allerdings, das ſage ich dir gleich, kann nicht ſchlafen.

Ich meinte nur, indem ich ihm die Hand auf die Achſel legte:

— Aber Fritz, den Verſuch müßteſt du machen! Etwas ſchlafen mußt du.

Doch er wehrte ſich:

— Nein, das iſt mir ganz unmöglich. Ich bitte dich bloß um eins, tu mir den Gefallen und bleibe dieſe Nacht bei mir.

Ich verſuchte ihm noch einmal zuzureden und führte als Grund an, er würde am andern Morgen durch ſeine Müdigkeit einen ſchlechten Eindruck machen und nicht Herr ſeiner Waffe ſein.

Fritz blickte mich an:

— Das iſt ganz gleich.

Digitized by Google

— Wieſo denn?

— Nun, dieſer Protitſch hat ja als Beleidigter den erſten Schuß. Zum zweiten werde ich nicht kommen.

— Was ſagſt du denn da nur wieder! Wieſo denn?

Wir hatten uns nebeneinander an den Tiſch geſetzt, auf dem eine Flaſche Wein und zwei Gläſer ſtanden. Er beugte ſich vor und flüſterte, während mich ſeine Augen groß und glühend betrachteten:

— Zieſow hat mir geſagt, wie die Sache liegt.

Ich erſchrak:

— Was hat er dir geſagt?

— Nun, er hat mir geſagt, ich ſolle mich vorſehen und gut zielen, denn dieſe Geſellſchaft hätte mir den Tod geſchworen. Ich habe dir's doch immer geſagt, ich bin zum Tode verurteilt. Sie haben ja in einem der erſten Briefe ausgeſprochen, ſie betrachteten ſich alle gleichmäßig als beleidigt. Wenn's dem einen nicht glückt, mich über den Haufen zu ſchießen, da wird's vielleicht dem andern glücken. An die Reihe komme ich doch. Wie ein Hirſch, der einmal auf die Abſchußliſte geſetzt worden iſt und fällt, ſei es heute, ſei es morgen, ſei es vom Oberförſter, vom Förſter, vom Jagdherrn — er fällt jedenfalls, darüber iſt kein Zweifel, er wird abgeſchoſſen. Und mich wollen ſie eben zur Strecke bringen!

Er hatte nur meine eigne Anſicht ausgedrückt, doch ich ſuchte ihn zu beruhigen. Aber er ſchüttelte nur immer traurig den Kopf:

— Offen geſtanden, iſt mir's wirklich das liebſte, wenn's mit dem erſten Schuß aus wär'. Es wäre mög-

Digitized by Google

lich, daß ich mich bei dieſer erſten und einzigen Gelegenheit morgen noch anſtändig benehme, aber wenn die Marter noch einmal losgehen ſollte und zum drittenmal und viertenmal — nein, das hielte ich nicht aus. Ich bin ſo mürbe, ſo herunter, — ich will, daß die Geſchichte morgen mit einmal zu Ende iſt.

Es war ſchon ſehr ſpät, ſo wollte ich ihn jetzt allein laſſen, damit er ſich noch ein paar Stunden hinlegen könnte. Vielleicht ließ die Spannung ſeiner Nerven nach.

Ich kündigte alſo Fritz meinen Entſchluß an, zu Bett zu gehen. Um ſechs Uhr müßten wir draußen ſein, vorher ſollte noch etwas gefrühſtückt werden — alſo mußte meiner Anſicht nach mindeſtens um vier aufgeſtanden ſein.

Er war außer ſich und rief, indem er mich bei beiden Händen packte:

— Ich bitte dich, bleibe hier! Laß mich nicht allein! Ich will dir etwas ſagen. Wir brauchen ja nicht zu ſprechen. Ich kann nicht ſchlafen, aber du ſollſt ſchlafen. Lege dich hier hin, bloß, daß ich nicht allein bin.

Ich ſtritt mich mit ihm hin und her. Endlich ſagte er, als letzten Trumpf, um mich zu bewegen, da zu bleiben:

— Es iſt ja ohnedies jetzt alles ganz einerlei, ich kann mich vor dir enthüllen, ich ſchäme mich ja gar nicht mehr. Morgen früh iſt doch alles aus. Alſo ich will dir's nur geſtehen: ich habe Angſt allein im Zimmer.

Da erklärte ich mich bereit, zu bleiben. Meine Nachtſachen hatte ich nicht hier, ſchlafen würde ich ohnedies nicht, denn das Schickſal des Freundes ging mir zu nahe. Ich zog alſo meinen Rock aus, ſtreckte mich auf das Sofa,

Digitized by Google

hüllte mich in eine Decke, ſagte kurz ‚Gute Nacht!‘ und drehte mich auf die Seite.

Er blieb im Stuhl ſitzen und machte keine Anſtalt, zu Bett zu gehen. Ich hatte mich ſo gelegt, daß ich das Zimmer überſehen konnte. Nun blinzelte ich ab und zu zwiſchen den Lidern, um mich zu überzeugen, ob ihm nicht doch etwa die Augen zugefallen wären. Aber ich ſah ihn nur immer daſitzen, ſtarr den Blick vor ſich hingewendet. Ich richtete mich alſo auf und zog meinen Rock wieder an:

— Fritz, ich kann dir's nachfühlen, wenn du nicht ſchlafen kannſt. Na, und wenn du nicht ſchlafen kannſt, will ich auch nicht ſchlafen. Komm, wir wollen uns unterhalten.

Er blickte mit etwas freundlicherem Ausdruck auf, und ich fing an, ihm alles mögliche vorzureden. Als mir ſchließlich gar nichts mehr einfiel, nahm ich eine Nummer der Zeitung, die ich in der Taſche hatte, und begann vorzuleſen. Aber bald merkte ich, ſo konnte es nicht weitergehen. Ich ſtellte daher meine Verſuche ein, und er fing zu reden an.

Ich ließ ihn ungeſtört ſprechen. Vielleicht entlaſtete es ſein Herz.

Je mehr die Stunden fortſchritten — denn es dauerte lange, lange Zeit — je mehr wir uns dem Morgen näherten, dem Augenblick, wo es hieß, mit dem Fiaker hinaus zu fahren in den Prater zu der verhängnisvollen Begegnung, deſto mehr hatte ich die feſte Überzeugung, der Mann dort mir gegenüber iſt in ein paar Stunden nicht mehr auf der Erde.

Digitized by Google

Seine Worte waren wie das Bekenntnis eines Sterbenden. Er sprach immer mehr ohne Schleier, ohne Angst, ohne Scham, und alles, was er sagte, diente dazu, eines zu beweisen, zu erklären, zu entschuldigen: seine ‚Feigheit‘:

— Ich bin von Kindheit an furchtsam gewesen. Ich hatte Angst, als Knabe von der Schaukel zu fallen. Andre Kinder, die wohl ein Gewehr geschenkt bekommen, freuen sich zu schießen. Ich habe es nur zagend in die Hand genommen, und ich erinnere mich noch deutlich, daß ich es um keinen Preis der Welt abfeuern wollte. Ich glaube, zu den Angstgefühlen, die mich mein ganzes Leben hindurch gequält haben und sich allmählich immer mehr entwickelten, hat meine Erziehung den Grund gelegt. Mir wurde als Kind Angst gemacht vor dem schwarzen Mann. Zur Strafe wurde ich in die dunkle Stube gesperrt, und das Entsetzen, das mich da überkam, werde ich nie in meinem Leben vergessen. Vor meinem Vater hatte ich solche Furcht, daß sich dieses Angstgefühl heutigen Tages noch nicht völlig verloren hat. Jetzt ist Mangel an Vertrauen daraus geworden, der mich zum Beispiel dahin gebracht hat, daß mein Vater von diesem ganzen Handel, in den ich hier verwickelt bin, keine Ahnung hat. Früher, wenn ich einer Gefahr gegenüberstand, hatte ich keine Angst mehr, oder sie kam mir doch nicht zum Bewußtsein. Aber was vorherging, das verursachte mir das Gefühl der Angst. Warten! Warten! Dieses verfluchte Wartenmüssen, in Hangen und Bangen schweben, ob es eintritt oder nicht — das ist mir zeitlebens grauenvoll gewesen. Es hat mich gequält, wenn ich auf der Schule irgend

Digitized by Google

etwas ausgefreſſen hatte, ob es gemerkt würde oder nicht. Ich hatte keine ruhige Minute mehr, bis ich dem Klaſſenlehrer gegenüberſtand, um zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Ich malte mir das fürchterlichſte aus, was paſſieren könnte. Für die geringſte Kleinigkeit fürchtete ich von der Schule fortgejagt zu werden. Stand ich dann wirklich dem Betreffenden gegenüber, ſo erinnere ich mich, daß verſchiedentlich von den Lehrern behauptet wurde, ich ginge nicht in mich, ſondern ſei geradezu frech.

Ich hatte auf der Schule verſchiedene Mitſchüler, die einem das Gruſeln beibringen wollten. Es war die Rede davon, ob man wagen würde, nachts einen Gang an der Kirchhofsmauer entlang zu tun. Und als ein paar Mitſchüler herausgefunden hatten, daß mir das unangenehm war, wurde ich damit geſchunden. Mein Ehrgefühl wurde aufgeſtachelt, ich ſollte beweiſen, daß ich nicht Angſt hätte! — Und das habe ich verſchiedentlich getan, ſtatt es als vernünftiger Menſch einfach für einen Jungenſtreich anzuſehen und zurückzuweiſen. Da war zum Beiſpiel ſo etwas, deſſen ich mich bis zu meinem Tode entſinnen werde . . .

Fritz lächelte trübſelig:

— Alſo werde ich mich deſſen nicht mehr lange zu entſinnen brauchen. Es handelt ſich um eine Geſchichte, die unter uns umging. Man ſollte um Mitternacht in einen ganz einſamen Saal treten, wo ſich ein Spiegel befand. Dann ſollte man zwei Lichter anſtecken, vor den Spiegel treten, die Lichter rechts und links halten, in das Glas ſehen und, indem man ſich feſt in die Augen blickte,

Digitized by Google

dreimal ſeinen eignen Namen rufen und jedesmal laut lachen. Es hieß, dann erſchiene im Spiegel ein übernatürliches Geſicht, eine fürchterliche Fratze. Ich kann mich nicht mehr deutlich entſinnen, wo meine Mitſchüler das eigentlich her hatten, ob es aus irgend einem älteren Romane ſtammte. Genug, hinter dem Gymnaſium befand ſich ein Gartenſaal, der zu einem daneben liegenden Reſtaurant gehörte. Da gab es das erforderliche Material: Saal, Dunkelheit, Spiegel, Einſamkeit. Lichter wurden hineingeſtellt und Streichhölzer. Ich weiß, daß ich eine fürchterliche Angſt hatte, ich weiß, daß ſich alles in mir dagegen empörte. Ich wollte nicht hinein. Hätte ich einen wirklichen Feind gehabt, konnte ich gegen jemand kämpfen, ſo war es etwas andres, aber das — nein. Ich dachte daran nur mit Entſetzen. Ich fürchtete mich vor dem Gerede der Mitſchüler, und als der eine, ein großer, frecher Schlagetot, behauptete: ‚Der Morſum tut's nicht, der fürchtet ſich viel zu ſehr!‘ — da meinte ich, es mit meiner Ehre nicht anders vereinbaren zu können, als es eben zu tun.

Ein Tag wurde feſtgeſetzt und Mitternacht erwartet. Ich trat in den ſchweigenden Garten in einer finſteren Nacht. Kein Mond ſchien, kein Licht war in der Nähe. Ich taſtete mich zum Eingang, und als ich den Saal durchſchritt, ſchnell und haſtig, weil ich die Qual möglichſt abkürzen wollte, war es mir, als tönte das Echo meiner Schritte von allen Seiten wieder, wie unterdrücktes Lachen und Kichern.

Ich trat an den Spiegel, zündete die Lichter an, hob

Digitized by Google

ſie mit beiden Händen empor und erblickte im Glaſe mein entſetztes, fahles, eingefallenes Geſicht. Schon da hatte ich kaum die Kraft zu rufen, aber ich gewann es noch über mich und ſchrie dreimal meinen Namen in den Spiegel hinein und lachte dreimal kurz und heiſer mit vor Angſt faſt erſtickter Stimme. Als der letzte Klang verhallt war und ich mit übermenſchlichem Grauen auf das Fratzenſpukgeſicht wartete, das mir im Spiegel erſcheinen ſollte, klang plötzlich gellendes Lachen von allen Seiten. Was dann geſchehen iſt, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich die Lichter habe fallen laſſen, und daß ich ſchwer krank wurde. Ein Nervenfieber hatte ſich eingeſtellt.

Die Erklärung fand ſich ſpäter einfach genug. Die Mitſchüler hatten ſich im Saale verſteckt, hatten gekichert als ich eintrat und endlich die gellende Lache aufgeſchlagen, als ich dreimal meinen Namen gerufen. Es war nur ein dummer Schülerwitz, aber er hätte einen vielleicht den Verſtand koſten können.

Dann kamen noch andre Sachen: das Anfaſſen einer Totenhand und, wie ich ſchon ſagte, der Gang über den Kirchhof im Mondenſchein. Ich mag gar nicht daran denken! Ich wollte dir bloß ſagen, wie das alles gekommen iſt, und was offenbar an meiner Erziehung und von meinen Mitſchülern an mir verfehlt wurde. Wenn man etwas älter wird, pflegen ſolche Überreizungen der Phantaſie zu verſchwinden. Andern geht es ſo! Mir nicht. Ich habe jahrelang unter der Furcht gelitten. Mein Verſtand ſagte mir zwar, daß das meiſte, was ich vermutete, wovor ich mich fürchtete, Unſinn ſei. Aber der Verſtand hatte

Digitized by Google

gut reden, das Gemüt hielt nicht Schritt. Ich habe mich nicht vor Einbrechern gefürchtet, vor Mördern und Dieben, vor Menſchen, ich fürchtete mich vor dem Übernatürlichen, obgleich ich wußte, daß es doch nichts Übernatürliches gibt.

Ich fürchtete mich davor, allein durch den Wald zu gehen, wenn es rauſchte in den Zweigen, wenn weit und breit niemand zu ſehen war, wenn vielleicht die Dämmerung einbrach. Mir war es dann immer, als erwache heimliches Leben, als müſſe hinter jedem Baume einer ſtecken, einer — ja, wer? — irgend einer!

Ich erinnere mich eines Rittes, den ich im Manöver, als ich in der Nacht als Patrouille fortgeſchickt worden, durch den Wald gemacht. Auf der Straße hallte das Geklapper der Hufe wieder, ab und zu ſchien der Mond, ab und zu verbarg er ſich hinter den Wolken. Einmal lag alles im tiefen Dunkel da, und nur die Straße hob ſich matt ab. Da war es mir, als wären überall Hinderniſſe auf dem Wege, als müßte ich jeden Augenblick mit dem Pferde fallen, als wären Seile ausgeſpannt, Drähte, ſo daß der Gaul ſtolperte und ſich überſchlüge. Dann meinte ich wieder, wenn der Mond durch die Wolken brach, in dem Schatten irgend etwas zu ſehen: es lag jemand am Wege, unter einem Baume ſaß eine Geſtalt, und beſtärkt wurde ich darin, daß der Gaul hie und da einen Seitenſprung machte, ſcheute und nicht vorwärts wollte.

Ich weiß ja jetzt ganz genau: das Pferd war nur bodenſcheu und ängſtigte ſich vor jedem ſchwarzen Fleck oder weißen Punkte. Ich wußte es auch damals, aber

Digitized by Google

dieſe Erklärung genügte mir nicht, daß ich hätte die Furcht hintanhalten können.

Und dann, — weißt du: iſt es nun Überreizung der Nerven oder was, — aber ich kann nicht allein ſchlafen. In einem Hotel allein im Zimmer zu ſein, iſt für mich geradezu eine Qual. Ich denke immer, ich bin nicht allein, ich denke immer, es müſſe jemand im Zimmer ſein, und wenn ich auch zuſchließe, er müſſe herein kommen. Ein unbeſtimmtes Grauen packt mich dann. Ich wehre mich mit dem Verſtande dagegen, aber es nützt nichts.

Wenn ich nach Haus komme und ſchlafen gehen will, habe ich mir ein paarmal ſchon eingebildet, es läge einer in meinem Bett. Natürlich war es nichts als eine momentane Erregung der Nerven. Das hat Jahre gedauert, aber ich habe es allmählich überwunden. Dafür hat ſich immer mehr bei mir das eine ausgebildet — die Angſt vor der Gefahr. — Ich habe vor morgen eine Angſt, ich kann dir's gar nicht beſchreiben. Es überläuft mich immer. Ich weiß, daß mein Herz ſchneller ſchlägt, wenn ich nur daran denke. Wenn ich meine Bruſt befühle, merke ich, wie erregt es iſt. Ich bekomme Sauſen in den Ohren. Es ſcheint mir, als trübe ſich mein Geſicht, als träte mir das Blut in die Augen. Ich werde unſicher, ich weiß nicht mehr, was ich denke und was ich rede.

Der Augenblick der Piſtole gegenüber iſt es nicht — mein Gott, einmal kann man ja nur ſterben — aber der Gedanke, wieviel Zeit vergeht, bis es dahin kommt! Das bohrt mir in den Knochen.

Und doch, es erregt mich nicht, daß die einzelnen Sachen

Digitized by Google

vor sich gehen, die nun einmal im Laufe eines Duells bestimmt sind, sondern wie ich das Einzelne auffassen werde, ob man mir meine Furcht ansehen wird. Es ist ja lächerlich. Wenn dieser Serbe mich nun morgen über den Haufen schießt, ist die ganze Sache erledigt. Es könnte mir also ganz gleich sein, und doch — nein, nein, es ist gräßlich, es ist furchtbar! Werde ich zittern? Werde ich frieren? Laß es doch kalt sein, dann friere ich. Aber wenn ich nun warm angezogen bin, oder wenn es nicht kalt ist, und es ist doch heute kein kalter Tag gewesen, was habe ich für einen Grund zu zittern? Und dann denke dir das verächtliche Gesicht des Serben, wenn er sähe, daß ich zittere. Vor dem Tode zittere ich nicht. Ich habe an meine Angehörigen geschrieben, habe meine Verhältnisse geordnet, habe schon einen Strich unter mein Leben gemacht. Also siehst du, den Tod fürchte ich nicht. Aber denke dir bloß einmal, wenn ich die Pistole hebe, und der Lauf geht hin und her! Denke dir, daß mich plötzlich die Angst so überkäme, daß ich, ehe ihr ein Kommando gegeben habt, schieße. Dann wird mich der Serbe stehen lassen, und seine Sekundanten werden sagen: ‚Der Kerl ist nicht satisfaktionsfähig.‘ Und ich? Ich stehe zu Schimpf und Schande da, als Opfer meiner Nerven. Kannst du verstehen, was ich dir da sage? Ich glaube, ein andrer kann es gar nicht begreifen. Kannst du das mitfühlen, sag mal, bitte, kannst du das? . . .

Mir wurde es schwer, auf Fritzens Worte zu antworten. Nachfühlen konnte ich es nicht, aber einen Trost mußte ich ihm doch geben, darum sagte ich:

Digitized by Google

— Du haſt mir das alles ſo genau erklärt, daß ich wohl im ſtande bin, dich zu begreifen. Du tuſt mir leid, Fritz, ich kann ja gar nicht ſagen, wie . . . Aber raffe dich zuſammen, ſei doch vernünftig, ſo was wird nicht geſchehen, behalte mich im Auge und tue ganz genau das, was ich dir ſage. Ich gebe dir das Verſprechen, es läuft alles glatt ab.

Ich ſetzte mein Zureden noch eine Weile fort, und es ſchien auch Eindruck auf ihn zu machen: er wurde ſichtlich ruhiger.

Die Stunden verſtrichen, ich merkte, es war keine Rede davon, daß er ſchliefe. Aber ich war, während mir nun Fritz immer noch weitere Beweiſe gab von dem, was er ſeine Feigheit nannte, ſo müde geworden, daß mir die Augen zufielen.

Aus dieſer halben Duſelei erwachte ich dadurch, daß Fritz ſich an meiner Seite niedergelaſſen hatte und mich herzlich flehend fragte:

— Bitte, ſage mir nur eins: verachteſt du mich ſehr?

— Aber wie kannſt du nur ſo was meinen!

Dabei reichte ich ihm die Hand:

— Wenn ich dich verachtete, glaubſt du, daß ich dein Sekundant ſein würde?

Es leuchtete freudig in ſeinen Augen auf:

— Das iſt richtig. Daran habe ich nicht gedacht. Siehſt du, das iſt mir ein Troſt.

Es ſchlug vier. Die Stunde rückte immer näher. Wir hatten dem Portier geſagt, daß wir frühzeitig eine Wagenfahrt in die Umgegend Wiens unternehmen wollten. So war bereits um fünf der Fiaker beſtellt.

Digitized by Google

Mit den Vorbereitungen verging einige Zeit, und ich ſorgte dafür, daß mehr zu tun ſei, als wirklich nötig war. Ich packte ſo und ſo oft alles hin und her, ſchloß Sachen hier ein, da und dort, lief in mein Zimmer hinüber und kam wieder; denn Tätigkeit iſt das beſte Mittel gegen Gedanken, die einen quälen.

Viel half es natürlich nicht. Und Fritz ſagte nach einiger Zeit, müde lächelnd, nachdem er meinem Gebaren zugeſehen:

— Du ſtrengſt dich aber zu ſehr an . . .

Der Kaffee war gekommen. Ich frühſtückte und bat Fritz, etwas zu ſich zu nehmen:

— Das gibt dir Kraft, du mußt doch wenigſtens einen Schnaps trinken.

Er ſchüttelte den Kopf. Vergebens ſuchte er einen Kipfel hinunter zu würgen. Er hatte kaum den Biſſen in den Mund genommen, ſo legte er das Brot fort.

Jetzt mußte Zieſow jeden Augenblick kommen.

Fritz nahm mich ſchnell beiſeite und ſagte, indem er ſich ängſtlich umblickte, als könnte es jemand hören:

— Sieht man es mir ſehr an?

Er ſchaute verfallen aus, hohlwangig, ſeine Augen lagen tief. Er war ſehr blaß. Aber ich wollte ihm nicht noch Angſt machen und meinte:

— Du ſiehſt überhaupt nicht ſehr wohl aus. Aber das iſt von den Aufregungen der vorhergehenden Tage und Wochen. Zieſow weiß das ja auch. Dem wirſt du ſicher nicht auffallen. Und den Herren Serben, — na, laß die doch denken, was ſie wollen.

Doch Fritz ſchien mir nicht zu trauen. Er ging an den

Digitized by Google

Spiegel warf einen Blick hinein, nur ſcheu und flüchtig, dann wandte er ſich herum:

— Man ſieht es mir an. So kann ich nicht hingehen.

Wieder riet ich ihm, einen Cognac zu trinken. Diesmal folgte er mir. Er trat an den Tiſch und goß das Getränk ſchnell hinunter. Dann machte er ‚Brr‘ und ſchüttelte ſich.

— Na, iſt's nicht gleich was andres? Nun ſetzſt du noch einen drauf. Was?

Doch das wollte er nicht. Er fürchtete wegen ſeines leeren Magens, betrunken zu werden.

Da trat auch ſchon Zieſow ein. Ich merkte ihm das Beſtreben an, unbefangen zu tun. Er erzählte, er habe ausgezeichnet geſchlafen und wäre wütend geweſen, daß der Kellner ihn geweckt hätte. Aber dummerweiſe habe er nicht ans Frühſtück gedacht. Es wäre wohl noch Zeit genug, daß er auch noch etwas zu ſich nehme. Dabei klingelte er und beſtellte ſeinen Kaffee auf Fritzens Zimmer.

Fritz ging hin und her und ſprach kein Wort. Zieſow zwinkerte mir mit den Augen zu, und als unſer Freund einen Augenblick hinausgegangen war, fragte er:

— Nun, wie ſteht's denn mit dem moraliſchen Element? Er wird uns doch Ehre machen?

— Natürlich!

Aber Zieſow meinte:

— Wiſſen Sie was? Es iſt beſſer, er trinkt einen Cognac! Der Morgen iſt friſch, man kommt eben aus den Federn, dann die Wagenfahrt, die einen auch nicht gerade wärmer macht. Was meinen Sie dazu?

Digitized by Google

— Sagen Sie's ihm doch!

Als Fritz wieder eintrat, meinte Zieſow, indem er ihm ein Glas Cognac reichte:

— Na, lieber Graf: Auf einen glücklichen Ausgang!

Fritz, der offenbar das Glas hatte nehmen wollen, lächelte mühſam, ſtreckte die Hand aus, aber griff daneben. Zieſow ließ das Gläschen zu zeitig los. Es fiel zu Boden und zerbrach.

Es war ein unangenehmer Zwiſchenfall, und wir ſuchten durch ein paar gleichgültige Redensarten darüber hinweg zu kommen. Glücklicherweiſe trat auch eben der Kellner mit Zieſows Frühſtück ein.

Im Fiaker ſauſten wir durch die noch nicht belebten Straßen, am Karltheater vorüber, wo wir die Operette geſehen, dem Prater zu. Die wundervolle Allee ging es in raſendem Tempo hinunter — wir hatten den Fiaker eingeweiht — der keine Miene verzog. Am Luſthaus bogen wir links ab, dann kamen wir auf einem Feldweg in die Wieſe hinaus, auf der der Tau lag. Die Nähe der Donau verriet ſich durch Nebel. Es war trübes Wetter.

Als wir auf dem Platz anlangten, der beſtimmt worden war, erblickten wir noch keinen Menſchen. Wir zogen die Uhr. Es war in der Tat noch ſehr zeitig.

Ich raunte Zieſow zu:

— Wir hätten nicht ſo früh kommen ſollen.

Doch jener meinte:

— Ach, lieber zu früh als zu ſpät. Und bei dieſen Halbaſiaten — um Gottes willen, 's iſt doch keiner in der Nähe! — wird's wohl nicht ſo furchtbar pünktlich

Digitized by Google

ſein. Dann wollen wir wenigſtens das gute Beiſpiel geben.

Wir liefen hin und her im taufeuchten Graſe mit aufgekrempelten Hoſen und hatten bald nicht nur naſſe Stiefel, ſondern auch naſſe Beinkleider bekommen. Es war friſch. Ein leichter Wind blies vom Waſſer herüber.

Wo wir uns befanden, wußte ich nicht recht, aber es ſchien hier in der Tat kein Verkehr zu ſein. Durch Gehölz waren wir ringsum den Blicken verborgen. Die Herbſtnebel waren auch ſtark genug, daß ſie ſchon allein Schutz gewährt hätten.

Aber unſere Geduld wurde auf eine harte Probe geſtellt, denn bis zur feſtgeſetzten Zeit hatten wir noch zwanzig Minuten.

Der Fiaker war ein tolles Tempo gefahren. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wir hätten noch eine kleine Spazierfahrt unternommen.

Ich nahm Fritz unter den Arm und ging mit ihm auf und ab:

— Komm, wir laufen ein bißchen und vertreten uns die Beine. 's iſt doch hölliſch kühl!

Fritz ſtarrte vor ſich hin. Es wurde mir furchtbar ſauer, zu ſprechen. Ich wußte wirklich nicht, was ich ſagen ſollte. Denn immer kehrten meine Gedanken zu dem unglücklichen Freunde zurück, der vielleicht doch ſeinen letzten Gang tat. Und immer dachte ich daran, welche Empfindungen er hätte, ob er ſich wohl etwas beruhigt. Mich beſchlich ſogar eine gewiſſe Unruhe bei der Überlegung, wie er ſich benehmen würde.

Digitized by Google

Ich konnte mir nicht denken, daß etwas paſſierte, aber da wir nun einmal ſo viel davon geſprochen hatten, begann ich wahrhaftig im Intereſſe des Freundes auch die Nerven zu verlieren.

Zieſow hatte ſich ein Stück entfernt. In einer Reiſetaſche lagen die Piſtolen, und er ging hin, um ſie nochmals zu prüfen.

Während dieſer Zeit konnte ich mit Fritz allein reden. Ich ſagte:

— Weißt du, das waren alles nur Spukgedanken der Nacht, was du geredet haſt!

Er war blaß und reichte mir ſeine Hand:

— Fühlſt du, wie ſie zittert?

— Ja, das iſt die Kälte.

— Das mag auch Kälte ſein, aber es bleibt doch gleich unangenehm. Ich wollte, es wäre etwas wärmer heute!

Ich meinte, ſeinem Gegner würde es genau ſo gehen, aber er lächelte nur müde. Dann ſagte er kurz:

— Herr Gott, wenn's nur erſt vorüber wäre!

Ich zog die Uhr und betrog ihn in der Zeit, indem ich meinte, es wären bloß noch fünf Minuten, während in Wirklichkeit noch eine Viertelſtunde Friſt war.

Er rief:

— Es iſt aber doch wirklich eine Dummheit, daß wir ſo früh hergekommen ſind.

— Ja, nun iſt's nicht mehr zu ändern! Jetzt ſei mal vernünftig, ich kann dir die Verſicherung geben, das iſt alles bloß Einbildung. Paß auf, es geht ſo ſchnell vorüber, du glaubſt es gar nicht.

Digitized by Google

Ich brach ab, da ich ſah, wie ihm das Geſpräch ſchwer wurde. Ich machte den Verſuch, auf etwas andres überzuleiten und ſagte in gleichgültigem Ton:

— Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß in der Nacht ſo viel Tau fällt, denn Regen kann das ja nicht ſein.

Er antwortete nicht.

— Nun ja, allerdings, die Donau iſt wohl hier nicht weit, oder was iſt das Waſſer dort drüben? Vielleicht der Donaukanal? Ich finde mich nicht zurecht. Ich habe nur vor Jahren mal 'n Rennen in der Freudenau geſehen.

Er ſchwieg noch immer.

— Ganz naſſe Stiefel hab' ich bekommen.

In dieſem Augenblick ſchnappte Zieſows Reiſetaſche zu, und Fritz fuhr bei dem Geräuſch zuſammen. Ich ließ ihn ſtehen und ging dem andern entgegen. Ich bat Zieſow, er möchte mit mir drüben bleiben, wir wollten unſern Freund einen Augenblick allein laſſen, er hätte den Wunſch geäußert. Der aber meinte:

— Es iſt doch viel beſſer, wir ſprechen mit ihm, daß die Zeit hingeht! Aufgeregt wird er ja ſein, angenehm iſt ſo etwas nicht. Und . . . wenn wir auch hoffen müſſen, daß es glatt abläuft . . . man weiß nie . . . Ach Gott, wir wollen jetzt nicht davon reden . . .

Zieſow ſah nach der Uhr:

— In fünf Minuten müſſen ſie da ſein.

Er blickte immer nach dem Zeiger und kündete an:

— Vier!

Während der Zeit beobachtete ich Fritz drüben. Er

Digitized by Google

hatte ſeinen Stock genommen und ſchlug mit nervöſer Hand den höher ſtehenden Halmen die Köpfe ab.

— Drei!

Dann hörte ich ſeinen Schlüſſelbund, oder was es war, klimpern. Er ſpielte mit der Uhrkette, zupfte am Schnurrbart, ſetzte ſich den Hut auf die Seite, rückte ihn wieder gerade, bohrte mit dem Stock in der Erde, ſuchte etwas in den Taſchen, knöpfte den Überzieher auf, um ihn im ſelben Augenblick wieder zuzuknöpfen, blickte nach der Uhr — alles Zeichen ſeiner inneren Erregung.

— Zwei!

Er drehte nervös ſeinen Stock in der Hand herum. Ich hatte eine kleine Feldflaſche mit Cognac mit und ein Gläschen. Das zog ich hervor und bot ihm an.

Da ſprach er zum erſtenmal wieder. Er dankte. Er ſei nicht im ſtande, etwas über die Lippen zu bringen. Ich bat:

— Einen Schluck!

— Nein, nein, ich kann nicht, es iſt beſſer, nicht.

Nun machte ich noch verſchiedene Verſuche, zu reden, aber plötzlich preßte er meine Hand, als wollte er ſie zerdrücken:

— Ich bitte dich bloß um eins, beſchäftige Zieſow und laß mich jetzt allein. Laß mich hier ſtehen.

— Nein, das ſollſt du gerade nicht.

— Doch, ich bitte dich darum! Nur daß mich Zieſow nicht ſieht.

Ich zuckte die Achſeln. Ich dachte, es ſei beſſer, ſeinen Willen zu tun und wandte mich deshalb zum gehen.

Digitized by Google

Aber ehe ich ihn verließ, nahm mich Fritz noch einmal beim Ärmel und raunte mir zu:

— Glaubst du bestimmt nicht, daß Ziesow schon etwas gemerkt hat?

— Keine Spur! Was denkst du denn! Und was könnte er denn merken? Es ist doch gar nichts zu merken!

— Zu merken? Nun, daß ich zu zeitig schieße, daß mir der Schuß ins Gras losgeht, daß ich die Pistole fallen lasse. Um Gottes willen, ich weiß ja nicht, was ich tun werde! Wenn's bloß vorbei wäre! Herr Gott, macht nur schnell. Nicht wahr? Das versprichst du mir. Keine große Ladereien und keine Reden, so schnell als möglich stellt ihr uns auf und dann los.

Das versprach ich und fügte hinzu:

— Na, nun müssen sie aber gleich kommen.

Ziesow nahm einen listigen Ausdruck an:

— Es wäre doch eigentlich famos, wenn die Kerls die Zeit versäumten. Ich bin entschlossen, — was meinen Sie dazu — wir warten bis Viertel? Wenn sie nicht kommen — länger sind wir nicht verpflichtet zu warten — steigen wir einfach in unsern Fiaker und fahren nach Haus. Aber dann soll die ganze Bande der Teufel holen. Ich kann Ihnen sagen, ich rühre dann kein Glied mehr darum. Dann nehmen wir unsern Grafen mit und fahren mit ihm nach Haus. Das wäre noch das Allerschlauste. Grund genug haben wir dazu. Wir sagen, wir haben eine Viertelstunde gewartet, der Gegner ist nicht gekommen. Wir lehnen also jede weitere Verhandlung ab. Mit solchen Leuten schießen wir uns nicht.

Digitized by Google

Nun blickte er nach der Uhr:

— Eins! Eine Minute noch!

Zieſow hatte laut geſprochen. Fritz blickte zu uns herüber, und es war mir, als ſehe ich in ſeinen Zügen etwas wie eine letzte Hoffnung aufleuchten. Aber ſie wurde zu nichte, denn ein paar Augenblicke ſpäter — es war genau nach unſern Uhren die richtige Zeit — hörten wir in der Ferne einen Wagen rollen.

Ich ſah, wie Fritz hinaus horchte, ſah, wie der freudige Ausdruck ſeiner Züge ſchwand, wie er die Lippen zuſammenkniff und dann plötzlich mit einem Ruck ſich aufrichtete, ſeinen Überzieher wieder ſchloß, den Stock energiſch in die Hand nahm, durch das Gras ſauſen ließ und auf uns zuging.

Einen Augenblick ſpäter traten eine Anzahl Herren aus dem Unterholz. Ich konnte zählen, wie ſie zum Vorſchein kamen, einer nach dem andern, und ſich von dem dunkeln Hintergrunde ablöſten, um deutlicher zu werden, eins, zwei, drei, vier.

Die Herren Petrowitſch und Boſchanowitſch erkannte ich. Die beiden andern waren mir unbekannt, alſo wohl der Arzt und Fritzens Gegner.

Als ſie näher kamen, blieben wir ſtehen, wo wir waren. Dann grüßten wir gegenſeitig. Darauf übernahm Zieſow einerſeits und Herr Petrowitſch andrerſeits das Vorſtellen. Herr Protiſch zog ſich ein Stück zurück und blieb allein. Fritz tat das Gleiche.

Ich hatte einen Augenblick, während der Arzt ſeine Taſche beiſeite ſtellte, Gelegenheit, Fritzens Gegner zu be-

Digitized by Google

trachten. Er war mittelgroß, unterſetzt, trug einen ſchwarzen Gehrock, ſchien vielleicht vierundzwanzig Jahre alt, konnte aber auch etwas jünger ſein, da Angehörige dieſes Volkes älter auszuſehen pflegen, als ſie ſind.

Ich kann nicht ſagen, daß er mir einen unangenehmen Eindruck gemacht hätte. Er war von gelblicher Geſichtsfarbe, hatte ſchwarzes Haar, einen kleinen ſchwarzen Schnurrbart. Er war ruhig und ſtill. Irgend eine Gemütsbewegung war an ihm nicht wahrzunehmen.

Des Vergleiches halber betrachtete ich unwillkürlich Fritz. Ich mußte mir geſtehen, daß er wirklich äußerlich Haltung bewahrte, wenn ich auch an allerlei Kleinigkeiten ſeine Erregung merkte.

Herr Petrowitſch war äußerſt liebenswürdig, nach unſern Begriffen eigentlich wieder zu liebenswürdig den Sekundanten des Gegners gegenüber. Und unwillkürlich kam mir in der Erinnerung an unſre Verhandlung der Gedanke, er würde höflich ſeinen Cylinder lüften und wieder ſagen: ‚Meine Herren, ehe wir anfangen, wollen wir uns einmal als Privatleute betrachten.‘

Ich mußte faſt lächeln, ſo komiſch erſchien mir die Idee. Herr Petrowitſch ſagte:

— Wenn es den Herren recht iſt, beſchleunigen wir die Sache, ſo ſehr wir können.

— Allerdings! Dafür bin ich auch, — antwortete ich, und Zieſow ſtimmte bei.

Wir einigten uns ſchnell über die Richtung, in der die Gegner ſtehen ſollten, damit ſie beide nicht vom Licht benachteiligt wären oder einer einen Vorteil vor dem andern hätte.

Digitized by Google

Schwer war das weiter nicht, da ja keine Sonne schien.

Dann beobachteten wir, daß beide nicht gegen einen helleren Hintergrund ein gutes Ziel abgäben. Endlich gingen wir daran, die Barriere zu bestimmen, indem Herr Boschanowitsch als einen Endpunkt sein Taschentuch auf den Boden legte. Dabei baten mich die Serben, ich möchte so liebenswürdig sein und das Abschreiten der zwanzig Schritte übernehmen.

Ich kann sagen, daß ich sie zu Gunsten eines guten Ausganges abschritt. Sie waren sehr reichlich.

Auf der andern Seite ließ ich dann mein Taschentuch fallen. Die Leitung boten wir Herrn Petrowitsch, der von uns weitaus der älteste war. Er schien sehr geschmeichelt und sagte sofort, wir hätten ja auch wohl Pistolen mitgebracht, und er erlaube sich vorzuschlagen, daß nicht ihre, sondern unsre Waffen genommen würden.

Infolgedessen holte Ziesow seine Reisetasche. Die beiden Pistolen wurden geladen. Das war Ziesows und Boschanowitschs Sache.

Währenddessen war drüben Herr Petrowitsch zu Herrn Protisch getreten, und ich begab mich auf die andre Seite, wo Fritz allein stand.

Ich flüsterte ihm zu:

— Na, schneller kann's doch nicht sein. Sieh mal, es geht ja alles ausgezeichnet! Du hältst dich tadellos. In ein paar Augenblicken ist die ganze Sache vorbei. So, nun fix. Du hast gehört, daß die Serben dafür sind, daß wir schnell machen. Also lege Überzieher, Rock und Weste ab.

Digitized by Google

Während ich das ſagte, tat er es bereits und ſtand nun in Hemdärmeln da. Ich fragte:

— Haſt du noch etwas in der Taſche?

Er gab mir ſein Portemonnaie, ein Meſſer und die Schlüſſel.

— So. Und nun empfehle ich dir noch eins. Nicht wahr, du biſt vernünftig — aber du mußt's auch tun — du weißt, der Serbe hat den erſten Schuß: alſo erwarte ihn mit der ſchmalen Seite. Du darfſt dich nicht herumdrehen, ihm nicht die Bruſt bieten.

Aber Fritz wehrte ab:

— Ach, das iſt ja ganz gleich.

Es war keine Zeit, noch böſe zu werden, um ſo weniger als ich das Gefühl hatte, daß er nicht wußte, was er ſprach. Ich hatte mir vorher eingebildet, es müſſe alles bei ihm nur auf Sinnestäuſchung beruhen, aber jetzt war ich überzeugt, daß er doch recht hatte. Denn wie er in dieſem Augenblick ſein Portemonnaie, die Schlüſſel von der rechten in die linke Taſche geſteckt hatte, von der linken wieder in die rechte, um dann wieder alles herauszunehmen, das war allerdings ein Beweis von höchſter Aufregung.

Ich griff verſtohlen nach ſeiner Hand:

— Fritz, paß auf! Du haſt nicht zu ſchießen. Du hältſt die Piſtole geſenkt und warteſt auf den Schuß.

Ich bekam keine Antwort und führte ihn an ſeinen Platz.

Mit abgelegtem Rock und Weſte, wie Fritz, ſtand der Serbe ihm gegenüber. Beiden Gegnern wurden die Piſtolen

Digitized by Google

überreicht. Ich hatte Zieſow noch einen Wink gegeben, er ſolle, wenn er Fritz die Waffe in die Hand drückte, ihm wiederholen, was ich ihm geſagt. Zieſow machte das aber anders und verſtändigte ſich mit Herrn Petrowitſch noch einmal, die Bedingungen zu nennen.

Jener ging liebenswürdig darauf ein und ſagte mit erhobener Stimme:

— Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß ich bis drei zählen werde. Auf drei hat Herr Protitſch den erſten Schuß, der binnen einer Minute gefallen ſein muß, widrigenfalls dem Herrn Grafen Morſum, ohne, daß Herr Protitſch geſchoſſen hat, der Schuß zuſteht. Iſt der Schuß des Herrn Protitſch gefallen, ſo muß Herr Protitſch die Antwort ſeines Gegners, des Herrn Grafen Morſum, an der Stelle erwarten, wo er ſteht. Graf Morſum hat für ſeinen Schuß eine Minute Zeit. Iſt binnen dieſer Zeit der Schuß nicht von ihm abgegeben, ſo iſt damit ſein Recht auf den Schuß erloſchen.

Dann fügte er noch hinzu, indem er ſein Taſchentuch zog:

— Ich werde mein Taſchentuch heben, zähle: eins — zwei — drei — und laſſe es bei drei ſinken. Darauf bitte ich die Herren Gegner vorzugehen. Die Barriere darf nicht überſchritten werden.

Nun wandte er ſich zu Herrn Boſchanowitſch einerſeits, zu mir andrerſeits und fragte:

— Sind die Herren ſo weit?

— Jawohl!

Die Gegner ſtanden einander gegenüber, der Arzt, wir

Digitized by Google

Sekundanten parallel seitwärts in einer Reihe, der kleine Herr Petrowitsch vor uns. Er hob das Taschentuch.

Ich hatte mit angespannter Aufmerksamkeit Fritz beobachtet, jetzt wirklich in der Befürchtung, seine Nerven möchten ihm einen törichten Streich spielen. Ich zitterte, er würde zu weit vorgehen, die Barriere nicht beachten, und ich konnte es kaum erwarten, bis endlich Herr Petrowitsch zählte:

— Eins — zwei — drei.

Dann fiel das Taschentuch. Herr Protitsch ging sofort bis an die Barriere vor, Fritz ebenso.

Dabei stellte sich Fritz breit hin, als erwarte er gelassen sein Schicksal, als wäre ihm alles vollkommen einerlei. Die Warnung war in den Wind gesprochen, er bot eine Zielscheibe, wie der Gegner sie sich besser nicht wünschen konnte. Und ich mußte mich geradezu beherrschen, um ihm nicht zuzurufen, er solle sich seitwärts stellen.

Herr Protitsch erhob die Pistole, legte an und zielte. Ich hatte bis dahin noch immer gehofft, er würde blindlings losfeuern, aber jetzt sah ich, daß auf solchen Edelmut nicht zu rechnen war. Ich erblickte nur das gelbliche, zusammengekniffene Gesicht mit dem einen geschlossenen Auge und der unbeweglich stehenden Hand. Dabei hatte ich ein Gefühl, als sei bereits das Schicksal besiegelt.

Fritz hielt die Pistole gesenkt und blickte seinen Gegner starr an, während er die linke Faust ballte. Ich merkte, welche Mühe er sich gab, regungslos zu bleiben. Dieser Blick in die Mündung der Waffe des andern war ja nur ein letztes Aufraffen der Nerven. Aber die Nerven hielten. Er benahm sich tadellos, er zuckte nicht.

Digitized by Google

Da fiel der Schuß. Ein kleine Dampfwolke ſtieg auf. Fritz blieb ſtehen, unbeweglich. Ich freute mich ſchon und frohlockte innerlich, daß die Kugel fehl gegangen.

Aber plötzlich ſank Fritzens Hand. Ich merkte, wie er noch einmal verſuchte, ſie zu erheben. Es gelang nicht, ſie ſank wieder. Die Piſtole glitt zu Boden. Ich hatte mich ſofort bei dieſer Bewegung genähert. Zieſow, auch der Arzt kam herbei. Wir zögerten noch einen Augenblick. Wir konnten's nicht faſſen, nicht verſtehen. Da brach Fritz in die Kniee und fiel leiſe, ohne einen Laut auszuſtoßen, vornüber. Mit dem Geſicht blieb er im Graſe liegen.

Wir drehten ihn herum. Der Arzt unterſuchte. Fritz hatte die Augen geſchloſſen. Er ſchlug ſie noch einmal auf. Mir war's, als träfe mich ſein Blick, aber nicht ängſtlich, ſondern befriedigt und ſtolz, als wollte er ſagen: Gott ſei Dank — vorbei, und die Nerven haben gehalten! Dann klang noch ein leiſes Röcheln. Der Arzt zuckte die Achſel und ſagte, aus der knieenden Stellung im Graſe zu uns aufblickend:

— Ich bin überflüſſig.

Ich war ſo niedergeſchmettert, daß ich mich nicht zu faſſen wußte. Ich begriff nicht, es war alles ſo furchtbar ſchnell geſchehen, und ich merkte, daß es allen andern auch ſo ging.

Nun traten die übrigen Herren heran. Der lebhafte, kleine Herr Petrowitſch fing an zu barmen und zu jammern. Er war ganz außer ſich. Herr Boſchanowitſch ſtand ſteif dabei. Aber ich ſah, daß er gerührt war. Auch Fritzens Gegner wollte ſich ihm nähern. Doch da ſtand

Digitized by Google

Zieſow auf, ſtellte ſich vor die Leiche und ſagte, indem er kühl den Hut lüftete:

— Sie erlauben wohl, daß wir die Sache jetzt allein erledigen.

Die Serben grüßten und zogen ſich zurück.

Der Arzt blieb da. Ich hatte zuerſt geglaubt, es müßte ein Schuß ins Herz ſein, aber die Kugel war in den Hals gedrungen und offenbar in der Wirbelſäule ſtecken geblieben. Ein Austrittskanal war nicht zu ſehen.

Ich aber ſagte mir, als ich neben dem toten Freunde die Hände faltete, um ein leiſes Gebet zu ſprechen, und innerlich nach Worten ſuchte, wie ich vor meinem Schöpfer dieſe Seele verantworten ſollte, es ſei eigentlich für den unglücklichen Freund gut, daß es ſo gekommen. Wollte er die Kämpfe ausfechten, ſo war ſein Todesurteil doch geſprochen; traf ihn nicht der erſte, ſo traf ihn der zweite, dritte oder der vierte. Die Qual ward nur verlängert, und dann hielten vielleicht doch ſeine Nerven nicht mehr ſtand.

Und als ich mich von den Knieen wieder erhob und das blaſſe, ernſte, aber doch friedliche Geſicht da unten betrachtete, ſprach ich zu mir:

— Es iſt gut ſo. Er iſt glücklich. Und ein Feigling war er doch nicht, denn er hat ſeine Nerven überwunden, wie es unſer alter Oberſt verlangt.

Ja, es war gut ſo!

Digitized by Google

Der Kuß

Digitized by Google

Verſchiedene Vergleichsvorſchläge waren bereits ohne Ergebnis verlaufen, denn Fräulein Ida Echter fühlte ſich durch den jungen Mann, der heute zum erſtenmal in eigener Perſon wieder vor ihr ſtand, ſo beleidigt, daß ſie jeden Vermittelungsverſuch zurückwies.

Der Richter, ein älterer Herr mit goldener Brille und grauem Bart, hatte auf dieſem Platze hier, wo er zu richten ſaß, ſchon die widerſprechendſten Sachen erlebt und kannte in der kleinen Stadt, in der er nun ſchon zwanzig Jahre ſein Amt ausübte, beinahe jeden Menſchen beim Namen.

Das Alter hatte ihn immer friedfertiger gemacht, und eine Verhandlung, bei der es zu keinem Vergleich kam, dünkte ihm faſt ein Mißerfolg ſeinerſeits.

Er wußte, daß der Beklagte, in einer der großen Tuchfabriken des Ortes ſeit zehn Jahren als Buchhalter angeſtellt, ein Menſch war, den eine Verurteilung, die ſpäter im Blättchen ſtehen würde, ſo kränken mußte, daß er ſeine Stellung aufgab, und vielleicht gar ſich etwas antun würde, denn im Ehrenpunkt war er auf das äußerſte empfindlich.

Die beiden Parteien ſtanden vor dem Amtsrichter ein paar Schritt nur voneinander entfernt. Er groß, kräftig, mit keckem, blonden Schnurrbart; ſie ein einfach ge-

Digitized by Google

kleidetes, nettes Mädchen, mit einem selten wohlgebildeten Mund, der von ein paar roten Lippen umrandet war. Ein Mund, schwellend und doch nicht sinnlich, klein und doch kräftig; ein Mund, der etwas Herbes, Jungfräuliches besaß, dabei doch gemacht schien wie zum küssen.

Beide Parteien führten ihre Sache selbst. Der Amtsrichter sagte:

— Sie werden doch einsehen, daß sich Fräulein Echter beleidigt fühlen muß.

Der junge Mann antwortete:

— Gewiß, Herr Amtsrichter, aber ich konnte nicht anders!

Der Amtsrichter machte drohende Augen unter seiner goldenen Brille, aber sein gutmütiges Gesicht strafte den Blick Lügen, und er sagte:

— Nun, das ist doch keine Entschuldigung! Wenn nun jeder, der sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht hat, sagen wollte: ich konnte nicht anders! Sie als gebildeter Mann werden einsehen, daß das nicht geht!

Der Beklagte schlug die Augen zu Boden:

— Herr Amtsrichter, das sehe ich auch ein; ich weiß, daß ich Fräulein Echter beleidigt habe, aber ich muß dabei bleiben, ich konnte nicht anders!

Der Amtsrichter machte eine unwillige Gebärde:

— Fräulein Echter will ihre Klage auf keinen Fall zurückziehen, Sie werden also die Folgen zu tragen haben. Nun erzählen Sie also einmal, wie das gekommen ist.

Sofort begann der junge Mann:

— Es war an einem schönen Frühlingstage, und da

Digitized by Google

es außerdem noch Sonntag war, kam ich auf den Gedanken, einen Ausflug zu machen nach Bergdorf, denn dort ist die Kirschblüte, wie man ja allgemein weiß, besonders schön, und ich bin ein großer Naturfreund.

Wenn man so lange im Kontor gesessen hat und immer bloß die kahlen Wände vor sich hatte, und immer bloß das Brummen der Maschinen gehört hat und das Hin- und Hergehen der Arbeiter, das Aufladen der Ballen, das Dröhnen und Klappern der Rollwagen auf dem Pflaster, dann bekommt man eine unglaubliche Sehnsucht, auch einmal in die Natur hinaus zu gehen, die uns Bureaumenschen die Woche über verschlossen ist. . .

Der Amtsrichter, der selbst jeden Sonntag benutzte, um mit seiner Familie den Fluß hinauf oder hinunter einen Ausflug zu machen, blickte auf die Akten. Eigentlich hatte er sagen wollen, der junge Mann solle sich kürzer fassen, doch die Worte, die er eben gehört, erweckten verwandte Gefühle in ihm, und da er immer noch hoffte, die Sache zu einem guten Ende zu bringen, ließ er den Beklagten weiter reden:

— Ich ging also auf den Bahnhof, löste mir ein Billet dritter Klasse nach Bergdorf hin und zurück und nahm im Coupé Platz. Auf dem Bahnhof war noch niemand zu sehen. In Anbetracht der frühen Morgenstunde, denn ich hatte den Zug fünf Uhr zehn Minuten genommen, fehlte das gewöhnliche Sonntagspublikum der Ausflügler. Die fahren meist erst um acht Uhr, und ich glaubte daher annehmen zu können, daß ich allein bleiben würde.

Digitized by Google

Ich ſetzte mich alſo in die Ecke, drückte mir den Hut ins Geſicht, ſchlug die Beine übereinander und ſchickte mich an, noch etwas zu ſchlafen, denn am Abend vorher hatte ich für meine Firma eine außergewöhnliche Arbeit machen müſſen, die mich bis ſpät in die Nacht wachgehalten.

Ich ſchlief alſo ein, denn ich war todmüde. Da plötzlich wachte ich auf. Es hatte mich jemand geſtoßen, und ich zog ſchnell die übereinandergeſchlagenen Beine zurück, um Platz zu machen, denn ich ſah eine Geſtalt.

Ich ärgerte mich ein wenig, aber nachdem die Coupétür zugegangen, lehnte ich mich wieder in meine Ecke, kreuzte abermals die Beine und rückte mir den Hut ins Geſicht. Doch es gelang mir nicht, wieder einzuſchlafen, und nachdem der Zug eine Weile im Gang war, rieb ich mir die Augen, ſetzte den Hut gerade und blickte mich um.

Gerade mir gegenüber hatte eine junge Dame Platz genommen. Ich ſah ſie weiter nicht an, denn ich bin ein wenig ſchüchterner Natur, das können Ihnen alle beſtätigen, Herr Amtsrichter, die mich kennen. Ich bin nicht ſo einer, der den Mädchen nachläuft, dazu habe ich auch gar keine Zeit, denn bei unſerer Firma heißt es arbeiten, und ich will vorwärts kommen.

Kurz und gut, ich achtete nicht weiter auf meine Begleiterin, mit der ich mich übrigens allein im Coupé befand. Ich rückte ein paarmal hin und her, denn wenn man müde iſt, ſind die Bänke der dritten Klaſſe nicht gerade weich, und ſchließlich warf ich doch einen Blick auf die junge Dame mir gegenüber.

Ich ſah, wie ihr blondes Haar unter dem Hut fort-

Digitized by Google

während wehte und wie sie immer halb die Augen schloß gegen den Zug. Ich würde sonst nie eine junge Dame angeredet haben, ich würde ihr Haar ruhig haben fortfliegen lassen, aber ich muß sagen, daß mir ihr Gesicht gefiel, ihre einfache Art, ihr netter Anzug, und ich dachte, als ich die weißen Zwirnhandschuhe sah, die sie trug: Aha, sie will sie nicht schmutzig machen und läßt deswegen das Fenster offen. Da beugte ich mich vor und fragte:

— Fräulein, stört Sie der Zug?

Sie sah mich an:

— Ein wenig!

Ich erhob mich und versuchte das Fenster heraufzuziehen, aber es klemmte und ging nicht ganz zu, so daß oben ein kleiner Spalt blieb. Ich fragte:

— Geniert Sie das, Fräulein?

— Nein, so geht es!

Damit war die Unterhaltung im Gang. Ich kann nicht sagen wie es kam, daß wir weiter sprachen, aber ich erzählte ihr von der Baumblüte in Bergdorf, es wäre noch sehr früh am Morgen, ob sie nicht müde sei. Wie man so spricht. Ich könnte es nicht Wort für Wort wiederholen, Herr Amtsrichter . . . .

Der Amtsrichter rückte an seiner Brille, ohne den Beklagten anzusehen, immer nur die Augen auf die Akten geheftet und sagte:

— Schon gut! Schon gut! Also erzählen Sie. Sie fuhren nach Bergdorf. Fünf Uhr vierzig Minuten sollte der Zug ankommen, aber Sie hatten auf der Strecke einen Maschinendefekt, so war es doch? Und dadurch blieb der

Digitized by Google

Zug liegen. Und Sie haben sich mit dem Fräulein immer weiter unterhalten, und dann haben Sie beide sich in die Ecke gelegt und geschlafen, und Sie sind früher wieder aufgewacht; und nun sagt Fräulein Echter . . .

Aber der Amtsrichter unterbrach sich selbst. Er hatte den Kopf voll: ein ganzer Stoß Akten lag da, ein Gedächtnisfehler war ihm offenbar unterlaufen.

Der junge Mann sagte:

— Ich bitte um Entschuldigung, Herr Amtsrichter, es geschah auf dem Rückwege mit dem Abendzug.

— Nun also, erzählen Sie, aber fassen Sie sich kurz!

— Also wir saßen einander gegenüber und unterhielten uns. Genau zur fahrplanmäßigen Zeit, fünf Uhr vierzig Minuten, kamen wir in Bergdorf an. Die junge Dame stieg aus, ich grüßte sie, wie ich immer grüße, ganz förmlich, denn wir hatten uns ja bloß ein bißchen unterhalten und würden uns wahrscheinlich in unserem Leben nicht wiedersehen.

Dann ging ich an den Fluß, dort wo der Weg von Bergdorf nach Rahnitz führt. Unten fließt der Strom, auf halber Höhe an den Hügeln hin geht man zwischen Feldern und Obstbaumpflanzungen, und dort ist die schönste Baumblut der ganzen Gegend. Da blüht es schneeweiß vom Fluß bis zu den Hügeln hinauf, und es duftet so frisch und herrlich, daß man sich erholt von den acht Tagen, die man im Kontor hat vertrauern müssen.

Während man zu dem Wege sonst kaum eine Stunde braucht, legte ich ihn in drei Stunden zurück, denn an jedem Baum, die ich alle kenne, blieb ich stehen und sah

Digitized by Google

mir die alten, dunklen Äste an und die neuen jungen Zweige, sah die weißen, rosa betupften kleinen Blüten, machte meine Schlüsse, denn ich bin Kaufmann, wie wohl die Ernte dieses Jahr ausfallen würde, Schlüsse, die natürlich nicht ganz stimmen, denn dann kommen Frost und rauhe Nächte, der böse Kernpilz, zu große Trockenheit, zu große Nässe, all die Plagen, über die ich unterrichtet bin, wie der Bauer selbst.

Als ich ins Dorf kam, wo mich alle Leute kennen, denn jeden Sonntag beinahe bin ich da, begann ich wie immer mit diesem oder jenem Bauer über die Ernteaussichten zu reden, und so verging die Zeit.

Ich bin dann in die Kirche gegangen, der Herr Pfarrer dort predigt sehr schön und dann ist der Kirchhof herrlich, hochgelegen und rundum steht das weiße Blütenmeer, beugt seine Zweige über die Gräber an der Mauer, schüttelt die Blüten, wenn der Wind durch die Äste streicht, über die müden Schläfer, als sollten sie mit letzter weißer Decke zugedeckt werden. Und dann später hängen ihnen über das Grab die Früchte, von denen sie einst gekostet und die sie heute nicht mehr genießen können, da sie den Weg alles Irdischen gingen.

Und ich denke immer, mancher von den alten Obstbauern, die dort schlafen, wird sich noch freuen, daß auch bei den Enkeln die Obstzucht gedeiht, daß die Bäume, die sie eigenhändig gepflanzt, nun doppelt und zehnfache Frucht tragen.

Herr Amtsrichter, ich will mich kurz fassen, aber diese Gedanken kommen mir jedesmal, wenn ich dort bin, und ich möchte bloß zeigen, daß ich Gefühl habe, auch wenn

Digitized by Google

ich die ganze Woche in meinem kahlen Kontor sitze und Zahlen zusammenziehe. Und dieses Gefühl ist ja mein Unglück gewesen und hat mir den Streich gespielt. . . .

Also nach der Kirche setzte ich mich zu Miersches in den Garten. Der alte Miersch ist nämlich ein ganz gebildeter Mann, und da habe ich wie immer über den Weltlauf gesprochen.

Und dann habe ich mit ihm seine Bücher durchgesehen, denn das wird ihm schwer. Er gibt mir manchmal ein Glas Milch, denn das nehme ich gern von ihm an, und ich mache ihm dafür die Schreiberei.

Mittags habe ich dann im Dorf gesessen, ganz einfach wie immer, und habe fast nichts dazu getrunken, ich glaube, einen Schnitt Lagerbier. Ich möchte das betonen, denn das, was nachher geschah, ist nicht etwa passiert, weil ich den Kopf voll gehabt hätte, nein, nein, ich bin ganz mäßig!

Nachmittags bin ich wieder bei Miersches gewesen, und da habe ich den kleinen Miersch, der mal den Hof bekommen soll, auf den Knieen reiten lassen. Der arme Bengel hat ja keinen Vater mehr, denn dem alten Miersch sein einziger Sohn ist voriges Jahr gestorben.

Schließlich kam die Zeit, wo ich schweren Herzens Abschied nehmen mußte. Abends sieben Uhr fahre ich immer. Der Zug braucht nur zwanzig Minuten, und mit einem andern kann ich nicht fahren, denn der Kurierzug hält in Bergdorf nicht.

Da nahm ich Abschied vom Alten und ging den Weg wieder durch die blühenden Bäume, dieses Mal etwas

Digitized by Google

ſchneller, denn ich habe die Gewohnheit eine Viertelſtunde vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof zu ſein.

Die Blütenbäume rauſchten über mir, es ging ein leichter Wind, und ab und zu ſchüttelten ſie ihren weißen Staub herab; ein paar der kleinen zarten, roſigen Blüten blieben mir wohl am Ärmel hängen, und ich nahm ſie in den Mund, kühl, ſüß ſchmeckend. Ich liebe das.

Eigentlich war ich traurig, wie immer, wenn ich zurückfahre, von all dieſer zarten Schönheit da am Fluß. Sie hat nichts Großartiges, das Hochgebirge ſoll ja ganz anders ſein — ich habe nie hin gekonnt, dazu reicht mein Einkommen nicht, ich habe auch keine Zeit, lange läßt mein Chef mich nicht fort. Aber ich brauche auch nichts anderes zu ſehen als dieſe Landſchaft mit ihren Hügeln. Der Eindruck muß eine ganze Woche vorhalten, denn am nächſten Sonntag erſt kann ich wieder hinaus.

Der Zug lief ein. Ich wollte in den nächſten Wagen ſteigen, aber dort ſaß eine Geſellſchaft von angetrunkenen Leuten. Das hätte mich aus meiner Stimmung geriſſen; ich kann ſolchen Lärm nicht leiden.

Schließlich ſtieg ich in das letzte Coupé im Zuge und ſchloß die Tür, denn ich hoffte allein zu ſein.

Ich dachte noch an den Mierſchſchen Garten, dachte an den in großen, ſtillen Spiegeln dahinziehenden Fluß mit den herrlichen Bäumen rundherum; an den ſeligen Dorffrieden, an dieſe wundervolle Luft, die ich nun acht Tage wieder entbehren mußte.

Da ward ich aus meinen Gedanken geriſſen: die Tür ging auf, und ärgerlich wandte ich mich herum. Die

Digitized by Google

junge Dame, mit der ich früh gefahren, kam herein. Aber — merkwürdig — obwohl jeder andere Mitreisende mich gestört haben würde: ich freute mich, daß sie kam. Sie war so nett, so einfach, so bescheiden, und sie war, ich muß es schon gestehen — sie war so hübsch!

Sie gefiel mir. Ich habe sonst die Mädchen nicht angeguckt, aber sie hatte so nußbraune Augen, so blondes Haar, und sie saß so bescheiden und einfach in ihrer Ecke.

Die ganze Zeit quälte es mich; ich wollte mit ihr anfangen zu sprechen, aber ich wußte nicht wovon. Das Fenster war leider geschlossen, sonst hätte ich mich wieder erboten, es zuzumachen. Da kam mir der Gedanke, ich wollte ihr vorschlagen, es zu öffnen.

Ich sagte es, sie dankte mir dafür, ja, es wäre schlechte Luft hier drinnen; da gab ein Wort das andere, ich bedauerte, daß man die schöne Luft nicht mehr atmen könne, wie draußen auf dem Dorf.

Und es kam heraus, sie hatte einen Onkel besucht, der Lehrer war in Bergdorf, aber er wohnte nach der anderen Seite zu. Das Schulhaus kenne ich auch.

Nun empfahl ich ihr Wege, die hübsche Blicke gaben in kleine Tälchen, aus denen hier und da einmal die roten Dächer einer Ortschaft herausschauten.

Wir unterhielten uns sehr gut. Ich empfand bald, daß sie dieselben Neigungen hatte wie ich. Und ich begann mich hingezogen zu fühlen zu dieser einfachen Natur. Ich freute mich, daß sie nicht wie die anderen ihren Sonntag verbrachte mit eitlem Putz und ‚ins Nachmittags-Konzert gehen' und womöglich abends auf den Tanz.

Digitized by Google

Und unausgesetzt, während wir uns unterhielten, betrachtete ich mein Gegenüber, und ich will es nur gestehen, Herr Amtsrichter, ich verliebte mich. Ich habe nie geglaubt, daß es so schnell gehen könnte. Ich bin etwas Pedant, ich bin Beamter, und ich hatte gemeint, wenn du je einmal daran denkst, eine heimzuführen, so mußt du mindestens ein Jahr lang das Mädchen gesehen haben, denn keiner kann wissen, wie es ihm in der Ehe ergeht.

Und nun fühlte ich, alle meine Vorsätze waren zu Wasser geworden, so ein paar Mädchenaugen gegenüber. Wenn sie mich ansah — und wir sprachen ja von ganz gleichgültigen Dingen — oder nein, von schönen Dingen, von der Natur, dann ging es mir durch und durch, es überlief mich förmlich, und ich wünschte, die Fahrt möchte noch lange dauern. Dabei war sie doch in wenigen Minuten zu Ende.

Aber plötzlich hielt der Zug. Wir sahen zum Fenster hinaus. Ich fragte den Schaffner: es hieß, ein Maschinendefekt. Er erklärte irgend etwas, das ich nicht verstand.

So blieb der Zug auf freier Strecke liegen. Man hörte in der Ferne die lustige Gesellschaft johlen und schreien und nebenan durch die Holzwand hindurch die Unterhaltung. Ab und zu gingen auf dem Bahnkörper die Schaffner hin und her.

Die Reisenden schimpften, und ich glaube, der einzige Mensch im ganzen Zuge, der sich freute, war ich. Meinethalben hätten wir die ganze Nacht hier bleiben können, wenn ich nur früh im Kontor zu meinem Dienst da war.

Hier diesem Mädchen gegenüber vergaß ich alles. Ich

Digitized by Google

konnte den Blick nicht von ihr laſſen, und ich weiß nicht, habe ich ſie vielleicht zu ſehr angeſehen, ich will mich nicht verteidigen, war es ihr unangenehm, genug, ſie lehnte ſich in die Ecke und ſchien zu ſchlafen.

Sie mochte wohl ſehr müde ſein, denn ſie hatte, wie ſie mir erzählt, den ganzen Tag mit ihren kleinen Neffen geſpielt. Nun lehnte ſie in der Ecke, den Kopf etwas hintenüber; ihre Bruſt hob und ſenkte ſich langſam bei jedem Atemzuge, ſie ſchlief, gewiß, ſie ſchlief.

Die Augen hatte ſie geſchloſſen, dieſe ſchönen, nußbraunen Augen ſah ich nicht mehr, aber ich ſah ihre Wangen, wie ein friſcher Pfirſich, blaß, nur in der Mitte mit einem leichten roſa Hauch, einem Schimmer, wie ihn die Kirſchbäume in der Blüte zeigen.

Und dann ſah ich ihren Mund, klein, feſt, rund, winzig und doch ausdrucksvoll. Einen Mund . . . Nun kommt ja mein Unglück, Herr Amtsrichter! Wie ſoll ich Ihnen ſagen, was mir geſchehen? Ich kann es ſelbſt nicht erklären. Ich weiß, daß ich unrecht habe, aber es war ein Mund, ein Mund! . . .

Ich bin immer ſehr ſchüchtern geweſen, bin ſogar von den Kollegen gehänſelt worden deswegen, alſo mir lag doch ſo etwas wirklich nicht nahe und obgleich ich zweiunddreißig Jahre alt bin, Herr Amtsrichter, ich kann verſichern, ich hatte noch nie ein Mädchen geküßt.

Ich bin auch nicht leichtfertig, denn ich will doch vorwärts kommen. Ich verſtehe mich nicht, ich bin troſtlos, aber ich bitte zu bedenken, ehe ich verurteilt werde: es kann doch nicht der Wille des Geſetzgebers ſein, daß für

Digitized by Google

ſo etwas meine ganze Karriere verdorben wird. Ich will ja auch Abbitte leiſten, wie ich ja auch die junge Dame ſchon um Entſchuldigung gebeten habe! Außerdem hat es ja auch niemand geſehen.

Kurz, wie ich ihr ſo gegenüberſaß und wie ſie ſo leiſe atmete und ich dieſen Mund ſah, dieſen ſüßen, kleinen Mund: ich hab' nicht an mich halten können, ich mußte, ich mußte, ich konnte nicht anders, und ich habe mich vorgebeugt und ganz, ganz leiſe — mein Gott, ſie ſchlief doch und konnte es gar nicht merken — habe ich ſie auf den Mund geküßt!

Er ſchwieg. Während er redete, ruhten ſeine Blicke auf Fräulein Echters kleinem, feſten, roten Mund, ſeine Augen leuchteten, es war, als wolle er jeden Augenblick die Tat, wegen der er hier ſtand, wiederholen. —

Der alte Amtsrichter hatte ſtumm mit dem Federhalter geſpielt und trotz aller Weitſchweifigkeit den Beklagten nicht unterbrochen. Jetzt fragte er nur:

— Nun, Fräulein, halten Sie Ihren Strafantrag aufrecht? Rührt Sie denn ſo etwas nicht? Können Sie nicht von Ihrer Strenge etwas abgehen?

Doch Fräulein Echter, die die ganze Zeit, während der Beklagte geſprochen, die Augen zu Boden geſchlagen, ſagte zögernd:

— Herr Amtsrichter, ich bin ein ordentliches Mädchen! Und ich kann mich doch von einem wildfremden Menſchen nicht küſſen laſſen!

Da erhob ſich der alte Herr, kam hinter ſeinem Tiſch vor, auf die beiden zu, und ſprach:

Digitized by Google

— Mein Kind, Sie ſehen doch, daß er es nicht ſo ſchlimm gemeint hat, und er bereut ja ſo ſehr! Wollen Sie nicht milde ſein? Es ſteht Ihnen frei, den Strafantrag zurückzuziehen!

Das Mädchen war errötet und ſtammelte:

— Aber, aber, ich bin nicht ſo eine!

Doch der Amtsrichter gab es noch nicht auf:

— Iſt Ihnen denn damit geholfen, wenn dieſer Herr nun beſtraft wird? Sind Sie ihm denn ſo ſpinnefeind?

Sie antwortete, immer noch die Augen zu Boden geſchlagen:

— Nein!

Da leuchtete es auf dem Geſicht des alten Juriſten:

— Alſo er iſt Ihnen nicht unangenehm?

Sie liſpelte:

— Nein!

Plötzlich kam der alte Herr zu einem Entſchluß. Er legte dem Buchhalter die Hand auf die Schulter:

— Nun, nach Ihrer Schilderung der Beweggründe kann ich mir doch eigentlich nichts beſſeres denken, als wenn Sie ſo eine Frau hätten! Möchten Sie das nicht?

Des jungen Mannes Augen glänzten:

— Gewiß!

— Nun, dann ſtellen Sie doch die Ehre der jungen Dame dadurch wieder her, daß Sie ſie um ihre Hand bitten! Dann iſt die Sache aus der Welt geſchafft!

Der junge Mann trat plötzlich auf Fräulein Echter zu und ſagte:

Digitized by Google

Univ. of California

— Fräulein, würden Sie mir vergeben, wenn ich Sie fragte, ob Sie meine Frau werden wollen?

Das junge Mädchen spielte verlegen mit den Spitzen ihrer Handschuhe, und man hörte kaum ihre Antwort, als sie flüsternd sagte:

— Ja!

Da nahm der Amtsrichter die Hände der beiden jungen Leute; und als wäre er nicht mehr der Richter, der die Verfehlungen der Menschen zu sühnen hat, sondern der Priester, der zwei Liebende verbindet, legte er ihre Finger ineinander und sagte, indem ein Schmunzeln um seinen Mund ging, und seine Augen lachten unter den dicken Brillengläsern:

— Sehen Sie, das ist immer das beste Ende: vergleichen! Warum sollen wir Menschen uns einander wehe tun! Und nun — wissen Sie was Fräulein? — jetzt ist die Sache weggelöscht, dieser Kuß, der Sie so gekränkt hat, der war der zur Verlobung.

Als wäre der grüne Tisch mit den Akten und den schwarzen Tintenfässern, der Altar mit Leuchtern und Buch, standen sie zögernd da, das junge Mädchen etwas hintenübergelehnt mit ausgestrecktem Arm, als wagte sie nicht dem jungen Mann sich zu nähern: er aber, indem er sich immer weiter vorbeugte, ihr in die Augen sah und herab auf den süßen, festen, kleinen Mund.

Die Amtshandlung schien beendigt, die beiden konnten gehen, aber der alte Amtsrichter war ein kleiner Schäker. Plötzlich sagte er zu dem jungen Mann:

— Nun, ich hätte mir doch eigentlich zeigen lassen

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

müſſen, wie die Tat begangen wurde, um ein rechtes Bild zu haben, ehe das Urteil fiel. Wiſſen Sie was, es intereſſiert mich juriſtiſch, zeigen Sie mir doch mal, wie war denn das?

Da nahm der junge Mann wie der Blitz das Mädchen beim Kopf und drückte der Errötenden einen herzhaften Kuß auf den Mund.

Der Amtsrichter ſah ſchmunzelnd zu, dann wendete er ſich ab, warf dem protokollführenden Referendar einen zwinkernden Blick zu und trat wieder hinter ſeinen Tiſch. Ganz ernſt, ganz Beruf, klingelte er dem Amtsdiener, die nächſte Partei vorzuführen.

Digitized by Google

Bumski

Digitized by Google

Nach langem Marsch rückten die Deutschen in Champfleury ein.

Weit und breit war kein französischer Soldat zu sehen, denn überall hatten sich die feindlichen Truppen zurückgezogen, und die Einwohner waren der Gnade und Ungnade der Deutschen überlassen. Aber es knüpften sich schnell freundschaftliche Beziehungen an. Die Bauern im Dorf hatten bald herausgefunden, daß bei den Deutschen Manneszucht herrschte, die Leute keine Menschenfresser waren, sondern auch Weib und Kind daheim hatten.

Und jeder Gewerbetreibende, jeder, der etwas zu verkaufen hatte, wollte verdienen, um wenigstens in einer Beziehung für Mißgeschick und Unbilden des Krieges entschädigt zu werden.

Sobald sich die Truppen eingerichtet hatten, ging ein Teil abends ins Wirtshaus. Und bald saßen sie um die Tische, die Heftel am Kragen geöffnet, Pfeife oder Cigarre im Munde, vor sich ein Glas Wein.

Der Wirt lief geschäftig herum mit Frau und Tochter, unter Zuhilfenahme der paar erlernten deutschen Brocken die Soldaten bedienend.

Er freute sich über den rasenden Absatz, den sein Wein

Digitized by Google

fand, wenn er ſich auch im ſtillen wunderte, wieviel dieſer und jener vertragen konnte, denn ſie tranken alle den Rebenſaft ungemiſcht.

Der Gefreite Starkhagen verlangte einen Schnaps. Der Schnaps war ausgegangen, und der Wirt konnte nur Abſinth anbieten.

— Wat is denn dat für'n Jeſöff?

Der Wirt meinte, es wäre etwas Ausgezeichnetes.

Und der Gefreite rief:

— Na, jeben Se man den Fuſel her. Ick bin nu mal ſo, ick muß allens verſuchen.

Sofort brachte der Wirt, ein dicker Kerl in Hemdsärmeln mit langer, weißer Schürze, glatt raſiertem Geſicht und kurz geſchnittenem, ſchwarzem Haar, die helle Flüſſigkeit, ein Glas in der einen Hand, in der anderen die Waſſerflaſche.

Kaum erblickte der Gefreite, der Spaßmacher der Kompagnie, der ſich immer etwas aufſpielte, die Waſſerflaſche, als er ein Wehegeſchrei erhob:

— Um Jottes willen, bleiben Sie mit dem Waſſer zu Haus.

Doch der Wirt bedeutete ihm, nachdem er nur eine kleine Neige Abſinth in das Glas gegoſſen, man könne ihn nicht unvermiſcht trinken. Und ein paar andere Soldaten am Tiſch, denen während des Krieges Abſinth ſchon vorgekommen war, erzählten, er wäre furchtbar ſtark, das reine Gift, brenne wie Feuer und würfe den ſtärkſten Mann um.

Da ließ es der Gefreite geſchehen, daß der Wirt ihm

Digitized by Google

den Reſt des Glaſes voll Waſſer ſchenkte, wobei im Strudel der eingeſchütteten Flüſſigkeit der Abſinth wie eine dünne Glasſpirale aufſtieg und ſich mit dem Waſſer zu miſchen begann.

Nun koſtete der Gefreite. Einen Augenblick behielt er das Zeug im Mund, dann ſchnitt er ein furchtbares Geſicht, wagte nicht herunterzuſchlucken, ſondern überlegte, was er tun ſollte. Endlich drehte er ſich um und ſpuckte ins Zimmer.

Dabei tat er, als wäre ſein letztes Stündlein nahe.

Der Wirt triumphierte, hielt ſich den dicken Bauch vor Lachen und rief:

— Seh Sie! . . . . Seh Sie! . . . .

Dabei ſetzte er auseinander, es wäre vollkommen unmöglich, den Abſinth ungemiſcht zu trinken.

Doch dieſe Behauptung ärgerte den Gefreiten:

— Ihr ſeid eben niſcht jewöhnt, und ick trinke überhaupt keenen Schnaps. Aber dieſe Waſſerpantſcherei is eenfach Unfug; bei uns kann man ſo wat nich verdragen.

Dann zwinkerte er ſeinen Kameraden zu und rief:

— Bumski!

Ein ſtrohblonder, ſtruppiger, kleiner Kerl am Nebentiſch blickte erſtaunt auf, ein Pole mit einem unausſprechlichen Namen. Der Einfachheit halber hieß er in der Kompagnie ‚Bumski‘.

— Sag' mal, Bumski, trinkſt du eenen Schnaps, wenn ick dir druff ſtoße?

Sofort leucheteten des Polen Augen, aber er ſchüttelte den Kopf, er wollte es nicht glauben.

Digitized by Google

Doch der Gefreite ſagte:

— Wort druf, ick ſtoße dir uf eenen Schnaps. Oder ick will dir wat ſagen, ick ſtoße dir uf een Dutzend Schnäpſe, zwölf Stück.

Bumski ſprang auf, als riefe ihn der Hauptmann, und kam an den Nebentiſch.

Doch er traute dem Frieden nicht:

— Aberr ich habbe keen Geld.

Der Gefreite, der ſich gern predigen hörte, ſchrie nun, daß alle anderen aufmerkten, und man wußte, es kam irgend ein Ulk, denn anders tat es Starkhagen nicht:

— Det is nu jeſohlt; en alter Filz biſt de, Bumski. Aber du ſollſt jar nich blechen. Ick ſage dir ja, ick ſtoße dir.

Nun trat der Pole näher. Seine Augen leuchteten, er zeigte grinſend die Zähne, ſtrich ſich, nachdem er beide Daumen an der Zunge naß gemacht, die an den Schädel geklebten Sechſer nach vorn, ſtreckte ſeine Hand aus, und rief, indem ſeine Augen in viehiſcher Begierde glänzten:

— Gib herr.

— Na ſachteken, erſt muß injeſchenkt werden. Nun machen Sie man los.

Der Wirt begann, wie er es bei dem Gefreiten getan, zuerſt nur mit der rechten Hand eine Neige Abſinth in das Glas zu gießen, darauf mit der linken Waſſer aus der Flaſche, um die Miſchung zu vollenden.

Aber kaum hatte der Pole das Waſſer geſehen, als er einen Schrei ausſtieß, in der Befürchtung, hintergangen zu werden:

Digitized by Google

— Nix Waſſerrr! Haſt du verſprochen, willſt du ſtoßen, trinke ich nix Waſſerrr.

Der Gefreite meinte zum Wirt:

— Da hat er janz recht, det jibt Leiſe in'n Magen.

Und Starkhagen nahm die Flaſche und goß das ganze Glas voll Abſinth.

Von den übrigen Tiſchen waren die Soldaten herbeigeſtrömt, auch die Wirtin und ihre Tochter ſahen den Leuten über die Achſel und betrachteten ſtaunend das unerhörte Schauſpiel. Der Wirt ſagte, indem er mit zwei Fingern zeigte, wieviel ſchon aus der Flaſche gegoſſen:

— Mais ça coutera cher.

Der Gefreite ſchlug ein Hohngelächter auf, fuhr mit der Hand in die Taſche und klimperte mit dem Geld:

— Mir is keene Wurſcht zu teuer. Ick will dir altem Bouillonniſchel bloß mal zeigen, wat wir für ſtarke Männer ſind. Davon habt ihr jar keene Ahnung, ihr ollen Schlappiers.

Inzwiſchen hatte Bumski das Glas an den Mund geſetzt und in einem Zuge heruntergegoſſen.

Die Wirtin ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und rief:

— Le malheureux, il sera mort ou fou!

Und nun lief ſie von einem Soldaten zum anderen und wiederholte es ihnen, worauf ſie alle, obgleich keiner ſie verſtand, verſtändnisvoll nickten. Da war ſie noch mehr entſetzt über die freundliche Zuſtimmung der Kameraden, die ganz einverſtanden zu ſein ſchienen, der Pole ſollte verrückt werden oder ſterben.

Digitized by Google

Doch Bumski machte ein ſtrahlendes Geſicht, zog den kurzen, blonden Schnurrbart mit den Lippen ein, daß es ſchnalzte, und blickte gierig abwechſelnd auf das leere Glas und die volle Flaſche.

— Willſt du noch eenen riskieren, Bumski?

Er machte Augen wie ein Hund, dem man den Knochen vorenthält, und rief nur wieder:

— Aberr ich habbe keen Geld.

Da ſchlug der Gefreite auf den Tiſch, daß das Abſinthglas ein paar Centimeter in die Höhe ſprang, hin und her ſchwankte und faſt umgefallen wäre: und in der Furcht, der letzte Tropfen möchte umkommen, griff Bumski ſchnell danach, ſteckte ſeine lange, weißbelegte Zunge hinein, während er das Glas einmal herumdrehte, um ja keinen Tropfen zu verlieren.

— Ick ſtoße dir doch, Bumski! — rief der Gefreite noch einmal.

Der Wirt hatte ſich in den Hintergrund des Zimmers an den Kamin zurückgezogen. Er ſchien die Verantwortung nicht übernehmen zu wollen. Eine ſchwere Krankheit oder gar der Tod durch ſeine Schuld wäre für ſein Geſchäft peinlich geweſen, es ging ihm dabei möglicherweiſe gar an den Kragen.

Und doch ſchwankte er, der Verdienſt lockte. Denn dies eine Glas ungemiſcht hatte mindeſtens zehn Abſinthe enthalten.

Entſetzt ſtanden Frau und Tochter, die Frau ebenſo dick wie er, die Tochter dagegen hager, vertrocknet, braun, mit Schnurrbartanſatz, neben ihm und ſchlugen die Hände zuſammen.

Digitized by Google

Die Frau redete flüsternd ihrem Mann ein, es sei nichts dabei, wenn er den Absinth gäbe; wenn er nur den Gefreiten einschenken lasse, so könne er ja seine Hände in Unschuld waschen.

Da stieg in ihm eine Idee auf, eine patriotische, verdienstvolle Idee. Schon jetzt nach diesem unvermischten Glase Absinth waren die Folgen fürchterlich, wenn der deutsche Soldat aber ein zweites trank, so erwachte er nicht wieder zum Leben. Und in des Franzosen Hirn erschien eine dunkle Ahnung, als könnte er, der bisher nur die deutschen Soldaten verpflegt und sein Schäfchen geschoren, so auf friedliche und gewinnbringende Weise, sein Vaterland von einem der Bedrücker befreien, — eine Art stille, geheime, furchtbare Rache.

Ob Absinth oder Kugel blieb sich schließlich gleich, der Erfolg war ja derselbe.

Eifrig wispernd teilte er es Frau und Tochter mit. Die Frau überlief ein Schauder, aber der wohltätige Schauder der Befriedigung, und die Tochter, die immer die Feinde ihres Vaterlands nur mit stillem Haß betrachtet, ein nervöses, kleines, widerhaariges Geschöpf, ließ ihre Augen leuchten bei dem Gedanken, daß die Familie vielleicht auch ihren Teil beitragen könne zur Rettung Frankreichs.

Kurz entschlossen brachte der Wirt die Flasche Absinth. Er setzte sie auf den Tisch wie ein Rächer, mit dämonischem Ausdruck, trat einen Schritt zurück und blieb stehen, kalt lächelnd mit anzusehen, wie einer dem anderen den Todesbecher mischte.

Digitized by Google

— Ick ſtoße dir! — rief wieder der Gefreite.

Glühend heftete Bumski ſeine Augen auf die Flaſche, er ſtreckte zitternd vor Gier die Hand aus, er konnte es nicht erwarten, daß ihm eingeſchenkt würde. Grinſend blickte er den Gefreiten an und rief:

— Wie viel ſtößt du mirr?

— Die janze Pulle.

Doch der Polack traute dem Frieden nicht und verlangte, in der Angſt, er möchte aufgezogen werden und am Schluß doch zahlen ſollen:

— Errrſt muß bezahlt ſein.

Großbrodig drehte ſich der Gefreite um und fragte den Wirt:

— Compieng?

Der Wirt wollte bei der patriotiſchen Tat auch verdienen und antwortete frech:

— Vingt francs!

Dabei hielt er die Finger beider Hände zweimal hoch.

Es erſchien dem Gefreiten zwar etwas viel, doch alle ſtanden um ihn herum, alle Blicke hefteten ſich auf ihn, er war der Wortführer, der Veranlaſſer der Scene geweſen, er hatte renommiert, und da ſie im Felde überhaupt viel Geld beſaßen, zog er die Silberſtücke aus der Taſche und ſchlug ſie einzeln auf den Tiſch, daß es knallte.

Als der dicke Wirt das Geld mit triumphierendem Rächerangeſicht eingeſtrichen, griff Bumski plötzlich mit beiden Händen nach der Flaſche, und in ſeligem Gedenken an den Wuttki daheim ſparte er ſich das Glas, ſetzte ſie an die

Digitized by Google

wulſtigen Lippen und leerte ſie mit gierigen Zügen, als ob er verdurſtet geweſen wäre.

Er war fertig und ſtieß die Flaſche auf den Tiſch. Starr blickte unter finſteren Brauen der Wirt auf ſein Opfer, und im Hintergrunde am Kamin hatten ſich im Augenblick des Todestrunkes Mutter und Tochter krampfhaft bei den Händen gefaßt.

Noch ſtand er aufrecht da, aber ſie wußten, er würde gleich taumeln, hinſchlagen, und die furchtbare Armee der Eindringlinge zählte einen Kämpfer weniger.

Doch Bumski blieb ſtehen, ſog mit den Lippen den Schnurrbart ein, dann blickte er ſich, ſtatt tot niederzuſtürzen, grinſend um und fragte die Kameraden, die ſich um ihn gedrängt:

— Werr ſtößt mirr noch?

Doch wenn es auch einer gewollt hätte; es ging nicht, es war kein Abſinth mehr im Haus.

Mit einem Laut des Bedauerns ſetzte ſich Bumski wieder auf ſeinen Platz, während ſchallendes Gelächter erklang.

Mutter und Tochter blickten ſich an und nickten bedeutungsvoll, als wollten ſie ſagen: ‚denen wird das Lachen ſchon vergehen.‘

Doch es zeigten ſich keine Folgen. Bumski blieb ruhig ſitzen, er ſprach zwar nichts, aber das tat er nie. Er trank nur noch ſein Glas Rotwein aus, dann ging er bald davon, um ſich auf dem Boden ſchlafen zu legen. Die übrigen folgten und ſuchten ihre Quartiere auf. Nur die, die wie der Gefreite im Wirtshaus einquartiert waren, blieben noch eine Weile

Digitized by Google

ſitzen, gingen aber gleichfalls zeitig zur Ruhe. Am andern Morgen wurde weitermarſchiert, da hieß es Kräfte ſammeln.

Die Lichter waren gelöſcht, es herrſchte Totenſtille in Champfleury. Nur in der Kammer der Wirtsleute brannte noch eine Kerze. Mann und Frau ſaßen ſchweigend einander gegenüber, während die Tochter ſich in die Kammer nebenan zurückgezogen hatte.

Die Wirtsleute wagten nicht, zu Bett zu gehen. Sie meinten, jeden Augenblick müſſe es an der Tür klopfen mit der Nachricht, der deutſche Soldat ſei geſtorben. Sie empfanden Genugtuung und konnten doch das peinliche Gefühl nicht überwinden — denn es waren ſonſt brave Leute — daß es gerade unter ihrem Dache hatte geſchehen müſſen. Aber ſie waren auch nicht gefragt worden, ob es ihnen paßte, daß die fremden Soldaten unten in der Wirtsſtube ſaßen. Als der Wirt jedoch in die linke Hoſentaſche griff und die zwanzig Franken fühlte, ſchwanden ſeine Ängſte. Mein Gott: Krieg war eben Krieg.

Und doch laſtete die Beſorgnis auf ihnen. Sie konnten ſo nicht einſchlafen, ſie wollten wenigſtens Sicherheit haben. Schließlich war es die Frau einverſtanden, als der Wirt vorſchlug, er wolle einmal hinauf auf den Boden, wo der müde Zecher ruhte, ja vielleicht ſchon den letzten Schlaf ſchlief.

Er zog die Stiefel aus und ſchlich ſich in Strümpfen leiſe die Treppe hinauf. Nichts rührte ſich. Er blieb ſtehen und holte tief Atem.

Die Treppe knarrte, ſein Herz hämmerte faſt hörbar, daß ſein Hemd bebte, und er blieb wieder ſtehen. Doch

Digitized by Google

er mußte weiter, und ſchließlich huſchte er in eiligen langen Schritten auf den Boden hinauf. In der Kammer links lag der Pole allein, denn ſie hatten nur wenig Leute Einquartierung bekommen. Die Tür war angelehnt. Der Wirt warf einen ſcheuen Blick hinein. Man konnte deutlich das Bett unterſcheiden, auf dem ein Körper ruhte. Das Stroh ſchien zerwühlt, der eine Arm hing ſchlaff herab, das ſtruppige, blonde Haar ſtand wirr, wie in letzter Not zerrauft, vom Schädel ab. Der Wirt lauſchte angeſpannt. Kein Atemzug. Da war es ihm plötzlich, als hörte er draußen auf dem Gang etwas, und ſofort zog er den Kopf zurück, lehnte die Tür wieder an, blickte ſich erſchrocken um, wartete, horchte, alles ſchwieg. Aber er hatte genug geſehen: die feindliche Armee zählte einen Kämpfer weniger. Leiſe, wie er gekommen, ſchlich er wieder die Treppe hinab, dieſelbe Stufe wie vorhin knarrte, er ſchrak zuſammen, es war wie ein Stöhnen geweſen. Da packte ihn das Entſetzen, er ſtürmte den letzten Abſatz hinab in das gemeinſame Zimmer und ſchloß hinter ſich zu, als ob er verfolgt würde. An der Tür blieb er ſtehen. Der dicke Mann keuchte außer Atem durch die Anſtrengung und Erregung.

Die Wirtin blickte ihn an, als fragten die weitaufgeriſſenen Augen: ‚Iſt es getan?‘

Und vor ſich hinſtarrend, mit verglaſten Blicken, halb im Entſetzen, halb beglückt aufatmend, daß auch er zur Rettung des Vaterlandes ſein Scherflein beigetragen habe, nickte er langſam.

Dann blieben die beiden, jeder auf einem Stuhl, in ſich zuſammengeſunken, ſchlaff die Hände niederhängen

Digitized by Google

laſſend, während neben ihnen das Licht brannte, bis zum frühen Morgen regungslos ſitzen.

Sie wagten auch nicht hinunterzugehen, als ſchon Leben im Haus erklang. Die Soldaten kochten ſich ihren Kaffee ſelbſt. Man hörte ſie pfeifen und ſingen, ſie wußten offenbar noch nicht, was geſchehen war. Dann vernahm man auf dem Hof klappernd das Öffnen und Schließen der Gewehrſchlöſſer, ein Kommando: die deutſchen Soldaten traten an.

Das Ehepaar ſchob ängſtlich den Vorhang beiſeite und lugte hinunter, wo auf dem Schnee, die Mäntel angezogen, die Torniſter umgehängt, den ſpitzen, blinkenden Helm auf dem Kopfe, das Gewehr in der Hand, die Leute im Glied ſtanden. Außer dem Gefreiten waren es ſechs Mann geweſen. Und mit angehaltenem Atem zählte der Wirt mit dem dicken, zitternden Finger die Soldaten vor dem Gefreiten, der die Front abſchritt:

— Un, deux, trois, quatre, cinq — six.

Die beiden blickten ſich entſetzt an, und noch einmal begann die Frau von der anderen Seite:

— Un, deux, trois, quatre, cinq, — — six.

Sie begriffen nicht. Da hob der Letzte in der Reihe, der bisher zu Boden geſehen, den Kopf, und ſie gewahrten das grinſende Geſicht mit dem blonden Schnurrbart des Soldaten Bumski aus der Waſſerpolackei.

Er ſtand kerzengerade da, nahm auf des Gefreiten Kommando mit den anderen ‚Gewehr über‘, daß der Griff klappte, und feſten, ſicheren Trittes, wie auf dem Kreideſtrich, marſchierte er mit den Kameraden davon.

Digitized by Google

In ihrer Nachtjacke, das schwarze Haar aufgelöst im Nacken, war die Tochter hereingeschlichen. Auch sie hatte Bumski gesehen, und fassungslos blickten sich die drei an. Das war ja gar kein Mensch! Wenn die alle so waren, die deutschen Soldaten, dann begriffen sie allerdings die ewigen Niederlagen ihrer Landsleute. Gegen die war eben nichts zu machen.

Und mit brechenden Knieen sank der Wirt auf einen Stuhl und stöhnte:

— Ah, mon doux Jésus!

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Automobil

Digitized by Google

Es war nach dem Diner, und die Herren kamen allmählich in den Salon herüber, um ihre Damen abzuholen, denn die Wagen warteten schon. Da wurde im letzten Augenblick noch die Automobilfrage angeschnitten, und das verzögerte das Fortgehen, denn immer war man darüber verschiedener Ansicht.

Graf Barring, der ‚einen guten Wagenschlag zog', war Feuer und Flamme: diese verdammten Dinger müßten ausgerottet werden! Einmal machten sie die Pferde scheu und andrerseits drückten sie wo möglich noch die Preise.

Baron Hochheim, der für alles Neue schwärmte, behauptete, die Pferde müßten sich an die Automobile gewöhnen, genau so, wie sie es bei den Fahrrädern getan. Die Automobile bedeuteten den Fortschritt der Menschheit, den kein Pferdezüchter der Welt aufhalten würde.

In demselben Augenblick waren die beiden Herren aneinander geraten; Wort gab Wort, und die Unterhaltung artete bald in einen Streit aus, der, wenn er auch in höflichen Formen blieb, doch beinahe etwas Scharfes erhielt, denn der Pferdezüchter war in diesem Punkt außerordentlich empfindlich.

Die Sache unterhielt die übrigen, und alle, die hatten

Digitized by Google

gehen wollen, blieben nun ſtehen und hörten den beiden zu: die Damen ſetzten ſich wieder, aus dem Aufbruch wurde nichts.

Da ſagte Graf Barring:

— Lieber Baron, Sie reden übrigens wie ein Blinder von der Farbe, nehmen Sie es mir nicht übel; denn Sie kennen wahrſcheinlich Automobile gar nicht.

Der Baron wurde rot und rief erregt:

— Erlauben Sie, verehrter Graf, ich ſollte Automobile nicht kennen? Ich bin doch ſelbſt Beſitzer eines Automobils!

Nun war allgemeines Staunen, denn davon hatte man noch nichts gehört. Der Baron blickte ſich im Kreiſe um:

— Ja, meine Herrſchaften, gewiß, ich bin Beſitzer eines Automobils, und zwar eines großen, ſchönen Automobils von zehn Pferdekräften.

Jetzt begannen ſich die Damen dafür zu intereſſieren, denn die meiſten waren noch nie Automobil gefahren, und wenn Baron Hochheim eins beſaß, ſo wußten ſie, er würde ſie gewiß einladen, einmal eine Fahrt mit ihm zu unternehmen. Einzelnen der Damen klopfte ſchon das Herz vor Freude und Erwartung, andre waren noch ein wenig ängſtlich, denn wer weiß, wie ſolche Fahrt ablaufen konnte. Man hörte immer von allerlei Unglück, und warum ſollten ſie davon verſchont werden? Alle aber intereſſierte die Tatſache gleichmäßig, und dieſe und jene begann ſchon neugierig zu fragen, um nur ja eine der erſten zu ſein, die er einladen würde.

Sehr bald hatte er die Herrſchaften auf ſeiner Seite, obwohl ſie mehr oder weniger mit Pferden zuſammen-

Digitized by Google

hingen, ſei es, daß ſie Offizier geweſen oder Söhne bei der Kavallerie hatten oder Equipage beſaßen. Ja einzelne, die bisher über die Automobilfrage nur gelacht, fingen ſchon an, dieſen oder jenen Vorteil zuzugeben.

Da fragte eine alte Exzellenz, die bisher ſtillſchweigend zugehört:

— Seit wann beſitzen Sie denn das Automobil?

— O, ſchon ſeit drei Wochen!

Allgemeines Staunen; man begriff nicht, daß keiner bisher den Baron hatte fahren ſehen. Aber er umging die Fragen, und man mußte ihm ſchon glauben, daß er eine ſolche Maſchine beſaß. Schließlich fing er an zu erzählen, wie er zu dem Automobil gekommen. Nun nahmen auch die Herren wieder Platz, nur Graf Barring blieb ſtehen und rauchte, indem er die Lider zukniff und den Erzähler beobachtete, ſeine Cigarre.

Baron Hochheim begann:

— Es iſt wirklich eine ganze Geſchichte, wie ich zu dem Ding gekommen bin, und ich will unſerm verehrten Grafen gern zugeben, daß ich im Anfang nicht ſonderlich begeiſtert war, aber es mochte, wie bei ſehr vielen Menſchen, Unkenntnis ſein. Sie wiſſen, ich intereſſiere mich für alles Neue, denn wenn wir ewig auf dem alten Standpunkt ſtehen bleiben würden, kämen wir einmal nicht vorwärts, andrerſeits wäre ohne Zweifel die Welt blödſinnig langweilig.

Na alſo, kurzum, ich habe, als ich das letzte Mal in Berlin war, angefangen, mich für die ‚Krafter‘ zu erwärmen. Die Hauptſache iſt natürlich, die Syſteme ſtudieren, denn

Digitized by Google

ehe man etwas kauft, muß man darüber Beſcheid wiſſen, ſonſt kann man hölliſch hereinfallen. Es gibt Dampfautomobile, es gibt elektriſche, und es gibt Benzin- oder Spiritusautomobile, was am Ende ſchließlich dasſelbe iſt. Die Dampfwagen, offen geſtanden, kenne ich nicht, aber in den andern Wagen bin ich oft gefahren, und die Vorteile und Nachteile ſind etwa die, daß die Benzinwagen länger laufen, mehr Lärm machen und übler riechen, während die elektriſchen Automobile faſt lautlos fahren, keinen Geruch von ſich geben, aber dafür nicht beliebig geladen werden können und nach einer gewiſſen Strecke einfach ſtehen bleiben wie feſtgemauert. Die Benzinwagen aber rennen unentwegt weiter, wenn man ihnen nur zu trinken gibt, jedenfalls bis ſie einen innern Schaden erleiden und dann auch ſtillſtehn.

Wiſſen Sie, die Geſchichte iſt furchtbar einfach, da hat man ſo 'nen Trichter, den ſchraubt man an, gießt Benzin 'rein und kurbelt an. Manchmal muß man mehrmals ankurbeln, aber gewöhnlich geht's los. Dann ſetzt man ſich auf den Führerſitz und nimmt das Steuerrad in die Hand; dreht man rechts, ſo geht's rechts, und dreht man links, ſo geht's links, — koloſſal einfach.

Und dann ſehen Sie mal, meine Herrſchaften, was hat ſo ein Automobil nicht für Vorteile: Pferde werden ſcheu, das Ding rührt ſich nicht! Pferde können ſich erkälten, fällt dem Automobil gar nicht ein! Pferde müſſen bei Steigungen Schritt gehen, wir raſen hinauf! Pferde brauchen einen Stall, wir nur jeden beliebigen Schuppen; wir können auch, wenn das Automobil gegen

Digitized by Google

Diebſtahl verſichert iſt, das Ding ruhig im Freien ſtehen laſſen. Das wäre mit Pferden doch eine riskante Sache. Pferde freſſen bis zur Bewußtloſigkeit weiter, das Automobil nur, wenn's arbeiten muß. Alſo ich denke, meine Herrſchaften, daß es ziemlich klar iſt, auf welcher Seite die Vorteile liegen.

Nun aber kommt die Hauptſache: Pferde ermüden, ſo eine Maſchine nie. Wenn der Fahrer nicht ſelbſt müde wird, läuft das Ding ewig weiter. Endlich: Pferde können nur, wenn man ſie längere Zeit hindurch fährt, eine gewiſſe beſchränkte Anzahl Kilometer in der Stunde zurücklegen, aber wir fahren bis hundertundzwanzig Kilometer die Stunde. —

Er räuſperte ſich, und den Augenblick Pauſe benutzte jemand zu der Frage, ob der Baron auch wirklich ſchon ſo ſchnell gefahren ſei. Aber wieder bekam man nichts Rechtes heraus: er tat, als hätte er es nicht gehört, blies den Rauch ſeiner Cigarette von ſich und fuhr fort:

— Wiſſen Sie, alles das hätte mich vielleicht noch nicht bewogen, ein Automobil zu kaufen, denn ich hatte immer die Abſicht gehabt, noch etwas die Entwicklung abzuwarten, vor allen Dingen, bis die Akkumulatore verbeſſert wären, daß man große Strecken fahren kann; aber es trat etwas ein, das mich zwang, die Maſchine zu erwerben.

Denken Sie ſich nur! Als ich eines Tages bei Schweikerts gegeſſen hatte — ich weiß nicht, ob einer von Ihnen die Familie kennt? — es iſt der Großinduſtrielle Schweikert, der alte Geheimrat Schweikert, der die ſchöne Villa hat, die weit das Tal beherrſcht. Nun, Sie wiſſen

Digitized by Google

ja, von da oben herunter geht die Straße mindeſtens zwei Kilometer weit mit ziemlichem Gefälle bergab. Na, kurzum, wir hatten dort gegeſſen, und ich bin eben mit einem Freunde im Begriff, fortzugehen, als ich da ein Automobil ſtehen ſehe. Zehn Pferdekräfte, das habe ich ja auf den erſten Blick erkannt. Das Ding arbeitete mächtig, obgleich man den ruhigen Gang der Maſchine nur hörte und wenig Erſchütterungen bemerkte; darüber ſind wir heute bei den guten Marken längſt hinaus.

Na alſo, ich ſpreche mit meinem Freunde darüber, der natürlich von ſo was keine Ahnung hat, ich ſetze ihm die Sache auseinander, erkläre ihm die mächtigen Pneumatiks und dann die ganze Konſtruktion, alles, was ſo dazu gehört: magnetiſch-elektriſche Zündung, dann die Geſchichte mit dem Kondenſator, dem Auspufftopf, den verſchiedenen Überſetzungen. Ich zeige ihm auch, wo das Benzinreſervoir zu liegen pflegt. Er fragt noch: ‚Was iſt denn das für ein Syſtem?! Natürlich erkannte ich es ſofort: ein franzöſiſches Automobil, ein Meunier.

Nun intereſſierte ſich mein Freund wirklich dafür, und ſolche Leute findet man ſelten. Wer mich kennt, weiß, daß ich, wo ich Intereſſe finde, gern bereit bin, aufzuklären. Ich rede alſo noch weiter über die Öler, zeige ihm die Bergſtütze, die übrigens offenbar — das erkannte ich gleichfalls auf den erſten Blick — erſt ſpäter angebracht worden war, ſetze ihm die verſchiedenen Wirkungen der Bremſe auseinander, Rückwärtslauf, Fußbremſe, Handbremſe, kurz, ich merke, daß die Sache ſehr bald anfing, ihm klar zu werden.

Ein einziges mußte ich übrigens wiederholen, das

Digitized by Google

System der Wasserkühlung. Ich will in diese Einzelheiten nicht eingehen, das interessiert die Damen wahrscheinlich zu wenig. Es gibt nämlich Luft- und Wasserkühlung. Bei den großen Motoren reicht die Luftkühlung nicht aus, und ich zeigte ihm nun die Kühlschlange; ich will dabei nicht verschweigen, daß sie an mehreren Stellen gelötet war. Mir, der ich mich mit der Technik so viel beschäftigt hatte, konnte das natürlich nicht lange verborgen bleiben.

Genug, wir haben uns das Ding innen und außen angesehen, soweit das möglich war, denn aufmachen, um zu den inneren Organen zu gelangen, dazu hätte ich doch erst den Besitzer da haben müssen, der vielleicht irgendwo in ein Haus gegangen war. Ich weiß es nicht; leider war auch der Chauffeur nicht da. Nebenbei gesagt, ist es ein unverantwortlicher Leichtsinn, an manchen Orten übrigens polizeilich nicht gestattet, eine Maschine so ohne jede Aufsicht stehen zu lassen. Wir wissen doch, was spielende Kinder zum Beispiel für Unglück anrichten können und bis zu einem gewissen Grade Erwachsene auch, — na, das werden Sie ja noch sehen. Denn passen Sie auf, meine Damen, was jetzt kam.

Also, alles war meinem Freunde vollkommen klar, nur ein Einziges konnte er nicht verstehen: das Einsetzen der verschiedenen Geschwindigkeiten. Das Ankurbeln des Motors und das übrige sah er vollkommen ein, aber wie dieser kleine, unscheinbare Hebel dort vorn die verschiedenen Geschwindigkeiten herausbringen sollte, das war ihm völlig unerklärlich. Ich muß Ihnen auch offen gestehen, daß ich selbst mit dem System Meunier nicht Be-

Digitized by Google

ſcheid wußte. Ich bin auf einem Daimler-Meriedes, auf einem Panhard-Levaſſor, auf einem Darracq-Wagen und ſelbſtverſtändlich Dion-Bouton gefahren, aber das Syſtem Meunier iſt ganz anders.

Ich wußte bloß, es handelt ſich um eine rotierende Scheibe, übrigens ſehr einfach, aber durch mehrere Patente geſchützt. Vor allem, rieſig einfach war das Gasgemenge automatiſch geregelt, — aber das intereſſiert Sie ja nicht, meine Damen. Der Triumph der Meunier-Wagen iſt die unendliche Einfachheit. Dieſer eine Hebel macht alles, er ſitzt am Steuerrad, und je nachdem man ihn verſtellt, kann man mit einem ſolchen Wagen rückwärts fahren mit fünf Kilometer Geſchwindigkeit, vorwärts mit fünfzehn, zwanzig, dreißig, ſechzig, ja bis achzig Kilometer die Stunde. Das iſt großartig, verehrter Graf, Ihre Pferde machen das nicht. Paſſen Sie mal auf! . . . .

Dabei ſetzte er ſich in einen Stuhl zurecht, als hätte er das Steuerrad zwiſchen den Beinen, das er durch eine Viſitenkartenſchale, die er vom Tiſch genommen, darſtellte. Er hielt ſie mit der einen Hand, beugte ſie vorn herüber, lugte in den Salon hinein, als müßte er ſcharf auf die Straße aufpaſſen, hielt die Schale krampfhaft umſpannt; dann nahm er ſein Taſchenmeſſer, ſetzte es unten an den Fuß, griff mit der rechten Hand darum und ſchob es hin und her, als bewege er einen Hebel. Dabei machte er mit der Zunge ein Geräuſch, wie ein unausgeſetzt leiſe arbeitender Viertaktmotor, und zeigte der halb ſtaunenden, halb lachenden Geſellſchaft genau, wie man es machen müßte.

Digitized by Google

— Paſſen Sie auf, jetzt ſteht es auf Leergang. Sie ſehen, ich ſchiebe den Hebel etwas vor:

Er bewegte das Taſchenmeſſer in einem Zehntel Segment um die Viſitenkartenſchale.

— Der Motor geht aber nicht ruckweiſe, i bewahre, darüber iſt man längſt hinaus, ſondern ganz langſam an. Jetzt rollen wir die Straße hinunter, und nun paſſen Sie auf, ich ſtelle die höchſte Geſchwindigkeit ein.

Er drehte das Meſſer etwas weiter.

— Natürlich kommt es darauf an, jetzt das Steuerrad feſtzuhalten, denn bei der geringſten Bewegung ſind wir im Straßengraben, an einem Chauſſeebaum, an einer Felſenwand oder im Abgrund. Und jetzt paſſen Sie auf...

Er ſchob das Meſſer etwa ein Viertel Segment herum, beugte ſich dabei ganz vor, ſchloß die Augen, als wollte er den Luftzug vermeiden, und blickte mit nervöſer Anſpannung über den hellen Teppich des Salons, als ſähe er die kreidig weiße Chauſſee vor ſich hin ſchießen. Er ſpannte alle Nerven an und rief:

— Meine Damen, ſechzig, achtzig Kilometer die Stunde. Wenn jetzt Wagen kommen, heißt es entſchloſſen ſein: ſauſt man vorbei oder verlangſamt man das Tempo? Beim Benzinmotor ganz einfach.

Und nun drehte er das Meſſer ein Stück zurück, die Spannung auf ſeinen Zügen ließ nach, er atmete erleichtert auf, als wäre er einer großen Gefahr entronnen; dann ſetzte er ſich etwas mehr aufrecht, und man ſah, wie ſeine Finger ſich weniger ſcharf um den Hebel ſchloſſen.

— Vierzig, zwanzig, fünfzehn, fünf, wir kommen gar

Digitized by Google

nicht mehr vorwärts, ſehen Sie mal, fünf Kilometer fahren wir jetzt, da können ſogar Pferde mit.

Dabei blickte er lächelnd zu Graf Barring, der die Achſeln zuckte, als wollte er ſagen: ‚Machen Sie doch keine ſo ſchlechten Witze!‘ Nun ſchob Baron Hochheim das Taſchenmeſſer noch ein Stück zurück und rief, die Viſitenkartenſchale nur noch läſſig mit drei Fingern haltend:

— So, jetzt laſſen wir den Kerl auslaufen, er wird gleich ſtehen. Halt! Er ſteht.

Und er ſetzte die Viſitenkartenſchale aus der Hand, ſteckte das Meſſer wieder ein und erhob ſich, als hätte er eine Rekordfahrt hinter ſich, ganz erſchöpft aus dem Seſſel, wie von einem Führerſitz. Er trat ſeitwärts auf den Teppich hinaus, als ſtiege er die zwei Tritte vom Automobil hinunter, und ſagte:

— So, meine Damen, jetzt kann jede von Ihnen mitfahren. Übrigens halt, daß wir es nicht vergeſſen: den Motor ſtellen wir nun ab. Beim Meunier ganz einfach; ſehen Sie, hier das kleine Ventil wird geſchloſſen und die Zentralölung gleichfalls, denn wir wollen ſparſam ſein und nicht umſonſt Öl verbrauchen. Denken Sie mal, wie ſinnreich, beim Meunier wird zugleich automatiſch das Benzin abgeſtellt. Ja, ich ſage Ihnen, mein Automobil iſt erſte Klaſſe! Das Beſte, das es heute gibt ...

Man hatte ſeiner aufregenden Fahrt mit Staunen und Intereſſe zugehört, und jetzt waren die Damen mehr als je entſchloſſen, ihn noch, ehe die Geſellſchaft auseinanderging, zu bitten, er möchte ſie einmal mitnehmen.

Da fragte eine junge Frau, die erſt ein halbes Jahr

Digitized by Google

verheiratet war und mit offenem Mund und ſtaunenden Augen ſeine Achtzigkilometerfahrt miterlebt:

— Kann man denn auch ſofort bremſen?

Der Baron lächelte mitleidig, aber die Frage kam ihm von mehreren Seiten. Jemand ſagte:

— Kann denn wirklich nichts paſſieren?

Ein andrer wollte wiſſen, auf wieviel Meter Entfernung die Bremſe wirke.

Sofort beſtieg Baron Hochheim wieder ſein Automobil, man ſah, wie er ſich förmlich an den Handgriffen rechts und links emporzog und die Kniee beim Einſteigen hob. Diesmal kam ihm die Frau des Hauſes zu Hilfe; um ſeine Erzählung beſſer zu verſinnbildlichen, brachte ſie ihm einen kleinen, japaniſchen Tiſch mit einem Fuß in der Mitte, und den ſtellte er ſich als Steuerrad zwiſchen die Beine; rechts und links davon wurden zwei Fußkiſſen hingelegt, und er ſagte, indem er die Fußſohlen darauf ſtellte und jetzt wieder das Meſſer in die Hand nahm und die Tiſchplatte ſelbſt als Steuerrad benutzte:

— Alſo, ſehen Sie, wenn ich nur ein wenig trete, ſo löſe ich damit den Motor aus, und der Wagen rollt nur noch vermöge des Falles der Straße oder ſeines Gewichts. Trete ich ſtärker — und nun drückte er die Fußſpitze nieder, daß ſie ſich tief in den weichen Seidenſtoff des Kiſſens grub —, ſo hält das Ding auf der Stelle. Außerdem habe ich hier noch die Handbremſe.

Er ergriff an dem Polſterſtuhl eine dicke Troddel, die aus den Franſen hing, und zog daran ſo ſtark, daß ſie krachte und die Hausfrau ſchon ſchrie:

Digitized by Google

— Baron, um Himmels willen, reißen Sie sie nicht ab!

Doch der Erzähler lächelte mitleidig, ein erfahrener Automobilist wie er und die Handbremse kaputt machen! Nun zeigte er, daß er mit dem linken Fuß den Rückwärtsgang beherrschte. Als er diesen niedertrat, rutschte er sofort, um die Bewegung anzudeuten, mit seinem Stuhl einen halben Meter zurück, so daß die alte Exzellenz, die sehr peinlich mit ihren Sachen war, halblaut sagte, als die Rollen des Stuhles eine kleine Bahn im Teppich beschrieben:

— Um Gottes willen, er ruiniert alles!

Nun aber kam die eigentliche Vorstellung, um den Damen, die einander bereits neidisch betrachteten, welche wohl zuerst mitfahren würde, die völlige Ungefährlichkeit eines Automobils zu beweisen. Er stieg erst noch einmal aus, kurbelte den Motor an, ließ ihn seine Taktbewegungen verrichten, tat, als hätte er die Öler vergessen, setzte sie in Tätigkeit, beugte sich nieder, kniete auf den Teppich, blickte unter seinen Stuhl und sagte vor sich hin:

— Arbeitet tadellos!

Dann bestieg er wieder den Führersitz, und nun nahm er abermals sein Messer, hielt es an den einbeinigen Tisch, krampfte die Hand um das Steuerrad, nickte nach allen Seiten zum Abschied, schob das Messer etwas vor und rief:

— Fünf, zehn, fünfzehn, zwanzig, vierzig, sechzig!

Dabei beugte er sich nach vorn, seine Finger umkrampften immer mehr die Tischplatte, und er rief:

— Der Zug! Wie die Chausseebäume fliegen! Donner-

Digitized by Google

wetter, arbeitet der Motor gut, tadellose Zündung, richtigstes Gasgemisch! Und die Straße ist wirklich famos, schnurgerade, ein ganz klein wenig Gefälle. Nun achtzig Kilometer, Donnerwetter, jetzt geht's! Und da drüben auf dem Bahndamm der elende Personenzug! Der arme Kerl kann ja nicht mit. Aber nur sich nicht unterhalten und nicht seitwärts sehen, die kleinste Bewegung zur Seite kann Unheil bringen.

Da ist ein kleiner Abschlag im Wege, ganz wenig nur, na, das macht nichts, wir fliegen darüber weg. Schwupp, jetzt sind wir mindestens acht Meter durch die Luft gesaust, aber die Pneumatiks halten . . . So ein Ochse da drüben, der Kerl fährt links! Meine Damen, jetzt heißt's aufpassen. Wird er nach rechts ausbiegen oder bleibt er links. Jedenfalls wollen wir ihn mal warnen.

Er drückte mit der rechten Hand auf die Lehne des Polsterstuhles, daß das Roßhaar leise darin knirschte, und dabei ahmte er den Ton der Huppe nach, ein langgetöntes Tuten und Heulen, daß die Damen sich die Ohren zuhielten. Dann rief er:

— Meine Damen, Sie sollen jetzt die Wirkung der Bremse sehen, passen Sie mal auf! Der Kutscher ist eingeschlafen. Der Gaul geht hin und her wie betrunken, der Wagen in Schlangenlinie. Nun übrigens, Zeit zum Überlegen gibt's da nicht, in einem Augenblick sind wir da. Da wird das Tier schon verrückt; sehen Sie, wie es die Ohren spitzt? Um Himmels willen, jetzt stellt sich der Gaul quer. Also passen Sie auf!

Nun trat er das arme Fußkissen rechts mit solcher

Digitized by Google

Gewalt zuſammen, daß durch den energiſchen Stoß eine leichte Staubwolke aufſtieg und einer der Herren, der ſich das Lachen die ganze Zeit nicht hatte verhalten können, halblaut ſagte:

— Schlecht ausgeklopft!

Der Baron aber rief:

— Der Motor iſt ausgeſchaltet, dazu wirkt die Bremſe, — hören Sie, wie's ſingt?

Er machte mit dem Munde ein entſetzliches Quietſchen nach, ſo daß wieder ein paar empfindliche Damen die Hände an die kleinen Öhrchen legten. Dann rief er:

— So, bums, halt! Er ſteht, ſteht auf dem Fleck!

Dabei kippte er, als ſäße er wirklich auf dem Automobil bei dem jähen Anhalten, während ſich der Stuhl förmlich zu biegen ſchien, vornüber, daß er ſich beinahe auf den japaniſchen Tiſch — das Steuerrad — legte. Mit dem Munde ließ er den Motor ruhig weiter arbeiten. Er richtete ſich auf, ein Strahlen ging über ſein Geſicht, und er ſagte erregt und erleichtert:

— Gott ſei Dank! Sehen Sie, meine Damen, achtzig Zentimeter vor dem Schinder bleibt mein Motor ſtehen. Und nun wacht der Kutſcher auf, nun ſchimpft er, nun ruft er: ‚Aufpaſſen!‘ Und: ‚Verdammte Fahrerei!‘ Und: ‚Sie ſind verantwortlich, Sie müſſen mir das Pferd und meinen Wagen bezahlen!‘ Und: ich weiß nicht was? Aber, meine Damen, was glauben Sie wohl, wenn ich geſchlafen hätte! Der wäre platt gewalzt wie ein Kirſchkuchen.

Sehen Sie mal, und wenn die Automobile bloß das

Digitized by Google

fertig brächten, daß die Kutscher auf den Landstraßen nicht schlafen . . . Meine Damen, wir sind einer großen Gefahr entronnen, einer großen Gefahr für das Leben andrer Menschen, wie für unser eignes. Lassen wir den Mann schimpfen, tun wir noch mehr, reden wir ihm zu, wir leisten unsrer Sache einen Dienst . . . Also Sie sehen, ich halte, wo ich will, — können Sie das mit Pferden?

Und er stand lächelnd auf, tupfte sich mit dem Taschentuch die Stirn, als hätte ihm die Aufregung den Schweiß ausgepreßt, stieg wieder von seinem Automobil herab, stellte die Öler ab, ließ den Motor langsam ausgehen, und dann blieb er neben Graf Barring stehen und lächelte überlegen.

Aber die Exzellenz meinte jetzt:

— Baron, Sie sind uns immer noch Ihre Geschichte schuldig. Das war ja sehr interessant, aber sagen Sie mal, Sie sahen doch bei der Villa das Automobil stehen, wie war das? Kein Besitzer, kein Chauffeur dabei, Sie erklärten es Ihrem Freunde?

Baron Hochheim fuhr fort:

— Ach so, das ist wahr, ich bin ganz abgekommen. Also denken Sie, was mir da passierte, mir altem, erfahrenen Automobilisten. Ich habe Ihnen gesagt, daß mein Freund alles verstanden hatte, nur die ganz einfache Sache mit den Geschwindigkeiten nicht.

Nun sehen Sie mal, heute, wo mir das Automobil gehört, da weiß ich's ja, aber ich muß zu meiner Schande gestehen, damals wußte ich es nicht! Mein Gott, man kann nicht alle Systeme kennen.

Digitized by Google

Also ich will ihm die Sache demonstrieren. Ich fasse den Hebel an, drehe ihn nach vorwärts, und sei es nun, daß die Handbremse nicht angezogen war oder — ich kann es mir heute noch nicht erklären —, kurz, mit einem Mal setzt sich das Ding in Bewegung und — ich saß ja nicht drauf; wenn ich das Steuerrad in der Hand habe, dann soll mir einer mal kommen — aber ich stand daneben, und das Ding sauste los, ohne mich.

Ich kriege natürlich einen furchtbaren Schreck und laufe ihm nach. Ja, wenn's Pferde sind, die kann man noch einholen, aber da sehen Sie die Überlegenheit des Automobils, da kommt keiner mit. Denken Sie, die Maschine rast ganz allein los. Nicht zu schnell, aber immerhin, ich kam nicht mit.

Na, da hatten wir eine schöne Geschichte angerichtet. Es ist Gefälle da hinunter, und der Wagen läuft und läuft und läuft, und mit einem Mal fängt er an, seitwärts zu gehen, in der Erregung rufe ich ihm noch nach: ‚Geradeaus, zum Donnerwetter nochmal, geradeaus!'

Aber der hört nicht und läuft einfach seitwärts über die Böschung. Die Straße ist dort aufgemauert und ziemlich hoch, der einzige Schutzwall waren ein paar Pflaumenbäumchen. Mein Gott, früher hatte man auf unsern Chausseen Pappeln, aber heute soll ja alles dem Staate einen Ertrag bringen, und man pflanzt Obstbäume. Glauben Sie, daß mein Automobil sich vor Obstbäumen fürchtet? Einfach umgebogen und umgeknickt, als wär's ein Strohhalm, und ich sah noch in der Luft ein paar Pneumatiks, ein paar Räder, dann war die Straße leer.

Digitized by Google

Mir ſchlug das Herz, ich hielt den Atem an. Einen Augenblick darauf ein furchtbarer Krach, es rauſchte, es war, als ſpritzte das kochende Waſſer nach allen Seiten. Wiſſen Sie, ich habe nie jemand ſterben ſehen können — ich ſage Ihnen, ich ſchäme mich auch gar nicht —, ich wagte nicht, hinzulaufen und dieſen Todeskampf mit anzuſehen. Ich guckte meinen Freund an, und der mich; wir waren ſo entſetzt, daß wir keine Worte fanden.

Da kam plötzlich der Chauffeur geſtürzt in ſeinem Lederanzug, mit dem ſtaubigen Geſicht, den ſchmutzigen Händen, überall Ölflecken. Wiſſen Sie, das iſt das einzige: reinlich iſt die Geſchichte nicht! Und er ſtellt mich zur Rede und fragt: ‚Wo iſt mein Wagen, was haben Sie getan?‘

Und ich antwortete nur: ‚Nichts habe ich getan, ich mag vielleicht an die Handbremſe gekommen ſein, um die Wirkung zu zeigen, ich weiß nicht. Und Ihr Wagen ſtand doch auf Leergang.‘

‚Ja, mein Herr,‘ ruft der Mann, ‚er ſtand ganz richtig auf Leergang.‘

Na, ich hatte alſo die erſte Geſchwindigkeit eingeſtellt. Es kam eine erregte Auseinanderſetzung, und ſchließlich blieb weiter nichts übrig, als daß ich mit an die Unglücksſtelle gehen mußte. Ich faßte mir ein Herz und blickte über die Böſchung hinab.

Der ſchöne zehnpferdige Meunierwagen lag mit den Rädern nach oben da, er rührte ſich nicht mehr, er war tot. Der ganze Leib war ihm aufgeriſſen, und man blickte tief in die Eingeweide hinein, in ein Gewirr von zerborſtenen

Digitized by Google

und verbogenen und geplatzten Kupferrohren. Das Herz ſchlug nicht mehr, der Motor ſtand ſtill, die Lungen atmeten nicht mehr, das leiſe Beben fehlte, kein Zweifel, er war wirklich tot.

Sie können ſich denken, daß ich mich in einer peinlichen Lage befand. Was ſollte ich jetzt tun? Ich nannte alſo dem Mann meinen Namen, und wir ſprachen über den Fall. Dabei ſtellte es ſich heraus, daß der unglückliche Menſch ſeinen Herrn zu einem Bekannten gebracht hatte, allein zurückfahren wollte und nur einen Augenblick in die Kneipe gegangen war, wie er behauptete, um Öl zu holen. Na, mein Gott, im Wirtshaus wird er doch nicht gerade Öl holen!

Aber ich war jedenfalls der Hereingefallene, und es blieb mir, da mich der Beſitzer verklagen wollte, nichts andres übrig, als ihm den Meunierwagen abzukaufen.

Meine Herrſchaften, ſo wurde ich Beſitzer eines erſtklaſſigen, zehnpferdigen, franzöſiſchen Automobils, eines Meunierwagens der neueſten Konſtruktion, an dem wirklich alles iſt, was es heutzutage gibt: Tonneau für vier Perſonen, mit achtzig Kilometer ſtündlich garantierter Geſchwindigkeit, Zentralölung, Rückwärtslauf, Bergſtütze, Füllung für hundertundachtzig Kilometer, Reſervegefäße, das nötige Benzin noch für weitere hundertundfünfzig Kilometer mitzunehmen. Eines Wagens, der faſt ohne Erſchütterung, faſt geräuſchlos läuft, eines Wagens, der jedes Benzin trinkt, bei keinem verſagt, eines Wagens mit drei großen Acetylenſcheinwerfern, mit doppelter Zündung, drei Bremſen, eines Wagens, den man gar nicht ſofort haben

Digitized by Google

kann, ſondern den die Fabrik erſt nach ſechs bis neun Monaten liefert. Eines Wagens, an dem beinahe alles ſelbſttätig iſt, was bisher der Automobiliſt überwachen mußte, und der, wie Sie eben gehört haben, auch ohne Steuerung und Lenkung allein fährt, nicht ſehr weit und nicht immer geradeaus, — aber, wiſſen Sie, ſo fortgeſchritten ſind wir noch nicht, das kommt vielleicht erſt. —

Als der Baron von dem Unglück erzählte, hatte Graf Barring ſchadenfroh gelächelt und jetzt, bei den Aufzählungen all der Vorteile, biß er wieder die Lippen ärgerlich aufeinander. Nun machte er gar ein finſteres Geſicht, als die Damen jetzt nicht mehr an ſich hielten, ſondern eine nach der andern auf den Baron einzuſtürmen begannen, er möchte ſie doch einmal mitnehmen, gelegentlich, nein, vielleicht dieſe Woche, oder morgen nachmittag, am Ende, da es heiß war, früh. Sie würden jedes Opfer bringen, um drei Uhr aufſtehen, nur wollten ſie alle fahren.

Baron Hochheim ſtand mit ſeiner hohen, mageren Geſtalt mitten unter den bettelnden Damen in ihren hellen Kleidern, und nach allen Seiten ſah er lächelnd herab, mit aufgehobenen Händen abwinkend, als wolle er etwas ſagen. Aber es war nicht möglich, man ließ ihn nicht zu Worte kommen; die Damen begannen ſchon eiferſüchtig zu werden, ſich ein ganz klein wenig zu zanken; und jedesmal, wenn er beginnen wollte, zu reden, fing ein derartiger neuer Anſturm an, daß er ſchwieg, um erſt das brandende Meer ſich beruhigen zu laſſen.

Alte Gegnerſchaften wachten neu auf, kleine Rivalitäten entſtanden, jede wäre unglücklich geweſen, wenn der Baron

Digitized by Google

die andre vorgezogen hätte, jede verlangte die erſte zu ſein und wäre am liebſten ganz allein mit ihm gefahren.

Aber der Baron rief endlich laut:

— Meine Damen!

Er drang noch nicht durch, und er wiederholte, indem er beide Arme weit ausſtreckte:

— Meine Damen!

Nun klang nur noch durcheinander:

— ‚Mich! Nicht wahr, mich!‘ — ‚Baron, mir haben Sie's verſprochen!‘ — ‚Aber ich zuerſt!‘

Und er ſtreckte wieder die Arme aus:

— Meine Damen!

Jetzt erwartete man eine Entſcheidung, und wenn die Damen ſich auch eiferſüchtig beobachteten, ſo trat doch plötzlich eine Pauſe ein. Da ſagte er, und ein Lächeln umſpielte dabei ſeinen Mund, und mit den zwinkernden Augen blickte er ſeinen Gegner, den Grafen Barring, an:

— Meine Damen, es tut mir furchtbar leid, aber — — ich bin noch nie auf der Maſchine gefahren. Transport- und Reparaturkoſten ſind ſo hoch, daß es ſich nicht lohnen würde, noch Geld auszugeben und das Ding reparieren zu laſſen. Ich bedaure alſo ſehr, ich kann keine von Ihnen mitnehmen. Die Maſchine liegt noch im Abgrund, ſonſt hätte mich der Beſitzer doch nicht zwingen können, ſie zu kaufen!

Jetzt waren die Damen wütend, und ſie, die noch eben in jeder andern eine Feindin erblickt, taten ſich einmütig zuſammen, fielen über den unglücklichen Automobiliſten her, und er bekam ſolche Vorwürfe zu hören, daß er ſich unter den ausgeſtreckten kleinen Händen, die ihm die Augen

Digitized by Google

auszukratzen drohten, gegen eine Wand zurückzog, hinter ein Sofa, und endlich in die Ecke kroch, wo er sich förmlich verbarrikadierte.

Die Damen waren noch eine Weile empört, aber allmählich kehrte ihre gute Laune wieder, man lachte und dachte dabei an den Aufbruch.

Wenige Augenblicke darauf hatten die Gäste den Salon verlassen. Graf Barring nahm Baron Hochheims Arm, und als sie langsam die mondbeschienene, einsame Straße hinuntergingen, sagte er zu dem begeisterten Automobilisten:

— Mein lieber Baron, ich habe ein Paar ungarische Jucker, ich sage Ihnen, das wäre etwas für Sie!

Und der Baron antwortete nach kurzem Zögern:

— Haben Sie morgen Zeit, so schau' ich sie mir mal an!

Digitized by Google

Lili

Digitized by Google

1.

Der alte Oberſt Schmidt hatte ſpät geheiratet, als er ſchon Stabsoffizier war. Sein Daſein lief, nachdem er den Abſchied genommen, ruhig hin; er lebte von ſeiner Penſion und einem kleinen Vermögen, und als er ſechzig Jahre alt geworden war, ſtarb ſeine Frau und ließ ihn mit Ilona, ſeiner Tochter, allein.

Darüber vergingen wieder Jahre. Er hatte ſich an das Witwerleben gewöhnt, und in beſcheidenem Wohlſtand, den er durch eine Erbſchaft erreicht, lebte er mit ſeinem einzigen Kinde.

Sie machten jedes Jahr eine Reiſe zuſammen, jedes Jahr ging er mit ihr nach Karlsbad, wegen der Leber, die ſich ab und zu rührte.

Durch die Umſtände war es gekommen, daß Ilona beinahe keinen weiblichen Verkehr hatte; ſie kannte eigentlich bloß die ehemaligen Kriegskameraden ihres Vaters, von denen ſie vergöttert ward.

Sie begleitete den Papa in die Stammkneipe, und die alten Herren machten ihr dort in ihrer Art den Hof, ritterlich, faſt altmodiſch, ohne Hintergrund, nur weil ſie das einzige weibliche Weſen der ganzen Geſellſchaft war.

Digitized by Google

Die Herren, die sich zusammenzufinden pflegten, hatten alle gedient; aber trotz der vielen Jahre, die die meisten schon den bürgerlichen Rock trugen, ging es unter ihnen noch ganz militärisch zu. Der Rang wurde genau innegehalten, man nannte sich stets bei der Charge, höchstens einmal sagten die paar Exzellenzen, die es gab, zu den Stabsoffizieren a. D., deren jüngster ein Major war: „Mein lieber Oberst! Mein lieber Major!"

Auf den Spaziergängen, die einen großen Teil der Zeit des alten Obersten ausfüllten, war er natürlich immer von Ilona begleitet; ab und zu leistete ihm einer der alten Herren Gesellschaft. Dann wurde die Rangliste durchgehechelt, Biwak- und Garnisonsgeschichten aus alter Zeit erzählt, irgend eines eben gestorbenen Kameraden gedacht, nur Männliches, ja nur Militärisches gesprochen.

So war Ilona fast nur unter Männern groß geworden. Trotzdem hatte sie etwas Weiches und Weibliches. Sie war bescheiden, ging einfach gekleidet, aber ganz geschmackvoll; sie hielt darauf, daß des Vaters Rock gut saß, sie sorgte dafür, daß die grauen, dänischen Handschuhe, die er immer trug, stets mit Knöpfen versehen waren, sie bürstete ihm vor dem Ausgehen den Hut ab.

Von ihren weiblichen Interessen merkte er sonst nichts. Er achtete nicht darauf, er kümmerte sich nicht darum, er sprach nicht darüber. Und doch machte sie Handarbeiten, hielt das ‚Daheim', das sie eifrig studierte, und las Geibels Juniuslieder, die einzige Lyrik, die sich im Hause befand.

Von ihrem Seelenzustand hatte der Oberst keine

Digitized by Google

Ahnung. Er war nie auf den Gedanken gekommen, ihr Herz könnte sich einmal regen, und in der Gesellschaft, die von der einundneunzigjährigen Exzellenz von Kratke herabstieg bis zum dreiundfünfzigjährigen Major a. D. von Dessow, gab es keinen, der ihr hätte gefährlich werden können.

Sie war schon vierundzwanzig Jahre alt geworden, ohne je auf einem Ball gewesen zu sein. Aber sie empfand eine dunkle Sehnsucht danach, wie nach einem Spielzeug, das ein Kind im Schaufenster sieht, das es noch nicht in den Händen gehabt hat und von dem es eigentlich nicht weiß, was man damit machen soll.

Wenn das Mädchen in den Zeitungen die Beschreibung eines Hofballes las oder irgend einer Festlichkeit, so stieg eine süße, bange Sehnsucht in ihr auf wie nach einem Feenreich, das sie mit dem Fuß der irdischen Schwere niemals betreten würde.

Aber niemals sprach sie mit dem Vater über dergleichen, und niemals hatte sie den Wunsch geäußert, in dieses Zauberreich zu dringen.

Sie führte dem Obersten vortrefflich die Wirtschaft, und da dem alten Herrn nichts abging, so ahnte er auch nichts von einer geheimen Sehnsucht im Herzen seines Kindes.

Eines Tages, bei Tisch, hörte man Möbelrücken, Laufen und Scharren im Stockwerk darunter.

Der Vater, der manchmal etwas griesgrämig sein konnte, strich sich den unendlich langen, weißen Schnurrbart, an den seit seinen Leutnantsjahren kein Messer und keine Schere gekommen, und sagte:

Digitized by Google

— Was iſt denn das nur für ein Lärm, man kann ja nicht mal mehr ruhig eſſen!

Ilona warf ſo hin:

— Beim Präſidenten iſt Hausball.

Der Oberſt blickte auf und rollte die Augen:

— Da wird man nicht ſchlafen können.

— Ach, Papa, unter deinem Schlafzimmer wird ja nicht getanzt.

— Woher weißt du denn das?

— Nun, man hört es ſo im Haus durch die Mädchen.

Damit war die Unterhaltung abgebrochen. Aber der Ball ſchien ihm nicht gelegen zu ſein. Er fing im Laufe des Nachmittags noch ein paarmal davon an, brummte etwas von ‚geſtörter Ruhe‘ und ſagte abends zu ſeiner Tochter:

— Wir wollen der Sache aus dem Wege gehen. Zieh dich an, Lona, wir gehen in den Zirkus.

Das Mädchen freute ſich, denn ſo etwas kam ſelten vor, aber doch hätte ſie gern aus dem Fenſter hinausgeſehen, wenn die Gäſte ausſtiegen, auf die Muſik gelauſcht, kurz, den ganzen Trubel von weitem mit erlebt.

Sie überlegte, wie ſie um den Zirkus kommen könnte, und ſchließlich ſagte ſie, als es beinahe Zeit war, ſich anzuziehen, ſie wäre todmüde und möchte heute abend lieber zu Haus bleiben.

Widerſpruch von ſeiten ſeiner Tochter war dem Oberſten noch nicht vorgekommen, er wurde deshalb ganz böſe, aber während ſie ſonſt ſich immer ſeinem Willen gefügt, blieb ſie diesmal ſtandhaft, und endlich

Digitized by Google

ging der alte Herr wütend davon, indem er über den Ball ſchimpfte.

* * *

Beim Präſidenten Lehnert gab es zwei Töchter, die bedeutend jünger waren als Ilona und vielleicht die einzigen Mädchen, mit denen ſie hier und da einmal zuſammenkam. Dies geſchah mehr von Lehnertſcher Seite, denn die Präſidentin mochte die ruhige, beſcheidene Oberſtentochter aus dem zweiten Stock gern leiden und pflegte ihren Töchtern ſtets Ilona Schmidt als Vorbild hinzuſtellen.

Als es nun Zeit zum Ball war, klingelte es plötzlich beim Oberſten, und das Mädchen kam zu Ilona geſtürzt, die ſich bereits im Erker mit dem Opernglas einen Beobachtungspoſten eingerichtet hatte, um die aus den Wagen Ausſteigenden zu ſehen.

‚Das gnädige Fräulein möchte doch um Gottes willen ſchnell einmal zu Präſidentens herunterkommen!‘

Ilona begriff nicht, was geſchehen, aber die Aufforderung ſchien ſo dringend, daß ſie den Drücker der Entreetür mitnahm und, wie ſie war, unten erſchien.

Sie wurde in das gemeinſame Schlafzimmer der beiden Töchter des Hauſes geführt, und die älteſte, ſtrohblond wie ihre Schweſter, kam der ſchwarzen Ilona entgegengelaufen, nahm ihre Hände und rief verzweifelt:

— Ich habe eine dringende Bitte, mir iſt etwas Entſetzliches paſſiert; ich bin in furchtbarer Verlegenheit! Mein Fächer iſt zerbrochen, und ich habe nur den, wiſſen Sie, den weiß lackierten, und die Mutter hat nur noch

Digitized by Google

einen ſchwarzen, den kann ich aber doch nicht zum Ball nehmen, und Sie haben doch den durchbrochenen, den Sie damals von der Reiſe mitbrachten. Bitte, ſeien Sie gut und borgen Sie ihn mir für heute abend, nicht wahr? Sie haben doch nichts vor heute?

Ilona lächelte:

— Nein, leider nicht!

Dann lief ſie ſofort hinauf und holte den Fächer, eine wirklich hübſche Arbeit, die ſie bei einer der alljährlichen kleinen Reiſen aus Venedig mitgebracht hatte.

Fräulein Lehnert war glückſelig und küßte ſofort die Freundin, die doch eigentlich noch keine rechte Freundin war.

Da kam auch ſchon die Präſidentin herein, ſehr aufgeregt, mit rotem Geſicht, denn das Eis wollte nicht feſt werden. Als ſie Ilona ſah, dankte auch ſie ihr trotz aller Erregung für die Bereitwilligkeit, den Fächer zu borgen, und überſchwenglich, wie alles war, was die Frau tat, ſagte ſie:

— Sehen Sie, wenn meine Kinder ſo wären wie Sie — nein, mein Gott, was hat man für Ärger! Was hat man für Ärger!

Als ob ihre Mädchen bereits etwas ganz Unglaubliches getan hätten.

Ilona wollte von dem Thema ablenken. In Ermangelung andrer Beſchäftigung verſtand ſie ſich ſehr genau auf die Küche, darum erbot ſie ſich, das Eis ſofort zum Feſtwerden zu bringen.

Das ward mit Dank angenommen, und die erſten

Digitized by Google

Gäste begannen schon zu erscheinen, als das Mädchen der Präsidentin zurufen konnte:

— Das Eis wird!

Darüber war die Hausfrau so glücklich, daß sie in überströmendem Gefühl meinte, es müsse irgend etwas für den Retter in der Not getan werden, und sie lud, obgleich das Fest schon begann, Ilona noch für den Ball ein.

Die zögerte: sie hatte ja kein Kleid. Sie wäre zu gern gekommen, aber es ging doch nicht, ohne den Vater zu fragen.

Sie überlegte: erstens hatte sie doch ein Kleid, nämlich ein helles, wenn es auch eingeschlossen war, aber sie würde ja auch nicht als Tänzerin erscheinen, sondern nur im Hintergrunde zusehen. Zusehen! O, welche Wonne! Und zweitens blieb sie ja doch nur, vielleicht bis der Oberst aus dem Zirkus zurückkehrte, und längst, ehe er seine Wohnung betrat, lag sie im Bett und träumte von dem Herrlichen, das sie erlebt, eingewiegt von den süßen Akkorden der Musik, die noch unter ihr klangen.

Sie sagte also kurz entschlossen zu. Die Präsidentin war beinahe erschrocken, denn sie hatte es doch mehr als Artigkeit aufgefaßt, aber nun ging es nicht zu ändern. Ilona war schon hinaufgelaufen und zog in fieberhafter Hast ihr einfaches, weißes Wollkleid an, das nur mit ein paar Bändchen ausgeputzt war. Dann ging sie, ohne daß ihr Mädchen etwas davon merkte, die Treppe hinab und erschien in der Gesellschaft.

Die Musik klang bereits. Auf dem Flur war sie aufgestellt. Die Türen zum Salon hatte man ausgehängt, die

Digitized by Google

Möbel ausgeräumt, und in dem leeren Zimmer, in dem nur ganz verlaſſen in jetzt ſchwindelnder Höhe an den Wänden ein paar Bilder hingen, und in dem hier und da ſich an der Wand die Stelle heller abzeichnete, wo ein Möbel geſtanden, drehten ſich die Paare.

Ilona ließ ſich pflichtſchuldigſt allen alten Damen vorſtellen, dann verſteckte ſie ſich hinter den Zuſchauerinnen, die im Nebenzimmer auf mehreren Reihen Stühlen im Kreiſe ſaßen, als ließen ſie ſich im Theater ein Ballett vortanzen.

Kein Menſch kümmerte ſich um ſie. Sie war damit ſehr zufrieden, denn ſie wollte ja nicht tanzen, ſondern nur einmal zuſehen, wie es auf ſolch einem Balle zuging. Aber ab und zu wachten Erinnerungen aus dem Tanzunterricht in der Penſion, und es zuckte ihr in den Füßen. Ja, ſie begann leiſe erſt den Kopf, dann den Oberkörper hin und her zu wiegen, als drehte ſie ſich im Walzer.

Nachdem der erſte Teil des Balles vorbei war, kam die ganze Geſellſchaft in die Wohnzimmer herüber. Die Türen, die in den improviſierten Ballſaal führten, wurden geſchloſſen, denn dort ſollte gelüftet werden.

Nun erſt ließen ſich ein paar Herren Ilona vorſtellen.

Ältere Leute, die ſie faſt jedesmal mit unfehlbarer Sicherheit fragten, ob ihr Vater der Oberſt a. D. Schmidt wäre, jüngere, die ſofort nach der Vorſtellung ihre Tanzkarte zu Rate zogen und ſie um einen Tanz baten. Aber Ilona hatte gar keine Tanzkarte, und jedesmal antwortete ſie:

— Danke ſehr, ich tanze nicht!

Digitized by Google

Immer klang es zurück:

— Ach, das ist aber schade, gnädiges Fräulein!

Ebenso sicher verschwanden dann die Anfragenden und machten neuen Platz. Nur ein einziger ließ es nicht dabei bewenden. Ein Major, mit einem so jungen Gesicht, daß man ihn für einen Leutnant halten konnte, hätten nicht die Stabsoffiziersabzeichen und eine gewisse Körperfülle eines andern belehrt.

Er fragte, warum sie nicht tanze.

Sie meinte, sie hätte keine Gelegenheit.

Dann sollte sie doch diese Gelegenheit beim Schopfe packen.

Sie verzog den Mund, und er fragte:

— Ach so, es macht Ihnen wohl keinen Spaß?

Da zögerte sie, aber antwortete schließlich ehrlich:

— O doch! Mir macht es großen Spaß, denn ich habe noch nie einen wirklichen Ball erlebt, aber mir macht's eigentlich mehr Vergnügen, zuzusehen.

Der Major ließ sich nicht in die Flucht jagen, sondern gab ruhig zurück:

— Nun, da setzen wir uns doch zusammen: ist es Ihnen recht?

Sie willigte ein, aber da sie in diesem Raume nicht gut sehen konnten, führte er sie, als sollte sie tanzen, in das ausgeräumte Zimmer, und dort stellten sie sich in eine Ecke.

Der Major unterhielt sich über alles mögliche, und als er erst entdeckt hatte, daß sie Reisen gemacht, kam es heraus, wie er jeden Urlaub zu gleichem Zweck benutzte

Digitized by Google

und fast alles auch gesehen hatte, das sie kannte. So schwatzten sie nach wenigen Minuten zusammen wie alte Freunde. Zwischendurch sagte er plötzlich:

— Gnädiges Fräulein, nun zieren Sie sich mal nicht! — Er machte eine kleine Verbeugung, die Sporen schlugen zusammen, er nahm ihre rechte Hand, faßte sie um die Taille, und mit einem Male hatte Ilona so und so oft herumgetanzt, sie wußte gar nicht, wie ihr geschehen.

Der Walzer ging vorüber, eine Polka folgte, aber das Paar trennte sich nicht, und sie hatte eine Sicherheit, als wäre ihr nie andres geschehen.

Auf den Verkehr mit älteren Offizieren war sie ja eingerichtet. Sie erzählte auch vom Stammtisch ihres Vaters, aber der Major tat die Gesellschaft ab mit den Worten:

— Na, wenn sie mich mal abhalftern, setze ich mich sicher nicht an solchen Stammtisch zu den alten Knickstiefeln, da macht man sich bloß gegenseitig unzufrieden, und da wird bloß Fach gesimpelt. Wenn ich mal den Rock ausziehen muß — ich hoffe ihn ja noch manches Jährchen zu tragen —, dann will ich auch was von andern Menschen sehen und von der Welt.

Und nun behauptete er, daß er eigentlich sein Leben verschustert hätte, denn er wäre schon Major und würde nicht mehr heiraten. Er hätte den Anschluß verpaßt. Ein alter Junggeselle aber wäre eigentlich ein trauriger Kerl. Er setzte ihr auseinander, eine alte Jungfer hätte es viel besser. Allerdings könnte beiden geholfen werden, wenn man sich nur zusammentäte. Er sprach in spaßiger Weise,

Digitized by Google

behauptete, man könne bei der Ehe höllisch hineinfallen, das große Los zöge eben nur einer. So einen jungen, törichten Backfisch könne er doch nicht heiraten, er danke dafür, ihn zu erziehen, außerdem wäre er zu alt, denn er wäre tatsächlich schon zweiundvierzig Jahre: ‚Eine alte Schraube', wie er sich etwas burschikos ausdrückte. Kurz, es wäre eben ein rechtes Elend.

Ilona schwieg. Sie neigte ihren schwarzen Kopf mit dem reichen Haar, ihrem größten Schmuck, denn man konnte sie nicht hübsch nennen, wenn auch ihre Züge angenehm und regelmäßig waren.

Es ging abermals ein Tanz vorüber und noch einer, aber die beiden unterhielten sich immer weiter in ihrem Winkel, so daß die andern schon aufmerksam wurden und ein älterer Hauptmann den Standpunkt der beiden die ‚Majorsecke' nannte.

Bald wurden Tische hereingebracht. Im Eßzimmer war das Büfett aufgeschlagen worden, und es schien ganz selbstverständlich, daß der Major Ilona zum Souper behielt.

Sie dachte nicht mal daran, nach der Zeit zu fragen, sie fühlte sich so glücklich, wie sie meinte, in ihrem Leben noch nie gewesen zu sein.

Sie vergaß die Rückkehr ihres Vaters aus dem Zirkus, und erst als es fast ein Uhr war, fragte sie erschrocken den Major, wie viel Uhr es sei. Als er sagte: ‚Eins', preßte sie die Hände an die Schläfen, blickte ihn mit starren Augen an und stammelte:

— Um Gottes willen! Was wird der Vater sagen?

Er lachte, aber er brachte sie auf den Flur, und

Digitized by Google

heimlich, ohne ſich von irgend jemand zu verabſchieden, ſtieg ſie, von dem Lehnertſchen Mädchen mit einem Licht begleitet, ganz ſtill die Treppe hinauf, nachdem ihr der Major noch zugerufen:

— Haben Sie keine Bange, ich werde bei Ihrem Herrn Vater alle Schuld auf mich nehmen.

Sie ſteckte den Drücker ins Schlüſſelloch, und nachdem die Entreetür ſich hinter ihr geſchloſſen hatte, zog ſie ihre kleinen Schuhe aus und taſtete ſich auf Strümpfen in der Finſternis den Gang hinab zu ihrem Zimmer.

* * *

Am nächſten Morgen kam die ganze Geſchichte Ilona vor, als wäre ſie gar nicht wahr. Nur die Erinnerung an den jungen Major, den einzigen Menſchen faſt, mit dem ſie geſprochen, war ſo freundlich hell, daß ſie doch an die Wirklichkeit glauben mußte.

Nur über eins war ſie im Zweifel: hatte der Vater etwas gemerkt? Sie wollte es darauf ankommen laſſen, und beim Frühſtück tat ſie ganz unbefangen. Er ſchien nichts zu wiſſen, er erzählte vom Zirkus; es hatte ihn nur das intereſſiert, was einigermaßen mit dem Militäriſchen zuſammenhing, nämlich die Pferde, obgleich er gar nichts davon verſtand und ſeinerzeit hatte den Abſchied nehmen müſſen, weil er keinen Gaul mehr fand, der ſich ſein Feſthalten an Zügel und Sporen gefallen ließ.

Ilona hütete ſich wohl, von ſich zu reden. So ging der Zwiſchenfall ſpurlos vorüber, und wenn ſie nach-

Digitized by Google

dachte, erſchien ihr dieſer ganze heimliche Ball doch faſt als etwas Unmögliches, Unglaubliches, beinahe als etwas, das ihrer nicht würdig war. Sie ſchämte ſich ſo, daß ſie, allein in ihrem Zimmer, plötzlich ganz rot ward. Und doch: ſie hätte dieſe paar glücklichen Stunden nicht miſſen mögen, und immer kam ihr dabei die Erinnerung an den Major.

Aber ſie dachte ſeiner auch mit Schrecken. Denn jetzt erſt ward ihr klar, was ſeine letzten Worte bedeutet hatten. Er kam, um beim Vater ein gutes Wort einzulegen; ein gutes Wort für etwas, wovon der alte Herr gar nichts wußte, ein gutes Wort, das ihm erſt alles verraten würde. Aber bald tröſtete ſie ſich damit, daß es wohl bloß eine liebenswürdige Redensart geweſen und der Major ſie längſt vergeſſen hätte.

Doch nachmittags klingelte es, und das Mädchen brachte dem Oberſten eine Karte, auf der ſtand: Förſter, Major und Bataillonskommandeur im 14. Thüringiſchen Infanterieregiment Nr. 241.

Gegen jeden anderen Beſuch hätte ſich der Oberſt verleugnen laſſen, aber einen Kameraden würde er ſogar nachts angenommen haben.

Ilona ſchlug das Herz. Sie wollte ſchnell dem Vater noch eine Erklärung geben, aber ſie brachte kein Wort heraus, und in ihrer Angſt lief ſie in ihr Zimmer und ſchloß ſich ein.

Sie lauſchte ab und zu, ob ſie laute Stimmen vernehme, aber es blieb alles ſtill. Es verging Minute auf Minute, Viertelſtunde auf Viertelſtunde, und ſchließlich erſchien das Mädchen:

Digitized by Google

— Der Herr Oberſt läßt das gnädige Fräulein bitten, einen Augenblick zu kommen.

Ilona tupfte ſich die Augen mit dem naſſen Schwamm, krampfte die Finger zuſammen und ſprach zu ſich: ‚Mut! Mut!‘ Dann ging ſie hinein mit niedergeſchlagener Miene, denn ſie meinte nicht anders, als der alte Herr würde ſie ſofort zur Rechenſchaft ziehen.

Doch der Oberſt ſtand da und nickte nur ſtumm. Als ſie es wagte, ihn anzublicken, ſah ſie, daß er ſo bewegt war, wie ſie es nie an ihm gekannt. Er war völlig verändert. Er ſprach von dem Beſuch, behandelte Ilonas heimliche Flucht auf den Ball als etwas ganz Selbſtverſtändliches und drängte ſofort zu dem, was ihn offenbar ſo gerührt hatte:

— Major Förſter hat um deine Hand gebeten!

Jetzt war ſie ſo verdutzt, daß ſie nicht wußte, was ſie antworten ſollte.

Der Vater fragte weiter:

— Was meinſt du denn dazu?

Sie brachte kein Wort heraus.

Doch der Oberſt, der immer gern reinen Tiſch machte, klare Sachen vor ſich ſah und alles militäriſch kurz entſchied, rief in barſchem Ton, aus dem aber doch eine Rührung zitterte:

— Ja oder nein?

— Aber Vater, ich kann doch nicht . . .

— Ich frage: ja oder nein?

— Ja, ich muß mir's doch erſt . . .

— So was weiß man, da iſt gar nichts zu überlegen. Ja oder nein?

Digitized by Google

Sie umging es immer noch:

— Ich muß doch Zeit haben, Vater, denn . . .

Aber der alte Herr nahm ihre Hand:

— Ich hab's mit deiner ſeligen Mutter auch ſo gemacht: Gleich los! Ein Soldat muß wiſſen, was er will. Ich habe gefragt, und ſie hat geantwortet. Alſo jetzt: Ja oder nein?

Er ſchien zu meinen, daß auch ſeine Tochter ein Soldat wäre, und wie er ihr nun in die Augen ſah und ihre Hand hielt, daß ſie fühlte, es müſſe ſofort ſo oder ſo eine Entſcheidung fallen, ſagte ſie kurz:

— Ja.

Aber ſie wußte immer noch nicht, wie er es aufnehmen würde, wenn ſie ihn verließ. Vielleicht galt das bei ihm als Fahnenflucht! Sie war faſt erſchrocken, als er ſie plötzlich in ſelten gewohnter Zärtlichkeit umſchlang, ihr einen Kuß rechts und links auf die Wange drückte mit den Worten:

— Da wollen wir mal gleich zum Major ſchicken.

Eins wurde Ilona doch ſchwer bei all ihrem Glück, den Vater allein zu laſſen; denn ſie meinte, er würde ohne ſie nicht auskommen können. Doch der machte ſich weiter kein Kopfzerbrechen, er hätte die Kameraden, ſagte er.

Der Brautſtand war kurz, keiner der drei ſah eine Veranlaſſung, lange zu warten.

Der Oberſt behauptete:

— Der erſte Verdruß iſt der beſte!

Der Major meinte ſcherzend:

— Wir müſſen ſchnell unſer Glück genießen, meine

Digitized by Google

arme Lona, denn dein Mann iſt ja ſchon zweiundvierzig Jahre alt! Sieh nur zu, daß er dir nicht unter den Händen wegſtirbt.

Sie antwortete ſchmollend, auch im Spaß dürfe er ſo etwas nicht ſagen, denn ſie wollten beide ſehr, ſehr alt werden.

Die Beſorgung der Ausſtattung nahm die Zeit ganz in Anſpruch, und an einem Frühlingstage, warm wie im Sommer, bei helleuchtendem Sonnenlicht, das die Kirche bis in die hinterſten Winkel durchdrang, ſtand das Paar vor dem Altar. Dann verließ die kleine Hochzeitsgeſellſchaft, faſt nur Herren, das Gotteshaus und fuhr in das Monopolhotel, wo das Hochzeitsmahl bereit ſtand.

Die beiden Lehnertſchen Töchter waren Brautjungfern, der Präſident und ſeine Frau befanden ſich gleichfalls unter den Gäſten, denn wenn ſie auch eigentlich nichts dazu getan, ſo waren ſie doch ſozuſagen die Eheſtifter.

Bei Tiſch gab es fünf Reden: Der Regimentskommandeur auf das Brautpaar. Der Bruder des Bräutigams, der gleichfalls Infanterieſtabsoffizier war, auf den Oberſt. Der Präſident, eigentlich unnützerweiſe, auf den Bräutigam allein. Der Geiſtliche, ebenſo unnütz, auf die Braut, und einer der vier Kompagniechefs vom Bataillon des Majors Förſter, der auch hatte auf die Braut trinken wollen, und der nun ſchwankte zwiſchen einem Toaſt auf den Bataillonskommandeur, auf das Regiment oder auf den Kaiſer, ſchließlich auf den Oberſt und Regimentskommandeur, was die anderen drei Kompagniechefs im ſtillen höchſt lächerlich fanden.

Digitized by Google

Bald nach Tiſch war das Brautpaar plötzlich verſchwunden, und als ſich die Geſellſchaft auflöſte, ging der Oberſt an ſeinen Stammtiſch wie gewöhnlich.

* * *

Als der Major und ſeine Frau von der Hochzeitsreiſe zurückkehrten, war ihr erſter Gang zum alten Oberſt. Sie fanden ihn in ſeinem Zimmer in prächtigſter Laune. Er erkundigte ſich, wie die Reiſe verlaufen ſei, holte aus dem Schreibtiſch die Briefe, die ſie unterwegs geſchrieben, nahm ein Reiſehandbuch vor und verfolgte den Weg, den ſie gemacht, auf der Karte. Von jeder einzelnen Stadt mußten ſie genau Auskunft geben.

Damit ſchien die Sache erledigt, von der Reiſe wurde nicht mehr geſprochen, und als Ilona beim Gehen ſich an den Vater ſchmiegte und ihn leiſe fragte:

— Iſt dir das Alleinſein ſehr ſchwer geworden, mein armer Papa? — ſchüttelte der alte Herr den Kopf, rieb ſich die Hände und meinte:

— Ich habe mich ganz gut eingerichtet.

Ilona fühlte ſich ein wenig gekränkt. Auf dem Heimweg ſagte ſie zu ihrem Mann:

— Ich glaube, Papa iſt froh, daß ich aus dem Hauſe bin.

Der ſprach dagegen:

— Ach, ſo ſind alte Leute ſehr oft, und der Vater iſt doch ſchon über ſiebzig.

Doch der jungen Frau wollte es nicht in den Kopf,

Digitized by Google

daß ihr Scheiden so wenig bedauert worden, und sie nahm sich vor, obgleich sie nicht sehr entfernt voneinander wohnten, abzuwarten, bis der Vater zu ihnen käme, und ihn nicht zuerst aufzusuchen.

Nach der Rückkehr hatte der Major sehr viel zu tun, wenn er vom Dienst zurückkam, war er froh, sich etwas pflegen zu können. So verging denn längere Zeit, ehe auch er daran dachte, seinen Schwiegervater zu sehen.

Aber eines Tages schlug Ilona doch das Gewissen. Sie setzte, während der Major in der Kaserne war, den Hut auf, zog ein dünnes, helles Jackett an, denn die Frühlingssonne schien warm und wohlig, und stieg zu ihrem Vater die zwei Treppen hinauf.

Sie wollte, nachdem sie geklingelt, einfach hineingehen, doch das Mädchen sagte, der Herr Oberst hätte befohlen, zu melden.

Ilona war zwar erstaunt, aber sie wartete geduldig am Eingang. Man hörte drinnen Stimmen, und es war der Majorsfrau, als vernehme sie zwei weibliche. Endlich wurde Ilona hereingelassen, ging ihrem Vater entgegen, küßte ihn wie sonst, aber in demselben Augenblick prallte sie zurück, denn es war noch jemand im Zimmer.

Der Vater schien wie verlegen. Er räusperte sich, strich den gewaltigen, weißen Schnurrbart und sagte:

— Mein liebes Kind, es ist Zeit, daß ich dich mit Frau Pohl bekannt mache und Frau Pohl mit dir.

Nun lächelte der alte Herr und strich sich wieder den Schnurrbart:

— Denn ihr werdet ja wohl noch viel im Leben miteinander zu tun haben. Hm — — — hm.

Digitized by Google

Die Frau Pohl Genannte ging Ilona entgegen und reichte ihr die Hand. Sie war klein, rund und sah so jugendlich aus, daß man sich fast wunderte, wie sie schon verheiratet sein konnte.

Ilona fühlte sich wie vernichtet. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und sie antwortete auch nichts. Statt dessen begann der Vater eine Beredsamkeit zu entwickeln, wie die Tochter sie nie an ihm gekannt. Er setzte die beiden Damen nebeneinander aufs Sofa, rückte sich einen Stuhl davor und, indem er sich unausgesetzt den unendlich langen, weißen Schnurrbart strich, begann er etwas zu reden von Vereinsamung, Lücke, die Ilona zurückgelassen, Angst vor ihrem Weggehen, daß er ihrem Glück aber nicht habe im Wege stehen wollen, und er erzählte, er habe beim Präsidenten Frau Pohl kennen gelernt. Dabei blieb er, ohne vom Fleck zu kommen. Er berichtete alles mögliche von ihr: sie sei Witwe, sie habe einen seltenen Charakter, sie wäre außerordentlich liebenswürdig gegen ihn gewesen. Kurz, er sprach so viel Schönes, daß sie ihn plötzlich unterbrach mit den Worten:

— Du machst mich ja erröten!

Ilona zuckte zusammen: Die Dame hatte ihren Vater du genannt! Sie machte ein so erstauntes Gesicht, daß nun plötzlich der Oberst Mut zur Erklärung fand und sagte, er habe sich entschlossen, seine letzten Lebensjahre nicht allein zu bleiben, sondern mit dieser Dame zu beschließen.

Dann stand er auf, nahm die Hände der beiden, legte sie ineinander und sprach:

Digitized by Google

— Ich hoffe, daß ihr miteinander ſein werdet wie . . . wie . . .

Er ſuchte eine Weile, er fand wohl Schweſter nicht richtig und Mutter nicht möglich, ſo ſagte er endlich:

— Wie zwei liebe Verwandte.

Ilona wurde es ſchwarz vor den Augen; ſie kämpfte mit Schwindel und Unwohlſein, ſprach kaum ein Wort, brach ſehr ſchnell auf und atmete tief, als ſie wieder draußen ſtand.

Als ihr Mann heimkehrte, erzählte ſie ihm, was geſchehen.

Er ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, lief in der Stube auf und ab und rief:

— Na, das hätte er ſich aber ſparen können! Das hätte er ſich aber ſparen können!

Das Ehepaar war ſo verſtimmt, daß auch am nächſten Tage der Major keine Zeit fand zum Glückwünſchen. Am zweiten Tage ſagte er:

— Weißt du, liebes Kind, dazu kann man eigentlich nicht gratulieren.

Am dritten Tage behauptete er, man müſſe ein Veto einlegen, und als eine Woche vergangen war, meinte er Sonntags früh, als ſie aus der Kirche kamen:

— Höre, Kind, ſetz dich mal her, wir müſſen etwas Wichtiges beſprechen. Du mußt aber ganz vernünftig ſein, denn nicht wahr, man muß auch einmal von Geſchäften reden können. Sage mir bloß, wie wird denn das nun eigentlich, wenn der arme Papa — wir wollen es ja nicht hoffen, aber es liegt doch ſchließlich im Laufe

Digitized by Google

der Welt und in seinem Alter —, also Lona, er wird einmal sterben müssen, wie wird das denn eigentlich mit der Erbschaft?

Ilona besaß jetzt schon das kleine Vermögen der Mutter. Die Haupteinnahme des alten Herrn bestand aber in dem, was er in späteren Jahren erst geerbt, und darüber konnte er frei verfügen. Ilona hatte daran auch schon gedacht, aber ihr war dieser Gedanke peinlich, und sie wäre am liebsten darüber hinweggehuscht. Doch der Major blieb dabei, und das Ehepaar kam überein, daß es jedenfalls besser wäre, sich mit dem alten Herrn nicht zu überwerfen.

Im Laufe des Gesprächs wurden immer mehr Gründe dafür vorgebracht, und wenn der Major seinen Schwiegervater im ersten Ärger einen alten Trottl genannt, der beluchst worden sei, so sagte er zum Schluß sogar lächelnd:

— Ich bin ja eigentlich auch für dich viel zu alt!

Sie wollte das nicht gelten lassen, doch er rechnete ihr vor, wie zwischen ihnen achtzehn Jahre lägen.

So entschlossen sie sich denn und gingen nachmittags zum Obersten. Sie trafen richtig Frau Pohl, und es stellte sich heraus, daß es eine ganz liebenswürdige Frau war. Man unterhielt sich gut, wenn auch eigentlich nicht wie zwischen Eltern und Kindern. Das schien kaum möglich, denn die zukünftige Mutter war sogar ein Jahr jünger als ihre demnächstige Stieftochter.

Der alte Herr schien glückselig zu sein. Er zog für einen Augenblick seinen Schwiegersohn in das Nebenzimmer. Dort flüsterte er ihm zu:

— Mein lieber Kurt, ich möchte bloß einen Punkt

Digitized by Google

berühren: Meine Braut hat aus ihrer ersten Ehe ein sehr schönes Einkommen.

Des Majors Züge klärten sich auf, und er war doppelt liebenswürdig. Beim Abschied konnte er kaum erwarten, bis er draußen stand, dann sagte er zu seiner Frau:

— Liebes Kind, über das Pekuniäre können wir uns völlig beruhigen, der Papa hat mir eben in nicht mißzuverstehender Absicht mitgeteilt, daß Frau Pohl sehr wohlhabend sei.

Von diesem Augenblick ab schien das Ehepaar mit dem Entschluß des alten Herrn fast versöhnt, ja als endlich ganz still und sehr bald — dem Alter des Bräutigams entsprechend — die Hochzeit stattgefunden hatte, meinte der Major:

— Ich glaube beinahe, etwas Besseres hätte uns gar nicht passieren können. Jetzt ist der gute Papa versorgt, es geht ihm pekuniär noch günstiger wie früher, und du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, daß du ihn allein gelassen hast.

Knapp dreiviertel Jahr darauf wurde das Majorsehepaar durch ein kleines Söhnchen erfreut. Zugleich konnten Oberst a. D. Schmidt und seine Frau, verwitwete Pohl, geborene Herbert, die Ankunft eines Mädchens anzeigen.

Die beiderseitigen Bekannten lachten zuerst darüber, aber bald war die Sache vergessen, und obgleich die Kleine, wie der Arzt gesagt, etwas vor der Zeit ihren Eintritt in die Welt getan und nur ein schwaches Ding war, gediehen sie doch beide, und sowohl die Försterſche wie die Schmidtsche Spreewälderin fuhren täglich zusammen mit ihren Pflegebefohlenen spazieren.

Digitized by Google

Ilona ſtand ſich ſehr gut mit ihrer Stiefmutter; die war einfach und verſtändig und bat von vornherein, daß ſie ſich beim Vornamen nennen wollten: Ilona und Agathe.

Nur etwas dünkte dem Majorspaar rätſelhaft: Wie war es nur möglich, daß die junge Witwe ſich für den alten Herrn entſchieden hatte? Wäre ſie arm geweſen, ja dann! Hätte er einen bedeutend höheren Rang gehabt, vielleicht Exzellenz, wäre er ein Graf oder ein Prinz geweſen, ja auch dann! Aber dieſe junge Frau, die mehr beſaß als ihr Auserwählter, und die von der verwitweten Ökonomierätin Pohl ſich nur zur Oberſtin Schmidt verwandelt hatte, erſchien in ihren Beweggründen nicht recht faßlich.

Das quälte Ilona manchmal, denn ihr Verſtand und ihr Gefühl als Kind ſträubte ſich, Liebe anzunehmen. Mit der Zeit peinigte dies Geheimnis Ilona derartig, daß ſie mehrmals drauf und dran war, Agathe danach zu fragen.

Aber ſie unterließ es, und darüber gingen wieder mehrere Jahre hin, in denen ſich die Majorsfamilie um zwei Söhne vermehrte, während es bei der einen Oberſtentochter blieb.

Der Oberſt war ſichtlich alt geworden. Er erkältete ſich einmal, und ſeitdem kam er nie wieder ſo recht hoch. Er magerte ab, ſeine bisher geſunden Augen verlangten plötzlich eine Brille, und da keine Nummer ſie genügend ſchärfte, ward es klar, daß das Sehvermögen nachließ.

Als er dann gar einmal eine Treppenſtufe verfehlte und ein paar Meter hoch auf die Steinfliesen herabgefallen war, folgte ein mehrwöchiges Krankenlager.

Digitized by Google

Es war ein rauher Winter, der Arzt wollte ihn nicht ausgehen lassen, die Zeit strich hin, und mit einem Male war er vier Monate nicht an die Luft gekommen. Seine Hautfarbe war gelb und schlaff, seine früher vollen Hände glichen den Knochen eines Skeletts, und wenn er das kleine Töchterchen auf die Kniee nahm, so zitterte der ganze Körper von der Anstrengung. Als sie den blonden Scheitel an seine Schulter legte, war es wie ein guter, lieber, alter Großpapa, der in seinen letzten Lebenstagen noch einmal sein Enkelkind an sich zieht.

Er konnte sein Töchterchen nicht oft um sich sehen, denn das Kind war lebhaft und ermüdete ihn bald.

Nun kam wieder der Lenz ins Land mit neuer Sonnenwärme und Lebenskraft für die Alten, und die Frau Oberst, die den alten Herrn rührend gepflegt, glaubte fest, jetzt müßte ihr Mann sich erholen.

Ihr Verhältnis zu Ilona war immer wärmer geworden, und auch der Major, der inzwischen zum Oberstleutnant avanciert, hatte sich gänzlich mit seiner jungen Schwiegermutter ausgesöhnt. Er fand, es sei wirklich ein Glück, daß eine so vortreffliche Frau der Tochter, die selbst Familie besaß, die Sorge um den kranken Vater abnahm.

Aber mit dem Obersten wurde es nicht besser. Die Wärme wuchs, die Knospen hatten sich zu breiten Blättern entfaltet, auf den Feldern schoß die Saat empor, bleichte unter den reifenden, wärmenden Strahlen vom Firmament, ward gelb und neigte sich der Erde zu.

Die Sensen rauschten durchs Korn, die Stoppelfelder

Digitized by Google

dehnten ſich weit und breit, und der Oberſtleutnant mußte ins Manöver.

* * *

Während der Zeit der Herbſtübungen ging Ilona mit den Kindern nach Swinemünde. Der Arzt hatte gemeint, die kräftigende Seeluft würde ihnen allen gut tun.

Da erhielt ſie ein Telegramm aus irgend einem kleinen Ort, bezeichnet mit Marſchquartier; ſie wurde gebeten, ſofort zu kommen, ihr Mann ſei ſchwer erkrankt.

Da ſie nur noch ein paar Tage im Seebad zu verweilen gedachte, brach ſie den Aufenthalt ab und reiſte ſofort mit den Kindern zurück.

Am Bahnhof empfing ſie Agathe, redete ihr liebevoll zu, wurde immer ernſter und meinte ſchließlich:

— Meine arme Lona, ſei gefaßt!

Nun erſt gewahrte die junge Frau, daß die andere ſchwarz gekleidet ging, und ſofort kam ihr der Gedanke: der Vater iſt geſtorben! Und dazu noch der Mann ſchwer krank!

Aber als die andre ihr in der Droſchke beibrachte, der Oberſtleutnant weile nicht mehr unter den Lebenden, da blickte Ilona ſie wie geiſtesabweſend an, verfärbte ſich und verlor die Beſinnung.

Den Oberſtleutnant, der vollblütig war, und deſſen Neigung zum Dickwerden ſich vor allem an Hals und Kopf gezeigt, hatte während der Kritik der Schlag gerührt, ſo daß er plötzlich, ohne einen Laut von ſich zu geben, aus dem Sattel gerutſcht war.

Digitized by Google

Wie Ilona das Begräbnis überstand, begriff sie selbst nicht. Es gab keine fürchterlichen Schmerzensausbrüche, sie war wie tiefsinnig geworden, und als sie in die verlassene Wohnung zurückkehrte, saß sie da und starrte vor sich hin, jedem Trost unzugänglich.

Tage verstrichen darüber, Wochen, und in der Zeit, die ihr die Pflege der Kinder übrig ließ, fing sie an zu grübeln und sich Gedanken zu machen. Sie hatte sich nicht bei Zeiten um die Anfangserscheinungen gekümmert, sie erinnerte sich jetzt, daß ihr Mann ab und zu nach Tisch einen roten Kopf gehabt, daß ihm eine Ader an den Schläfen schwoll, daß er etwas kurzatmig gewesen! Sie hatte ihn nicht sorgsam genug überwacht, und bald meinte sie, hätte sie nur genügend auf ihn geachtet, es wäre zu verhindern gewesen.

Sie verbohrte sich mehr und mehr in ihre Gedanken, bis zuletzt bei ihr feststand, sie sei eigentlich schuld am Tode ihres Mannes; durch ihr Verfehlen, durch ihren Mangel an Liebe sei er gestorben. Ja, durch ihren Mangel an Liebe, denn nun, wo sie ihn nicht mehr besaß, fand sie, daß sie nicht gut genug gegen ihn gewesen. Sie machte sich unausgesetzt Vorwürfe, und es war, als wollte sie förmlich Buße tun für Unterlassungssünden, denn sie gestand Agathe, (dem einzigen Menschen, dem sie sich anvertraute), daß sie ihren Mann nie mit der heißen Liebe geliebt, wie er es verdient hätte.

Im Laufe der fliehenden Zeit verklärte sich sein Bild, es ward eine Art Idealgestalt daraus, die mit der Wirklichkeit, mit diesem fröhlichen, manchmal doch recht auf

Digitized by Google

ſeinen Vorteil bedachten Mann, der keine zu große Gemütstiefe beſaß, der lebte und leben ließ, durchaus nicht übereinſtimmte.

Eins kränkte Ilona: der Tod ihres Mannes hatte auf den alten Oberſt nur ſehr wenig Eindruck gemacht. Ja, ſie meinte ſogar jetzt etwas Seltſames zu entdecken, das ſie geradezu verletzte. Er tat ein paarmal Äußerungen, als freute er ſich, daß der dürre Senſenmann einen andern vom Tiſche des Lebens geholt und nicht ihn.

Es ſchien, als dächte der alte Herr ſich den Familienkreis verſammelt und der Tod ſchritte hinter ihnen her, alle duckten ſich unter ſeiner Hand, und wahllos griff er irgend einen heraus.

Ja wirklich, es war manchmal eine faſt hämiſche Freude, daß er, der Hochbetagte, der Kranke, der nun ſchon über ein Jahr das Zimmer nicht mehr verlaſſen, mehr Widerſtandskraft gezeigt, als der in der Vollkraft der Jahre ſtehende Soldat.

Seit ſolcher Entdeckung meinte Ilona ihren Vater faſt zu haſſen. Er wurde überhaupt immer ſelbſtſüchtiger; er dachte nur noch an ſich und ſeine Krankheit, und es hatte etwas Rührendes, wie ſeine Frau, ohne ein Wort zu verlieren, ohne eine Klage, ihn pflegte.

Der Kranke ward ungeduldig, wenn nicht genau zur richtigen Zeit ſeine Suppe erſchien, zählte ſeine Medizin ab, und es gab einen Auftritt, wenn er ſtatt zwanzig — einundzwanzig Tropfen bekam.

Weilte ſeine Frau bei ihm im Zimmer, ſo hatte er das Bedürfnis, allein zu bleiben und äußerte es grillig

Digitized by Google

und heftig. Beschäftigte sie sich draußen mit der Kleinen, die wuchs und gedieh, so behauptete er wütend, man kümmere sich nicht um ihn.

Wenn ihn seine Tochter besuchte, ward er unwirsch. Sie sprach zu laut, sie schwatzte zu viel; redete sie aber nicht, so fand er, dazu brauchte sie nicht herzukommen, um wie eine Bildsäule dazusitzen. Eines Tags kam ihm, als die beiden Frauen bei ihm saßen und ihm abwechselnd die Zeitung vorlasen, bei einem Anfall von Ärger ein Wort in den Mund, daß Ilona erschrocken das Blatt sinken ließ und ihn anstarrte, als könnte es gar nicht ihr Vater sein, der das gesagt.

Agathe hatte ihm die Decke zu fest gezogen, er beklagte sich darüber. Sie lüftete sie seiner Ansicht nach zu sehr, und plötzlich überkam den alten, eingefallenen Mann ein förmlicher Anfall von Empörung. Er schrie sie an mit sich überschlagender Stimme:

— Dazu habe ich mich nicht zum zweitenmal verheiratet!

Agathe fühlte erschrocken Ilonas Blick und senkte die Lider.

Aber als verfolge der alte Mann seinen Gedankengang, sagte er noch einmal, als sie ihm wieder etwas nicht recht machte:

— Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich dich deinem Schicksal überlassen!

Agathe kniff die Lippen zusammen und sagte kein Wort, aber sie verfärbte sich, und ihre Augen suchten fast ängstlich den Mund ihres Mannes, als fürchtete sie, er könnte noch mehr sprechen.

Digitized by Google

Sie war tief verletzt, so daß Ilona beim Fortgehen sie an sich zog und ihr einen Kuß auf die Wange drückte, indem sie flüsterte:

— Ich glaube, er meint's nicht so, er weiß gar nicht, was er redet.

Aber der alte Herr wußte es sehr wohl. Er hatte die Wirkung gemerkt, und nun schien es wie eine fixe Idee. Diese Äußerungen kehrten so oder so immer wieder, als wäre es eine Gnade, daß er, der über Siebzigjährige, die dreiundzwanzigjährige junge Frau geheiratet, als wäre es nur ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die alternden Knochen, die dem Grabe zuwankten, zu pflegen und in Watte zu hüllen.

So vergingen Monate und Monate. Der alte Mann stand kaum mehr vom Sofa auf. Ins Bett wurde er gebracht und früh wieder auf das Sofa zurückgetragen. Sein Charakter schien sich völlig verändert zu haben. Er wurde immer hämischer und boshafter, es war, als wollte er geradezu seine Frau treffen und ärgern. Das einmal gefundene Mittel ließ er nicht wieder los. Immer hieß es: ‚Dazu habe ich nicht ein zweites Mal geheiratet.' Und bald: ‚Ich bin ein rechter Esel gewesen.'

Wenn er sich im Anfang in Anwesenheit seiner Tochter etwas in acht genommen, so gewöhnte er sich bald daran, auch in ihrer Gegenwart die arme junge Frau zu quälen.

Sie nahm es mit wunderbarer Geduld hin, wenn auch Ilona sah, daß sie jetzt ab und zu geweint hatte.

Und immer kam die Tochter zur Stiefmutter, ehe sie die Wohnung verließ, küßte sie, streichelte sie und sagte:

Digitized by Google

— Sei nicht böse, vergib es ihm, ich glaube wirklich, er ist nicht ganz zurechnungsfähig mehr, der arme, gute Vater.

Es mußte auch fast etwas dergleichen sein, wenn es nicht, wie der Arzt meinte, der Verstimmung zuzuschreiben war, die jeder bis dahin rüstige Mensch erfährt, wenn er sich zum Krüppel verdammt sieht.

Der Kranke wurde förmlich boshaft, giftig. Er übertrieb seine Leiden, er tat, als könnte er gar nicht mehr sehen, aber wenn ihm etwas nicht paßte, wußte er genau, was am andern Ende des Zimmers vorging. Er ließ seiner Frau keine Ruhe. Unausgesetzt wurde sie gerufen, immer mußte sie da sein, und es gab fürchterliche Scenen und Anfälle, wenn sie nur einen Augenblick zögerte.

Agathe hatte sich sehr verändert.

Ihre rundliche Fülle war gänzlich gewichen. Ihre Brust war eingefallen, ihr Gesicht scharf und eckig geworden, die Augen lagen tief und dunkel. Sie hatte etwas Müdes und Schleppendes im Gang, sie schien unendlich unter dieser Qual zu leiden, so zu leiden, daß jeder die Veränderung sehen mußte, die mit ihr vor sich gegangen war. Die Präsidentin aus dem ersten Stock, die längst ihre Töchter verheiratet hatte und ab und zu heraufkam zu einem Plauderstündchen, flüsterte ihr einmal zu, als die junge Frau zum Herzbrechen weinte: ‚Es kann ja nicht mehr lange dauern!‘

Da blickte Agathe auf, und es lag in ihrem Ausdruck halb bange Erlösung, halb fürchterliche Angst; sie antwortete nicht und entfloh ihrem Besuch.

Digitized by Google

An einem beſonders ſtürmiſchen Tage, als Agathe wie Ilona es dem Alten gar nicht recht machen konnten und er ſeiner Tochter geſagt: „Kümmere dich doch lieber um deine Kinder, ſtatt mich hier zu ärgern!“ lief Ilona fort und warf die Tür ſo zu, daß der Kalk herunterfiel und ſie noch eine Weile in den Angeln zitterte.

Dann ſagte ſie draußen zu Agathe mit flammenden Augen:

— Ich verſtehe nicht, wie du das aushalten kannſt

Agathe war weich, demütig und antwortete nur:

— Es iſt meine Pflicht!

Doch Ilona rief:

— Die Pflicht ſoll der Teufel holen! Es iſt nur ein Glück, daß es ja doch bald zu Ende iſt.

Sie ſchwieg erſchrocken über die eigenen Worte, und die beiden Frauen ſahen ſich an.

Agathe mit dem gleichen Blick, halb Staunen, halb Entſetzen.

Sie hatten denſelben Gedanken, den ſie ſich nur nicht in Worten zu geſtehen wagten: Wenn er doch ſtürbe!

Es war jetzt wie heimliches Einverſtändnis zwiſchen den beiden: der Gedanke, es würde eine Erlöſung ſein für ſie alle, wenn er nicht mehr lebte.

Und als einmal das Schmidtſche Mädchen zu Ilona herübergelaufen kam, ſie möchte doch ſchnell kommen, ihrem Vater ginge es ſchlecht, machte die Witwe ein finſteres Geſicht, zog ſich eiligſt an, lief hinüber, trat ein mit einem faſt böſen Ausdruck, faſt neugierig zu ſehen, ob etwa die Auflöſung ſich vorbereite.

Digitized by Google

Doch der Anfall ging vorüber, und nach einigen Tagen fühlte sich der alte Herr kräftiger denn je. Damit war seine Bosheit und Wut neu entzündet.

Er hatte sich auch äußerlich verändert.

Er war noch gelber und blasser geworden, da er schon fast drei Jahre nicht mehr an die Luft gekommen. Sein Gesicht war eingefallen, und da die Backenknochen jetzt herausstanden und das früher volle Kinn in einen spitzen Knochen auslief, so hätte man ihn kaum erkannt. Nur der gewaltige weiße Schnurrbart war ihm geblieben. Er sah jetzt fast unheimlich aus in seiner Riesenlänge und Dicke. An diesem Ungetüm saß nur ein armseliger kleiner Kinderschädel.

Die böse Gemütsart des alten Mannes fand auch darin seinen Ausdruck: daß er sich nicht um seine kleine Tochter kümmerte. Er fragte gar nicht nach ihr, ja, er wurde sogar böse, wenn man von ihr redete. Er erkundigte sich nicht nach den Fortschritten, die das Kind machte, das längst sprechen, kriechen, gehen gelernt und jetzt sogar eine Erzieherin besaß. Mit der lebte die kleine Lili ganz für sich auf der andern Seite des Ganges, völlig von den Eltern getrennt. Wäre die Mutter nicht immer zu ihr gekommen, es hätte fast ausgesehen wie zwei Wirtschaften, die einander nichts angingen.

Ilona hatte verschiedentlich versucht, dem Vater von seinem Kinde zu erzählen, aber der Alte wollte davon nichts wissen. Sie solle ihn nicht ärgern, es mache ihn nervös, und wenn das Mädchen, ein reizendes, blondes Ding, zart, fein, bescheiden, einmal eintrat, so durfte es

Digitized by Google

ihm nur von weitem guten Morgen ſagen, und er rief ſofort:

— Agathe, bringe das Kind wieder hinaus, ich kann's nicht ertragen!

Dabei hatte das kleine Mädchen mit den merkwürdig dünnen Schläfen, an denen blaue Äderchen ſchimmerten, verſchüchtert an der Tür geſtanden, ohne nur einen Laut von ſich zu geben.

Dagegen erkundigte ſich der alte Herr ab und zu nach ſeinen drei Enkeln. Ilona ſprach gern von ihnen. Einmal waren doch die Söhne ihr alles und füllten ganz ihr Leben aus, und andererſeits ſchien es das einzige Thema zu ſein, das keinen Streit hervorrief. Damit konnte man die Zeit hinbringen. Der Oberſt hörte ruhig zu, ohne ſeine Tochter zu unterbrechen; ja, ſie durfte es ſogar wagen, ihm kleine Ungezogenheiten der Jungen zu erzählen, über die er ſich beinahe zu freuen ſchien.

Und wenn ſie ihn einmal beſuchten, ſo richtete er ſich auf, zeigte ungeahnte Kräfte, gab ihnen die Hand, verſtieg ſich ſogar zu einem Kuß und muſterte die großen, ſtrammen Jungen, von denen der älteſte ſchon in die Schule ging. Den Bengel packte er dann beim Arm und ſagte:

— Aber Junge, du kriegſt ja ſchon Muskeln!

Oder wenn die drei im Zimmer herumliefen, wandte er ſich an ſeine Tochter:

— Das müſſen mal ein paar tüchtige Soldaten werden!

Sie durften ſich alles erlauben, und er ſagte nichts, als der kleinſte, der in ſeinem Matroſenanzug mit den

Digitized by Google

Pumphosen ganz niedlich und spaßhaft aussah, ein paar Bücher mit Getöse vom Tisch warf.

Agathe war gut gegen die Jungen. Immer bekamen sie drüben im Eßzimmer nachmittags Milch, der älteste Kaffee, immer gab es Kuchen dazu, und sie setzte sich zu ihnen, strich dem ältesten Bengel den kurzgeschorenen Kopf, den jüngeren die Locken und ließ sich von ihnen Tante nennen, denn das Großmama schien ihr unmöglich.

Die Knaben pflegten mit der kleinen Lili zu spielen, und da die Erzieherinnen zueinander paßten, gingen die vier Kinder meist gemeinsam spazieren.

Einmal kam Ilona, um nach ihrem Vater zu sehen, denn ihr ganzes Leben ging zwischen der Erziehung der Kinder, diesem und jenem Besuch bei alten Kameraden ihres Mannes und dem Erscheinen bei ihrem Vater hin und her. Agathe kam ihr schon auf den Zehen entgegen: der alte Herr schlief, und sie setzten sich in Lilis Zimmer, die ausgegangen war.

Ein Schulheft lag auf dem Tisch. Ilona blätterte darin, und das Gespräch kam darauf, wie die Kleine lerne.

Die Mutter lobte das Kind, erzählte, wie man sie in der Schule gern hätte, wie die Eltern der andern kleinen Mädchen suchten, ihren Kindern den Umgang mit Lili zu empfehlen, genau wie einst Ilona den Präsidententöchtern als Muster hingestellt worden war.

— Aber das muß doch dem Vater Freude machen!

Agathe zuckte die Achseln.

— Ist er denn nicht stolz darauf?

Agathe errötete:

Digitized by Google

— Du weißt ja, daß Lili ihn nervös macht.

Da meinte plötzlich Ilona:

— Weißt du, was ich schon geglaubt habe? Er liebt das Kind eigentlich nicht.

Jetzt wendete sich Agathe ab, um ihr Gesicht zu verbergen, und Ilona fuhr fort:

— Und er tut so unrecht daran, die kleine Lili ist so bescheiden, so still, so ruhig, so lieb und so herzig, daß ich sagen muß, ich wäre heilfroh, wenn meine Jungen nur so wären.

Da merkte sie, wie das Gespräch Agathe peinlich zu sein schien, die jetzt aufstand und die Schulbücher der kleinen Lili forträumte, nur, daß man ihr die Gemütsbewegung nicht ansehen sollte.

Ilona sagte sich: ‚Die Arme! Es tut ihr weh.‘ Und sie machte sich Vorwürfe, in unzarter Weise an diesen wunden Punkt gerührt zu haben.

Sie wollte es wieder gut machen, deswegen meinte sie erklärend:

— Weißt du, woher das bei Papa kommt? Ich glaube, er mag Mädchen nicht, er hätte einen Jungen haben wollen. Ich weiß von meiner seligen Mutter, daß er unglücklich gewesen ist, daß ich kein Sohn war. Papa ist doch ganz alter Militär. Weißt du, wie er immer von meinen Jungen sagt, daß das ein paar tüchtige Soldaten gäben? Darin liegt es! Natürlich! Es ist kein Zweifel. Er ist eben so ungerecht! Leider!

Damit nahm das Gespräch ein Ende.

Die kleine Lili aber entwickelte sich zusehends, und binnen zwei, drei Jahren ward aus dem hübschen Kind

Digitized by Google

ein kleines Mädchen mit ſo auffallend ſchönen Zügen, daß die Leute auf der Straße, wie die Gouvernante erzählte, ſie unwillkürlich anſahen, Frauen wie Männer.

Das junge Ding ſchien davon nichts zu merken, es ward nicht eitel, ſondern blieb ſtill und beſcheiden. Dazu trug auch ihr Vater bei, denn er machte aus ſeiner Abneigung gegen die unſchuldige Kleine kein Hehl mehr. Sie durfte kaum ins Zimmer kommen, es vergingen Wochen, daß er ſie nicht ſah, und mit tiefem Mitgefühl bemerkte Ilona den Kummer auf den Zügen Agathes, auf dieſen Zügen, die immer ſchärfer wurden und jetzt ſchon viel, viel älter ausſahen, als ſie es hätten dürfen.

Ja, die offenbare Bevorzugung der drei Jungen, deren älteſter jetzt ein großer, ſtämmiger, langaufgeſchoſſener Bengel geworden war, der längſt aufs Gymnaſium ging, ward Ilona manchmal geradezu peinlich, und ſie ſchickte ihre Kinder, wenn der Oberſt nach ihnen verlangte, gewöhnlich allein hin, denn ſie mochte nicht Zeuge ſein.

Immer blieb der Alte noch am Leben, wenn es auch in der letzten Zeit ſtark mit ihm bergab ging. Es war, als hätten ſeine geiſtigen Kräfte gelitten; er war gleichmäßig boßhaft gegen ſeine Frau, er wollte noch immer von der kleinen Lili nichts wiſſen, und er machte jetzt manchmal gegen die Jungen Bemerkungen, daß auch ſie aufmerkſam wurden und es der Mutter erzählten.

Er ſagte: ‚So'n Junge iſt doch ganz was andres als ſo'n dummes Mädel!'

Oder: ‚Na, ihr habt wenigſtens Soldatenblut in den Adern!'

Digitized by Google

Und einmal kam der älteſte zu ſeiner Mutter:

— Mama, heute hat der Großpapa zum kleinen Karl geſagt: ‚Junge, du ſiehſt wie ein rechter Schmidt aus!‘

Ilona antwortete:

— So, das hat er geſagt?

Der Knabe fuhr fort:

— Ja, und denke dir mal, Karl, der freche Dachs, hat geantwortet: ‚Nein, Großpapa, wir ſind Förſter-Jungen.‘

Aber Ilona wollte ſich ſo etwas nicht erzählen laſſen, und ſie empfahl den drei kleinen Burſchen, ohne daß dieſe den Zuſammenhang ahnten, mit der Couſine Lili — denn ſie taten untereinander, als ob ſie Vettern wären — immer recht nett zu ſein.

Da ſchickte kurz nach den großen Ferien, als die Schule kaum ein paar Tage wieder angefangen hatte, Agathe abermals das Mädchen herüber, die Frau Oberſtleutnant möchte doch ſo ſchnell als möglich kommen, der Herr Oberſt wäre ſehr krank.

Und wieder eilte Ilona hinüber. Auf dem Wege fiel ihr das Telegramm ein, das ſie aus Swinemünde gerufen, und ſie hatte ein Gefühl, als würde ihr der Zuſtand nur verheimlicht: ihr Vater war gewiß tot.

Als ſie eintrat, kam ihr ſchon der Arzt entgegen.

Sie erwartete, er würde ihr die traurige Botſchaft bringen, doch er ſchob nur den Kneifer hin und her, drückte ihn ſich feſt, drehte den Schnurrbart und ſagte:

— Gnädige Frau, machen Sie ſich gefaßt, es geht zu Ende!

Ilona war in den letzten Jahren in einen ſolchen

Digitized by Google

Zuſtand der Erbitterung gegen den Vater geraten und ſtand mit vollem Herzen auf ſeiten ihrer Schwiegermutter, daß ſie faſt bedauernd geſagt hätte: ‚Ach, ich dachte, er wäre ſchon tot!‘

So ging ſie denn hinein und fand dort Agathe am Bett knieend, während der alte Mann regungslos in den weißen Kiſſen lag, ſchwer atmend, mit geſchloſſenen Augen. Er ſchien ſeine Tochter nicht mehr zu erkennen, und ſie erſchrak dermaßen vor ſeinem Anblick, vor dieſem winzigen Menſchenangeſicht mit dem rieſigen geſträubten, weißen Bart, vor dieſer kläglichen, letzten Hülle deſſen, der doch ihr Vater war, daß alles vergeſſen ſchien, alle Empörung über ihn, und die Tochter ſich in ihr regte.

Sie umklammerte die knochige, lange Hand, die unruhig die Finger bewegte, taſtend, als ſpielte ſie ein Inſtrument; ſie näherte ſich dem Ohr und flüſterte:

— Vater, lieber Vater, ich bin da!

Er rührte ſich nicht, vielleicht hatte er nichts mehr gehört.

Doch ſie bat noch einmal:

— Vater, lieber Vater, hörſt du mich? Verſtehſt du mich nicht?

Nun ſchlug er ſchwer die Lider auf und ſchien eine Anſtrengung zu machen, um ſie zu ſehen. Aber es ging nicht. Jetzt näherte ſie ſich ganz ſeinem Ohr und rief:

— Vater, hörſt du mich? Vater, hörſt du mich?

Er fragte:

— Lona?

— Ja, deine Lona iſt ja da, deine Tochter!

Digitized by Google

Der Sterbende ſtammelte:

— Ja, du biſt meine Tochter, du biſt meine Tochter!

Ilona ſchluchzte und beugte, neben Agathe knieend, die ſich leiſe erhoben hatte, die Stirn auf die Bettücher, da die Hand des Vaters ihre beiden Hände hielt. Die tränenden Augen wiſchte ſie mit dieſer Bewegung ab.

Da aber dachte ſie an Agathe, und ſie erhob ſich, ohne die Hand des Sterbenden loszulaſſen, und ſagte:

— Komm her, hier iſt dein Platz!

Agathe ſchüttelte den Kopf.

Doch Ilona griff nach ihr und zog ſie langſam heran. Sie gab dem leiſen Druck nach, und nun knieten die beiden Frauen nebeneinander.

Da rief Ilona dem Vater ins Ohr:

— Agathe iſt da, deine Frau, willſt du ihr nichts ſagen, Vater?

Doch ſeine Gedanken ſchienen weit fort zu ſein, viele Jahre zurück.

Er ſprach von ſeiner erſten Frau, Ilonas Mutter. Man verſtand kaum, was er ſagte, nur in abgeriſſenen Sätzen klang es:

— Klärchen — ja — die Lona ſoll brav werden! Iſt ſie nicht ſchon gut — unſre kleine Lona? — Du mußt mich nicht allein laſſen — du mußt uns nicht allein laſſen — was ſollen wir denn allein anfangen? Klara, biſt du noch da? Klara! Klärchen!

Die Tochter neigte ſich wieder an ſein Ohr:

— Agathe iſt's, hörſt du, Vater. Und deine Lona iſt auch da.

Digitized by Google

Er machte den Verſuch zu lächeln, aber auf dem abgezehrten Schädel ſah es aus wie ein Grinſen:

— Ja, Lona — du biſt meine Tochter! Ach, wenn das die Mutter gewußt hätte — Biſt du auch hier?

— Ja, Vater!

Und Lona nahm Agathes Hand, zog die ihrige leiſe fort und legte in des Oberſten erkaltende Finger die ſeiner Frau.

Dann rief ſie ihm wieder ins Ohr:

— Vater, nun paß auf! Vater, hörſt du mich?

— Ja, Lona!

— Deine Frau iſt doch hier, deine Agathe; ſie will Abſchied von dir nehmen, Vater, hörſt du?

Doch er richtete ſich mit einem Male auf. Mit übermenſchlicher Gewalt ſchien er ſich zu zwingen, die Augen zu öffnen; es war, als wolle er etwas ſagen; es tobte und röchelte in ſeiner Bruſt, dann ſtammelte er:

— Lona — Kind — ich muß dir etwas ſagen — nur für dich, hörſt du? Aber du ganz allein. — Wer iſt hier?

Und er fragte mehrmals hintereinander:

— Wer iſt hier? Wer iſt hier? — — — Ich ſage es nur meiner Tochter!

Die beiden Frauen blickten ſich an. Der Arzt war bereits leiſe ins Nebenzimmer getreten; Agathe ſtand auf, ſie war totenblaß. Ilona nahm ihre Hand, als wollte ſie ſie um Entſchuldigung bitten, daß ſie die Frau vom Totenbett einen Augenblick fortſchickte, die Frau, die ihm doch am nächſten ſtand, weil er verlangte, mit ſeinem

Digitized by Google

Kinde allein zu ſein. Da fühlte ſie, wie Agathes Hand zitterte — zitterte, als ſchlüge ſie förmlich hin und her.

Und ſie warf dem gebrochenen Weibe, das einen Ausdruck des ſtarren Entſetzens in den Zügen trug, wie vor einer bevorſtehenden furchtbaren Gefahr, einen mitleidig flehenden Blick zu. Dann ging Agathe hinaus.

Der Sterbende fragte wieder:

— Lona, mein Kind, biſt du allein?

— Ja, Vater!

Jetzt nahm er, wie es ſchien alle Kraft zuſammen, er verſuchte ſogar ſich aufzurichten, und zog die Ellenbogen zurück, um ſich aufzuſtützen; aber ehe er geſprochen, ſank er mit einem Seufzer zurück. Der Kopf fiel auf die Seite, langſam rutſchte die Kinnlade herab, ein Gurgeln, ein Stöhnen, die Hände krallten ſich zuſammen, daß ſie ſich faſt in Ilonas Fleiſch gruben, ſtreckten ſich wieder, der ganze Leib dehnte ſich, und dann lag der Tote unbeweglich.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ilona hatte noch nie einen Menſchen ſterben ſehen, ſie wußte nicht beſtimmt, war es ſo weit? Was bedeutete das? Nur eine unerklärliche Angſt ſchnürte ihr die Kehle zuſammen, ſo daß ſie laut um Hilfe rief:

— Agathe, Agathe! Um Gottes willen, ſchnell! Herr Doktor! Kommen Sie doch, kommen Sie doch herein, der Vater iſt krank, kränker, was iſt denn das, was hat er denn nur?

Die beiden andern waren ſofort erſchienen, und während die Frau niederkniete am Bett, aber ein Stück entfernt,

Digitized by Google

als wagte sie sich nicht heran, und zusammensank mit über der Brust gefalteten Händen, fast wie eine Büßerin, sagte der Arzt nur leise die Worte:

— Es ist zu Ende!

2.

Die beiden Witwen gingen in ihren schwarzen Kleidern ein Stück hinter den vier Kindern her, die fröhlich lachend vorausliefen. Es war noch warm und schön, während doch der Herbst sich meldete, denn ab und zu sank ein welkes Blatt von den Bäumen, flatterte langsam nieder, rechts und links hin und her taumelnd, und gab dann jedesmal ein ganz leises Geräusch, wenn es schurrend den Sand am Boden berührte.

Die beiden Frauen sprachen kaum ein Wort, nur ab und zu sagte Ilona:

— Ach, ist das schön heute!

Und dann wieder nach einer Weile Agathe:

— Die Wärme tut wohl!

Dann ging es weiter lange Zeit, ohne daß jemand gesprochen hätte. Sie empfanden nicht das Bedürfnis dazu, sie waren müde beide von den letzten Wochen, Monaten, ja von den letzten Jahren, von diesem schrecklichen, langsamen Hinsiechen des alten Mannes, der nicht sterben konnte.

Frieden war eingekehrt, köstlicher Frieden, wie ihn beide erst gekannt, seitdem er unter der Erde schlief, eine wunder-

Digitized by Google

bare Ruhe, die Herz und Seele ſtärkte, die die Nerven beruhigte, und auf Agathes Geſicht wieder Geſundheit zu zaubern begann, Rundung und wiederkehrende Jugend.

Sie blühte förmlich auf. Die Bekannten ſagten es ihr. Die Präſidentin war faſt erſchrocken darüber, erſchrocken wie einſt, als ſie das Hinwelken dieſer blühenden, jungen Frau beobachtet hatte.

Kein Menſch quälte ſie mehr, ſie konnte ruhig ſchlafen, mußte nicht aufſtehn in der Nacht, Stunde um Stunde, und ängſtlich lauſchen, ob der Kranke etwas brauchte, ſie konnte zu Bett gehn, wenn die Müdigkeit ſie trieb, ſie konnte an die Luft und brauchte nicht immer ängſtlich zu wachen, ob der alte Mann etwa nach ihr gefragt.

Und doch ſprachen ſie von ihm, ſie und Ilona, aber es war, als ob das Böſe in ihrem Gedächtnis verwiſcht ſei.

Ilona erzählte aus ihren Jugendjahren, ſprach von dem Stammtiſch, an dem ſie immer teilgenommen, und zum ſoundſovielten Male redete Witwe und Tochter von den Beileidsbezeigungen, die ihnen geworden. Sie empfanden dankbar, wie viele Menſchen, von denen ſie gar nichts mehr gewußt, dem alten Herrn das Geleite gegeben. Und daß er drei Feldzüge mitgemacht, erwähnten beide mit einem Stolze, an den ſie in ſeinen letzten Lebensjahren doch nie gedacht hatten.

In den Zeitungen hatte ein Artikel geſtanden über Mitkämpfer von 1864, 1866 und 1870, ſogar ein Prinz des Königlichen Hauſes war zur Beiſetzung erſchienen, und das alles tat den beiden Frauen wohl. Sie, die faſt allein auf ſich angewieſen waren, unterhielten ſich beinahe immer von denſelben Dingen.

Digitized by Google

Nur von einem war noch nie die Rede gewesen: von dem seltsamen Wunsche des Sterbenden, seine Tochter allein zu sprechen; und davon begann jetzt Ilona. Es fiel ihr plötzlich ein:

— Was mag er mir nur haben sagen wollen, ist das nicht merkwürdig? Manchmal quält es mich, daß ich es nicht weiß.

Agathe hatte die Lippen zusammengekniffen und blickte Ilona von der Seite an. Sie zwang sich zu scherzen:

— Bist du so neugierig?

— Nein, aus Neugierde nicht, sondern weil ich manchmal das Gefühl habe, als hätte er mir etwas anvertrauen wollen!

Sie setzten schweigend ihren Weg fort, doch Ilona begann nach einiger Zeit von neuem:

— Ich dachte, es wäre vielleicht über eine Testamentsbestimmung. Ich habe mir schon den Kopf zerbrochen, was es wohl sein könnte.

Nun warf ihr Agathe von der Seite einen Blick zu:

— Aber du hast mir nie etwas davon gesagt!

Die andre zögerte; endlich meinte sie:

— Nein, allerdings nicht! Wozu? Es käme ja nichts dabei heraus. Aber denke nichts Böses, es soll kein Mißverständnis zwischen uns sein. Da wir einmal davon reden, will ich dir sagen, was ich geglaubt habe, daß es sein könnte.

Agathe verlangsamte den Schritt und sah sie ängstlich an, die Antwort erwartend.

— Du wirst ja lachen darüber, es ist ganz kindisch.

Digitized by Google

Ich habe dir's nicht gesagt, weil Geldgeschichten immer peinlich sind unter Verwandten. Also ich habe geglaubt, es sollte irgend ein Erbstück betreffen, Bestimmung über eine kleine Geldsumme, irgend einen Gegenstand, etwas in der Wohnung, das vielleicht von meiner seligen Mutter stammte. Aber Agathe, da bedurfte es ja zwischen uns keiner Verabredung. Ich weiß, wie du bist und denkst, und ich danke dir noch einmal von ganzem Herzen, daß du mir angeboten hast, ich dürfte mir alles heraussuchen, was mir gefällt, und was ich dächte, was von der seligen Mutter stammt. Ich kann dir gar nicht genug dafür danken, und ich möchte dir nur wieder einmal sagen, wie glücklich ich bin, daß der Vater noch in seinen hohen Jahren diesen Schritt tat, über den, wie du jetzt ja weißt, mein Kurt und ich damals sehr erschrocken waren.

Agathe drückte ihr stumm die Hand, blickte nachdenklich vor sich hin und sagte nach einer ganzen Weile:

— Es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte es nicht getan!

— Was denn?

— Ich meine, nicht geheiratet!

— Aber was denkst du denn nur?

— Für euch und für ihn!

Doch Ilona blieb stehn und erklärte ihr, wie dankbar sie ihr sein müßte, sie, der sonst die Last der Pflege zugefallen, eine Last, so wie der alte Herr nun einmal geworden war. Und trotz der Menschen, die in einiger Entfernung auf der Promenade gingen, zog sie Agathe an sich und küßte sie.

Die meinte nur:

Digitized by Google

— Das habe ich nicht verdient, das habe ich wirklich nicht verdient! — und eine Träne glänzte in ihren Augen.

An des Obersten Haus trennten sie sich, Ilona ging mit ihren drei Söhnen weiter, und Agathe stieg mit Lili die Treppe hinauf.

Es war so friedlich, so heimlich und köstlich in der Wohnung. Wenn die Entreetür sich öffnete, wehte ihr etwas entgegen von Stille und Glück.

Die Räume waren ein wenig geändert worden. Das Sterbezimmer hatte sie gelassen, wie es war und zugeschlossen. Aber ihr Schlafzimmer lag jetzt neben dem Lilis, denn die Erzieherin schien, seitdem das Mädchen in die Schule ging, entbehrlich. Die Mutter hatte ja nichts zu tun, als sich um das bißchen Haushalt zu kümmern, so brachte sie denn ihre Kleine täglich zur Schule und holte sie täglich wieder ab.

Mit ihrem Kind zusammenzuleben, sich um das reizende Ding kümmern zu dürfen, war auch eine der Erleichterungen, die sie nun genoß. Nun durfte sie doch die kleine Lili bei sich haben, ohne Angst, daß sie zuviel Lärm machte, daß sie störte. Jetzt durfte sie sich ihrer Entwicklung wirklich freuen, und in der Tat war Lili das geworden, was sie versprochen hatte. Sie wurde immer schöner und strafte ihre einstige Lehrerin Lügen, die gemeint, die hübschesten Kinder würden oft die häßlichsten Erwachsenen.

Ja, als der Winter fast vorüber war und zu Ostern Lili in eine höhere Klasse aufrückte, war das Kind nur noch reizender geworden.

Eines Tages im Sommer, als nun bald der Todes-

Digitized by Google

tag des Oberſten ſich jährte, ſaß Lili mit der Mutter am Tiſch und las ein Buch, während Agathe die Zeitung in der Hand hielt.

Sie ließ das Blatt ſinken und betrachtete ihr Kind. Sie ſah das ſchwere Blond der Haare, das mit den Jahren immer dunkler zu einem wunderſchönen Aſchblond ward, ſie ſah ihre großen, blauen Augen, die ſo weit auseinander ſtanden, ſo merkwürdig weit, und ſie dachte Jahre zurück.

Aber in ihrem Überlegen zuckte ſie plötzlich zuſammen, ſchloß die Augen, als wolle ſie nichts mehr ſehen, und ſtrich ſich über die Stirn. Als ſie das Zeitungsblatt wieder aufnahm, um ſich zu zwingen, ihre Gedanken abzulenken, ſtieß ſie einen lauten Seufzer aus.

Lili blickte auf:

— Was haſt du denn, Mama?

Agathe ſchien verwirrt:

— Nichts, Lili!

Das junge Mädchen lächelte:

— Aber du haſt doch ganz laut ‚Ach!‘ gemacht?

— So, hab' ich das?

Und ſie ſtand auf, um nach dem Abendeſſen zu ſehen.

Auch Ilona fiel es auf, wie hübſch das Kind wurde. Eines Tages war Agathe mit ihrer Tochter bei ihr, denn die beiden beſuchten ſich täglich, ja oft zweimal an einem Tage; da ſtrich ſie Lili über den blonden Scheitel, ſah dieſe wunderbaren Augen, verfolgte die feinen Züge, und als dann das junge Mädchen zu den Jungen hinübergegangen war, um mit ihnen zu ſpielen, ſagte ſie:

Digitized by Google

— Es ist merkwürdig, wie schön das Kind wird. Wenn das der Vater erlebt hätte!

Agathe antwortete nichts darauf, und Ilona fuhr im gleichen Gedankengang fort:

— Und weißt du, was mir schon seit einiger Zeit aufgefallen ist? Sie sieht dir eigentlich gar nicht ähnlich, ich glaube auch, sie wird einmal viel größer als du. Sie hat auch so weltfremde, wunderbare Augen, ich glaube, die wird noch manches Herz brechen.

Immer noch antwortete Agathe nicht, und Ilona setzte ihre Betrachtungen fort:

— Von wem sie das nur hat? Der Vater hatte doch eigentlich nicht solche Augen, die waren mehr klein und scharf militärisch. Ich finde, sie sieht ihrem Vater auch sehr wenig ähnlich. Früher war er allerdings anders, aber du hast ihn nicht während seiner besten Jahre gekannt.

Agathe war plötzlich aufgestanden und machte sich am Blumentisch etwas zu schaffen. Da bemerkte Ilona, daß sie ganz rot geworden war, und plötzlich kam ihr das peinliche Gefühl, etwas für die Arme Verletzendes gesagt zu haben, denn sie hatte doch gemeint, Agathe hätte den Vater in seinen guten Jahren nicht mehr gekannt.

Sie trat also zu Agathe, legte ihr den Arm um die Schultern, sagte ein paar Worte, und die beiden küßten sich.

Ein andres Mal sprachen sie über die Wohnung, und im stillen freute sich Ilona über den pietätvollen Gedanken, des Vaters Zimmer zu lassen, wie es gewesen; praktisch war das im Grunde genommen nicht, denn Lilis

Digitized by Google

Zimmer ging nach hinten hinaus und hatte keine Sonne. Daran dachte Ilona, und ſagte zur Oberſtenwitwe:

— Darf ich mich einmal um etwas kümmern, was mich eigentlich nichts angeht? Haſt du noch nicht daran gedacht, Lilis Zimmer nach vorn zu verlegen? Ich finde, ſo ein junges Menſchenkind braucht Sonne.

Agathe antwortete einfach:

— Gewiß habe ich daran gedacht, aber es geht nicht, denn ich will das Herrenzimmer genau ſo laſſen, wie es am Todestage war.

Ilona fragte vorſichtig, indem ſie wieder ihren Arm um die andre ſchlang, wie zwei Schweſtern, die ſie dem Alter nach hätten ſein können:

— Willſt du dabei auf das Gefühl der Tochter Rückſicht nehmen? Ich glaube, die beſte Pietät iſt, des armen Vaters Töchterchen gedeihen zu laſſen.

Agathe kniff die Lippen zuſammen, und Ilona fuhr fort:

— Ich glaube, in ſeinen geſunden Jahren wäre er gewiß für den Zimmerwechſel geweſen. Er hat es mit Mamas Zimmer ebenſo getan, als ich es brauchte.

Agathe ſchien auf den Plan gern eingehn zu wollen. Ein Wort gab das andre, und dabei kam es heraus, wie Agathe eigentlich fand, daß in dieſer Wohnung die Sonne überhaupt mangele, denn auch vorn ſchien ſie nur einige Stunden am Tage. Ilona merkte, ſie wäre gern ausgezogen, ſie wartete nur, man ſolle ihr zureden.

Auch Ilona hätte gern die Wohnung gewechſelt, und mit einem Male fiel das Wort, es ward kaum klar, von welcher von beiden:

Digitized by Google

— Wir wollen doch zusammenziehen!

Sie waren über diesen Gedanken so glücklich, daß sie nicht begriffen, wie er ihnen nicht früher gekommen war. So standen beide Witwen nicht mehr allein, die Wirtschaften konnten zusammengetan werden, und was für Ilona, die ihr Geld zusammennehmen mußte, von großem Vorteil war: es wurde billiger.

Sofort kündigten beide. Die Zeitungen wurden studiert, jeden Tag besahen sie ein paar Stunden lang Wohnungen, bis sie endlich gefunden hatten, was ihnen zu passen schien: ein dritter Stock mit langer Front nach Süden, da das Haus keine Tiefe besaß und so die Hinterzimmer fehlten.

Nun sprachen sie nur noch von der gemeinschaftlichen Wirtschaft. Die Kinder waren glückselig über den Gedanken, zusammenzuziehen. Der einen Köchin wurde gekündigt und statt dessen ein Hausmädchen genommen, und am ersten April hing über der Tür der neuen Wohnung eine grüne Tannenguirlande mit der gedruckten Inschrift: „Herzlich willkommen!"

Alles war zufrieden. Die Kinder hatten mehr Platz zum Spielen. Ein gemeinsames Eßzimmer wurde in der Mitte eingerichtet und trennte die Räumlichkeiten der beiden Familien.

Sie konnten für sich bleiben, wenn sie wollten, sie konnten sich vereinigen, falls ihnen der Wunsch danach stand, und das taten sie fast immer. Die beiden Witwen saßen beieinander, einmal in diesem Wohnzimmer, einmal in jenem, mit einer Handarbeit, mit Lektüre, tauschten ihre Gedanken aus, gingen spazieren, empfingen gemeinsam die

Digitized by Google

wenigen Besuche, die sie erhielten, und nun, wo beide die Trauer abgelegt und nur noch etwas Dunkles, Strenges in ihrem Anzug an die Witwe gemahnte, ward auch ab und zu das Theater besucht.

Man wirtschaftete besser, man konnte besser leben, und Ilona hatte den Löwenanteil davon.

Nie gab es Streit, nie auch nur eine Verstimmung. Über alles sprachen sie, meist über die Entwicklung der Kinder, ab und zu vom Obersten, dessen Bild mehr und mehr das eines würdevollen Ehrenmannes, eines martialischen, alten Soldaten in ihrer Phantasie gewann, eines Mannes, wie er vielleicht einst gewesen war, wie ihn aber Agathe nur noch kurze Zeit gekannt hatte.

Jetzt gingen alle drei Jungen schon in die Schule. Der älteste war in die Flegeljahre gekommen und zankte sich manchmal, wenn es auch schnell vorüber ging, mit Lili, die mehr und mehr zur Jungfrau ward.

Und wie sie sich entwickelte, ward sie schöner und schöner. Die Augen schienen noch seltsameren Glanz auszustrahlen, das Haar wurde immer voller und schwerer, sie lernte es in einer schlichten Frisur um den Kopf legen, als müsse es so sein. Das Mädchen ward immer größer und überragte jetzt schon ihre Mutter fast um eine Handbreite, so daß die Leute sagten: ‚Na ja, das hat sie vom Vater, der ist ja ein strammer Soldat gewesen.‘

Aber dann staunten sie, wenn ein besser Unterrichteter ihnen sagen konnte, daß der alte Oberst zwar stramm gewesen, aber keineswegs von großer Gestalt.

Allen Menschen aber fiel es auf, daß zwischen den

Digitized by Google

beiden Schweſtern, Ilona und Lili, wenn ſie auch im Alter ein Vierteljahrhundert auseinander waren, eigentlich nicht ein Zug Ähnlichkeit beſtand. Ja, Leute, die die Familienverhältniſſe nicht kannten, wollten es überhaupt nicht glauben, daß die beiden Schweſtern ſein könnten. Denn was an Ilona hübſch geweſen, ſtellte ſich nun, wo ſchon einzelne frühzeitige, graue Fäden ihren Scheitel durchzogen, heraus als Reiz der Jugend, der jetzt, wo er im Vergehn war, bewies, daß in ihren Zügen nichts Beſonderes gelegen.

Dieſe Geſpräche über Lilis Schönheit ſchienen Agathe peinlich zu ſein, und Ilona meinte einmal, indem ſie mit dem Finger drohte:

— Iſt das die eitle Mutter, die keine erwachſene Tochter haben will?

— Was denkſt du denn! meinte Agathe.

Ilona fühlte, wie ihr dies Thema unangenehm war, aber ſie begann unwillkürlich immer wieder, und eines Tages, als ſie in alten Sachen kramte und verſchiedene Jugendbilder des Vaters wiederfand, brachte ſie dieſe Agathe, in der Meinung, ihr damit eine Freude zu machen. Als die beiden ſie abends beim traulichen Lampenſchein betrachteten: eine Bleiſtiftzeichnung, die den Oberſten als Kadetten, eine Photographie, die ihn als jungen Offizier darſtellte, ſagte Ilona, indem ſie die Bilder nebeneinander legte:

— Weißt du, Agathe, was man immer für einen Fehler macht?

— Nun?

Digitized by Google

— Man muß nicht einen alten Menſchen mit der Jugend vergleichen. Ich erinnere mich, Tante Philippine war eine vertrocknete, alte Jungfer, nichts weniger als hübſch, und dabei ſagte der Vater immer, ſie ſei eine der ſchönſten Erſcheinungen geweſen aus ſeiner Jugendzeit. Er hat ſogar einmal geſtanden, daß er ſie gern geheiratet hätte, nur wollten es die Großeltern nicht wegen der nahen Verwandtſchaft! Man ſollte die Jugendbilder vergleichen.

Lebhaft ſtand ſie auf, lief an ihren Schreibtiſch, auf dem Lilis letzte Photographie ſtand, brachte ſie und legte ſie freudeſtrahlend zu des Vaters Jugendbildnis. Dann beugte ſie ſich darüber und verglich, doch ihr Lächeln ſchwand, ſie ſtarrte auf die Züge des Mädchens wie des jungen Offiziers, die nicht eine Spur von Ähnlichkeit aufwieſen.

Es war wie der Unterſchied von zwei Raſſen. Die Augen ſtanden hier eng, dort weit, der Kopf war anders geformt, der Mund ſchien nicht ſo gebaut, keine Falte, kein Zug, nichts, nichts hätte einen Anhaltepunkt gegeben.

Agathe ſaß zurückgelehnt im Schatten, den der Lampenſchirm warf, und blickte nicht hin.

Ilona ſah ſie an:

— Was haſt du denn?

Dabei entdeckte ſie, wie ihre Hände leiſe zitterten und ſie plötzlich das Taſchentuch zuſammenballte. Ilona machte große Augen:

— Aber was haſt du denn?

Da brachen bei Agathe die Tränen hervor, ein Beben lief über ihren Körper, ihre Lippen zuckten, und mit einem

Digitized by Google

Male durchschüttelte sie ein Weinkrampf. Ilona sprang ihr bei, suchte sie zu trösten, strich ihr das Haar, tupfte mit ihrem Taschentuch Augen und Stirn:

— Aber Agathe! Was hast du denn nur, bist du krank?

Doch die schaute sie aus tränenverschleierten Augen an und stieß hervor:

— Ich kann nicht mehr! Hörst du, ich halte es nicht mehr aus!

Ilona kniete an ihrer Seite:

— Was hälst du denn nicht aus?

— Ich kann's nicht mehr ertragen!

Ilona fühlte, sie hatte es mit einer Kranken zu tun, und sie setzte sich neben sie, nahm ihre Hand zwischen ihre Finger, streichelte sie und meinte:

— Du mußt nicht nervös sein, das gibt sich wieder. Ich verstehe dich gar nicht, was hast du denn nur? Das geht alles vorbei!

Agathe ließ sich zureden wie ein Kind, sie ward ruhiger, aber sie erschien nicht zum Abendessen, sondern ging zeitig zu Bett.

Ilona dachte nach; sie wollte mit dem Arzt sprechen, das waren erschöpfte Nerven. Aber kein Anzeichen hatte sich vorher gemeldet, und sie lebten doch so ruhig! Sorgen gab es nicht; wie war das möglich?

Sie vergegenwärtigte sich noch einmal, was eigentlich geschehen, und plötzlich blieb sie bei der Ähnlichkeit haften.

Was sie vorher nur unbewußt bemerkt, was sich ihr

Digitized by Google

nie zu einem Begriff vereinigt, ward ihr jetzt ſchlagend klar: dieſe Ähnlichkeitsfrage machte Agathe nervös. Sie ging ihr immer aus dem Wege, ſie antwortete nicht, wenn man davon ſprach, ſie ſchien ihr peinlich zu ſein. Alles fiel Ilona wieder ein, und eine ſchreckliche Unruhe überkam ſie, ein banges Gefühl, daß hier etwas nicht in Ordnung ſei, ja endlich die Erkenntnis: Agathe hatte etwas zu verbergen.

Und die Unähnlichkeit quälte ſie jetzt ſelbſt. Sie ſah Lili vor ſich: kein Zug, der dem Vater glich. Sie ſpürte ein fremdes Weſen in ihr, in ihren Bewegungen, in manchen Anſichten ſogar, die ſie geäußert hatte.

Lili hatte etwas Großes, Vornehmes, manchmal einen gewiſſen Leichtſinn, ein Übergehn von Kleinigkeiten, wie es der pedantiſchen Strenge und Kleinlichkeit ihres Vaters nicht entſprach, die der leiſen Philiſtröſität und Gutbürgerlichkeit ihrer Mutter nicht ſtand. Das Mädchen war mit ſeinen kleinen Ausgaben ziemlich oberflächlich. Sie hatte nie Geld, man wußte nicht, wo es blieb, ſie ſprach wegwerfend von engen Verhältniſſen, und man ahnte nicht, woher das kam.

Unwillkürlich blickte Ilona Lili während des Eſſens einmal lange an, ganz in Gedanken verloren, ſo daß dieſe plötzlich ſagte:

— Was iſt denn, habe ich etwas?

Das ſchöne, ſtolze Ding, das immer den Kopf erhoben trug und zu fühlen begann, daß ſie den Menſchen gefiel, der Macht bewußt, die in ſiegender Schönheit liegt, meinte, es würde etwas an ihr beanſtandet. Deshalb rümpfte ſie

Digitized by Google

die Naſe und ſagte mit einem faſt wegwerfenden Ausdruck und ſpöttiſchen Lippen:

— Haſt du mich genug angeſehen?

Ilona ward ärgerlich und ſchlug mit zwei Fingern auf das Tiſchtuch:

— Lili, das paßt ſich nicht!

Das Mädchen fühlte, wie die Blicke der Jungen auf ihr ruhten, ſie ſah auf des älteſten Geſicht ein Lächeln. Das ertrug ſie nicht, und ſie rief laut:

— Ich laſſe mir nichts von ihr ſagen!

Doch Agathe antwortete ſcharf, indem ſie das Wort gebrauchte, das von Lilis Kinderzeiten her noch übrig geblieben war:

— Du ſollſt Achtung haben vor Tante!

Das ſchöne Mädchen ſah mit ſeinen großen, ſtolzen Augen Ilona faſt geringſchätzig an:

— Tante? Das iſt meine Tante nicht, das iſt meine Schweſter! Und von einer Schweſter brauche ich mir nichts ſagen zu laſſen, Mama!

Ilona überkam ein Zornesanfall. Sie herrſchte Lili über den Tiſch an:

— Aber eine Schweſter, die ſchon verheiratet geweſen iſt, wie du noch gar nicht geboren warſt, und die an dir mit deiner Mutter Elternſtelle verſehen hat, verſtehſt du?

Lili antwortete ſofort:

— Mama iſt meine Mutter! Da könnteſt du doch höchſtens des Vaters Stelle vertreten haben, und da danke ich ſchön. So einen Vater brauche ich nicht. Er hat mich

Digitized by Google

nicht einmal ſehen wollen. So klein war ich nicht, daß ich das nicht gemerkt hätte. Ich glaube, er hat mich ſogar gehaßt!

Ilona führte den Streit fort, während Agathe, bleich wie eine Kalkwand, daneben ſaß:

— Der Vater ſoll dich gehaßt haben? Du ungezogenes Ding!

Doch das gereizte Mädchen rief mit ebenſo erhobener Stimme wie Ilona:

— Ja, gehaßt hat er mich!

— Woher willſt du das wiſſen?

— Weil er mir's geſagt hat, hörſt du! Oder glaubſt du, daß ich es nicht noch weiß, wie er einmal zu mir geſagt hat: ‚Du gehſt mich nichts an! Mach', daß du hinauskommſt!'?

Ilona war ſo erſchrocken, daß ſie den Tiſchrand mit beiden Händen faßte, ſich über das weiße Tuch bog und, das Mädchen mit finſteren Brauen anſtarrend, mehrmals hintereinander rief:

— Pfui! Pfui! Pfui!

Dann ſtand ſie auf. Der Appetit zum Eſſen war ihr vergangen.

Sie wollte ſich zu Agathe wenden, doch deren Stuhl war leer, und ſo verließ auch ſie das Speiſezimmer, und die drei Jungen blieben mit Lili allein.

Ihnen war die Sache komiſch vorgekommen, ſie kicherten, als die Tür zitternd ins Schloß gefallen war, und der älteſte, der ſich vor Tiſch mit Lili gezankt, lachte ſie jetzt aus und rief, indem er ſich mehrmals gegen ſie verneigte:

Digitized by Google

— Siehſt du, das iſt recht! Da wird dir's mal gegeigt! Haſt du's gehört? Nun ſchreib' dir's hinter die Ohren!

Aber auch Lili erhob ſich, ſtieß ihren Teller zurück, daß er am Glaſe klirrte, und mit den Worten:

— Dummer Junge! — ging ſie gleichfalls hinaus, lief auf ihre Stube und ſchloß ſich ein.

Ilona blieb im Wohnzimmer mit keuchender Bruſt ſtehn. Sie begriff ſich ſelbſt nicht. Was war nur geſchehen, warum hatte ſie ſich ſo aufgeregt? Sie lief auf und ab in dem dämmerigen Raum, preßte ſich das Taſchentuch an den Mund und ſetzte ſich in eine Ecke.

Sie dachte nach.

War es Wahrheit, was Lili in der Wut herausgefahren, und was bedeutete das?

Und wieder kamen die dumpfen, unbewußten Gedanken, das Gefühl, daß Agathe irgend etwas verberge, daß irgend ein Geheimnis zwiſchen ihnen liege, und ſie faßte plötzlich einen Entſchluß und ging hinüber an Agathes Zimmer.

Es war verſchloſſen. Sie klopfte. Niemand antwortete. Abermals klopfte ſie, lauter, ſie trommelte mit den Knöcheln an der Tür, ſie nahm die Klinke und drückte ſie heftig auf und nieder, ſie griff nach ihrem Schlüſſelbund und ſchlug es gegen das Holz. Aber keine Antwort kam. Sie rief:

— Agathe! Agathe! So mach' doch auf!

Es ſchien niemand im Zimmer zu ſein. So legte ſie das Ohr an die Tür und lauſchte. Es war nichts zu hören, aber auf dem Fußboden des dunklen Korridors ſah

Digitized by Google

sie, daß ein Lichtschein an der Schwelle hinlief, und sie beugte sich nieder zum Schlüsselloch; richtig, man konnte etwas sehen, gerade den Tisch in der Mitte, auf dem die Lampe stand. Und da erblickte sie Agathe im Stuhl, wie sie mit offenen, schreckverstörten Augen nach der Tür starrte, als erwartete sie jeden Augenblick etwas Furchtbares eintreten zu sehen.

Der entsetzte Ausdruck traf Ilonas weiches Herz, und sie bat leise flehend:

— Agathe, laß mich doch herein! Agathe, wir wollen uns aussprechen! Höre doch, es kann doch nicht so weiter gehn, wir wollen doch einmal ruhig und vernünftig reden!

Es schwieg eine Weile, dann vernahm sie schlürfende Schritte. Der Riegel ging zurück. Ilona drückte die Tür auf und trat ein.

Mit gesenkten Augen stand Agathe vor ihr, einen solchen Leidenszug im Gesicht, daß sie ganz verändert schien. Die rund gewordenen Wangen waren in diesen wenigen Augenblicken eingefallen und erinnerten an das abgehärmte, hagere Gesicht, wie es nach dem Tode des Obersten gewesen war.

Ilona drehte sich herum, schob den Riegel wieder vor und dann ging sie auf die andre zu, legte ihr in der gewohnten Bewegung den Arm um die Schultern und zog sie in die Ecke aufs Sofa. Dann nahm sie Agathes Hand, die willenlos alles mit sich geschehen ließ, und bat leise:

— Sage mir, was dich quält. Ich fühle es ja, daß etwas auf dir lastet, das unser Einvernehmen stört. Du verbirgst mir etwas, Agathe, willst du nicht dein Herz erleichtern?

Digitized by Google

Keine Antwort.

— Sage es mir doch, ich will dir auch verſprechen, nichts zu erwidern, wenn dir das lieber iſt. Sei bloß nicht ſo ſtumm und ſtill, ſage es mir doch!

Agathe ſchwieg.

Sie kniff die Lippen aufeinander, ſie wollte nicht ſprechen. Es ſchien, als könne ſie nicht antworten.

Da fuhr Ilona fort:

— Soll ich dir helfen? Wirklich, weißt du, daß ich ahne, was du mir ſagen mußt!

Agathe ſah ſie ſo erſchrocken an, daß Ilona meinte, ſie habe ihr doch unrecht getan, denn es war ein Blick, als brächte man ihr eine tödliche Wunde bei, wie ein geängſtigtes, gehetztes Tier, das dem Verenden nahe iſt und ſeinen Peiniger klagend anſchaut.

— Agathe, ich will dir helfen, hörſt du? Ich kann dir aber nicht alles ſagen, denn ich weiß es doch nicht. Aber denke dir, ich ahne etwas, ahne etwas — etwas Schreckliches!

Die andre packte ſie bei der Hand:

— Denkſt du ſchlecht von mir?

Ilona ſenkte den Blick:

— Ich weiß nicht, das müſſen wir ſehen!

— Glaubſt du, daß du mir verzeihen könnteſt?

Agathes Augen ruhten jetzt groß auf der andern, und als ſeien die Rollen vertauſcht, wagte jetzt wieder Ilona nicht ſie anzuſehen.

Endlich ſagte die Oberſtleutnantswitwe:

— Ich habe dir nichts zu verzeihen! Aber du mußt mir's ſagen.

Digitized by Google

— Ich kann nicht! — Ich kann nicht, denn ich würde alles verlieren, was ich habe, und ich könnte dir nie wieder in die Augen ſehen!

— Und ſo?

Agathe ſeufzte.

Ilona fuhr fort:

— Ja und ſo? Meinſt du denn nicht, daß zwiſchen uns Klarheit ſein muß? Ich fühle, daß du mir etwas verheimlichſt, und wir, die wir Freundinnen, die wir — Mutter und Tochter kann ich ja nicht ſagen — ich meine, die wir Geſchwiſter ſind, engſte Verwandte, wir müſſen doch Wahrheit zwiſchen uns haben! Sonſt iſt es aus!

— Aber du würdeſt nichts mehr von mir wiſſen wollen!

— Das müſſen wir ſehen, was ſoll ich andres tun? Jetzt mußt du ſprechen. Faſſe Mut, einmal muß es doch ſein. Ich weiß nicht, was du mir zu ſagen haſt, aber ich ahne etwas. Nur antworte jetzt, bitte, bitte, antworte!

Und ſie redete der andern wieder zu, bedrängte ſie, flehte, ſtellte ihr dar, es würde nichts dabei ſein, ſie möchte nur Mut faſſen, ſie wolle ſie auch nicht unterbrechen, wolle ſie nicht tadeln, und wenn es ihr Erleichterung ſchaffe, gebe ſie ihr die Verſicherung, daß ſie heute nicht den Mund auftäte. Sie ſollte ihr nur ſtill beichten, und nachdem ſie dieſes Vertrauenszeugnis empfangen, würde ſie ganz ſtill hinausgehn und ihr erſt morgen eine Antwort ſagen.

Agathe antwortete mit tonloſer Stimme:

— Du biſt ſehr gut!

— Wirſt du ſprechen?

Digitized by Google

Die andre zögerte noch. Sie saßen im Lichtkreis der Lampe; da schloß Agathe die Augen:

— Es ist so hell!

Ilona verstand. Sie erhob sich, ging an die Lampe und blies sie aus, und in der Finsternis, an die sich die Augen nur schwer gewöhnten, in der sie sich zurücktasten mußte zum Sofa, klang von drüben ein leises:

— Ich danke dir!

Dann nahmen die beiden Frauen nebeneinander Platz. Ilona ergriff Agathes Hand, und diese begann stockend, flüsternd zu erzählen:

— Es besteht etwas zwischen uns, das auf mir lastet seit so vielen, vielen Jahren, und ich habe mich so oft schon gefragt: soll ich dir mein Herz ausschütten? — Aber ich habe den Mut nicht gehabt, denn ich weiß ja, täte ich es, du würdest nie wieder ein Wort mit mir sprechen. Ich habe etwas begangen, das ich schon tausendmal in tausend einsamen Nächten bereut habe. Ich habe Gott auf den Knieen gebeten, mir zu vergeben, ich habe durch schlaflose Stunden, durch tägliches Zittern vor der Entdeckung, durch tägliche Angst vor einer Aussprache mit dir gebüßt! Ich habe mehr gelitten, als ein Mensch sich denken kann.

Ich bin für etwas Schlechtes, das ich begangen, gestraft worden, daß ich manchmal meinte, es wäre nun genug, und ich könnte Verzeihung erringen. Aber wenn ich meine Tochter vor mir sehe, meine Lili, so mahnt mich dies Gesicht, das mir so liebe Züge trägt und doch oft verfluchte und gehaßte, daß, solange ich lebe, diese Schuld von mir nicht genommen werden kann.

Digitized by Google

Doch höre zu: Du weißt, ich war verheiratet, aber ich war Witwe geworden. Ich hatte einen guten Mann gehabt, einen Mann, der mich auf Händen trug, mir alles an den Augen absah, einen Mann, dem es in der kurzen Zeit, die er mir gehörte, vergönnt gewesen ist, mir alles Glück dieser Erde zu erschließen.

Ich bin zu Tode verzweifelt gewesen, als er starb. Ich wollte mir das Leben nehmen. Ich weiß nicht, war ich zu feige, es nicht zu tun? War es die Religion, die mich hinderte? Genug, ich blieb leben, so wie wir Menschen nun einmal sind.

Mein Mann hatte mir ein schönes Vermögen hinterlassen. Eingezogen vergrub ich mich in meiner Wohnung ganz allein, sah keinen Menschen und sprach mit niemand. Ich hatte keine Eltern mehr und mein Mann keine Verwandten. Ich besaß keinen Halt, ich hätte niemand um Rat fragen, mich an niemand anlehnen und bei keinem eine Stütze finden können.

So lebte ich von einem Tag zum andern, die sich gleich hinzogen, einer wie der andre.

Wir hatten auf dem Lande gewohnt, auf dem Gut. Das war dem Testament meines Mannes entsprechend, sofort verkauft worden, denn ich war ein Stadtkind und verstand nichts davon, und mehr denn anderwärts ist eine Frau auf einem Gut verloren, wenn sie nicht dort aufgewachsen ist, wenn sie mit Knechten und Mägden und Leuten verkehren soll, die bei jedem Wort fühlen, daß sie nicht weiß, ob das Ding eine Mark kosten darf oder zwanzig. Dies hatte, wie gesagt, mein Mann vorausgesehen, und ich zog in die Stadt.

Digitized by Google

Ich habe mein Trauerjahr gehalten. Das zweite Jahr brach an, aber ich lebte genau noch wie vorher: ich legte die schwarzen Kleider nicht ab. Ich weiß eigentlich nicht, womit ich mich beschäftigt habe. Ich vegetierte wie ein Tier.

Es war ein Dasein, das sich abspielte zwischen dumpfer Trauer über mein Schicksal, Gedanken an die Öde, in der ich mich befand, und einer leise erwachenden Sehnsucht, etwas zu erleben, etwas zu sehen, nur um von meinen schwarzen Gedanken abgezogen zu werden.

Da wurde eines Tages in der Emmauskirche ein geistliches Konzert angezeigt. In die Kirche konnte ich gehn, wie ich meinte, in ein Theater, in einen Konzertsaal hätte mich niemand gebracht.

Und in diesem Bachkonzert, wo die heiligen, ernsten Klänge der Orgel tönten, wo alles Irdische verbannt schien, wo die Wundermusik unsre Seelen emporträgt, über die Nichtigkeiten des Daseins, hoch hinauf zu Gott, da ist es geschehen.

Neben mir saß ein Mann. Wie soll ich ihn dir beschreiben? Dieses Gesicht, das ich angebetet habe und verflucht in einem Atem. Ein Mann, groß, sehr groß, stolz, mit freier Haltung, mit blondem Haar und hellem, zartem Teint, daß die Adern an den Schläfen schimmerten, ein Mann, schön wie ein junger Gott und mit seltsamen Augen, blau, groß, strahlend, förmlich leuchtend, daß sie einem in die tiefste Seele schienen, mit Augen, die seltsam weit auseinander standen. Und dieser Mann blickte mich an.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich verwirrt ward,

Digitized by Google

ich konnte den Blick nicht ertragen, und doch irrten meine Augen immer wieder zu ihm zurück. Während ich hätte auf den Flügeln der Musik emporsteigen sollen, dorthin, wo alles rein ist, blieb ich im Staube auf der Erde und blickte unausgesetzt, wie unter einem Bann, zu diesem strahlenden, schönen Männerantlitz, zu diesen Augen, die mich trafen, als hätten sie eine Gewalt über mich von der ersten Minute an.

Ich hörte nicht mehr auf die Musik, ich kämpfte gegen mich, ich wollte nicht hinüberschauen, aber immer wieder begegneten sich unsre Blicke, und das Konzert verging wie ein Traum. Ich meinte, es hätte eben begonnen, als die Orgel schwieg und die Menge sich erhob und nach dem Ausgang drängte.

Ich ging. Mir war's, als müßte ich fliehen, als stünde ein Verhängnis hinter mir, und ich eilte fort und schob mich durch die Leute. Ab und zu blickte ich mich ängstlich um, wo der Mann geblieben, und da sah ich, er ging hinter mir drein, er war immer in meiner Nähe, jetzt berührte er mich fast, sein Atem schien mich zu streifen, und ich war in seinen Blicken gefangen, in seinen Augen, die mich mit ihren Strahlen umschlossen wie mit einem Netz.

Wie soll ich dir's erklären? Es durfte nicht sein, es ist unmöglich! wirst du, wird jeder sagen, wird jede sagen! Aber es geschah. Er sprach mich an, und ich entfloh nicht, und ich verwies ihm nicht die Keckheit, und er ging neben mir, und ich ließ ihn gehn, ich rief nicht nach Hilfe, ich setzte mich nicht in die erste Droschke, die vorüberkam, und ich wendete mich nicht an den Schutzmann,

Digitized by Google

der an der Ecke ſtand, daß er einer alleinſtehenden Frau helfen ſollte. Ich rührte mich nicht, ich ging weiter und weiter, immer neben ihm her, und ich fühlte nur ſeine Augen, und ich mußte ihn anſehen, ich konnte ſeinen Blicken nicht ausweichen. Und er ſprach weich und leiſe, und es tönte mir in den Ohren nicht anders als die Klänge in der Kirche, aber wie ſie mich hinausheben ſollten über die Erde, zogen ſie mich herab zu ihm, herab mehr und mehr, daß ich Wachs ward in ſeinen Händen, daß ich ihn bei mir ließ; denn ich weiß, ich hätte es nicht gekonnt, ich hätte nicht die Kraft gehabt, ich wäre eher geſtorben.

Ich will dir erſparen, was jetzt kam, oder mir erſparen, mir, denn ich müßte mich zu tief demütigen vor dir. Und ich könnte es niemand ſagen. Es iſt nie über meine Lippen gekommen. Ich kann dir nur erklären, daß ich dieſen Mann lieb gewann, ohne daß der Schatten meines Gatten zwiſchen uns getreten wäre, daß ich nach nichts fragte, daß ich mich ihm überließ, denn ich hätte alles getan, was er von mir verlangte.

Und dieſer Traum, dieſer Rauſch dauerte, ohne daß ich aus ihm erwachte, ein Vierteljahr. Kurze drei Monate! Im Frühling hatte ich ihn zuerſt geſehen, den Lenz hindurch währte unſer Glück, und im Sommer — im Sommer — denke dir, eines Tags — denke dir — eines Tags — war er verſchwunden!

Ich verſtand es nicht, ich verſtand mich nicht, ich begriff nicht, was da geſchehen. Ich fürchtete ein Unglück, ich überwand meine Scham und lief zur Polizei. Er war nicht gemeldet, war gar nicht bekannt, er war fort!

Digitized by Google

Ich wartete, ich meinte, ich müßte eine Zeile von ihm empfangen, es müßte sich doch aufklären: er war abgehalten worden, er war verreist! — Ich begriff mich nicht. Er hatte nie recht gesagt, woher er kam. Er studierte Chemie und ging doch nicht hin und lernte doch nichts. Er hatte gesagt, er hätte keine Angehörigen, so konnte er mir von seiner Familie nichts erzählen. Ich hätte eine Frage für einen Vertrauensbruch angesehen, denn ich liebte ihn, ich liebte, daß ich nichts mehr wußte außer ihm.

Es war mein Verhängnis. Ich verstehe mich heute nicht, ich muß wie mit Blindheit geschlagen gewesen sein, ich kann dir's nicht erklären, ich kann dir nur sagen, es ist so.

So verging ein Tag nach dem andern, bis endlich eines Morgens ein Brief von ihm kam. Jetzt wußte ich, warum er so lange geschwiegen, denn der Brief trug den Vermerk: ‚An Bord der Suebia' und war aus New-York gekommen.

Er dankte mir für alles Glück, das er mit mir genossen; ihm wäre keine Ruhestatt auf dieser Erde beschieden, es wäre sein Schicksal, abzubrechen im höchsten Glück. Er könne es nicht ertragen, daran zu denken, daß diese Liebe, die uns verbunden, nicht wie zwei Menschen, sondern wie Gestalten aus alter Sagenzeit, einmal verflachen und durch den Gang der Jahre in das entsetzliche Gleis der Gewohnheit übergehn möchte.

Er würde mein Gedächtnis treu bewahren. Es wäre eine Episode in seinem Leben, so schrieb er ganz offen, wenn auch die glücklichste. Er käme nie wieder, ich solle

Digitized by Google

nicht nach ihm forſchen, und er bäte mich um Verzeihung oder nein, nicht um Verzeihung, denn wie ich nie von ihm verlangt, daß der Ring uns verbände, ſo dächte er von mir groß genug, um zu meinen, ich würde fühlen wie er.

Ich verließ die Stadt. Ich wollte, daß mich nichts an ihn erinnerte, daß nichts übrig bliebe, und ich kam hierher zu euch. Und hier empfing ich plötzlich die Nachricht, daß er in Hamburg ſei. Er hat mich rufen laſſen. Ich bin dort geweſen, ich habe ihn nicht mehr am Leben getroffen — er war im Hotel geſtorben. Ich weiß nicht, hatte er jenen Brief jemand nach Amerika mitgegeben, ich weiß nichts, nichts, und mich hinderte die Scham, Erkundigungen einzuziehen. Die brennende, fürchterliche Scham und die Angſt, die tödliche Angſt; — — denn eine Entdeckung ward mir zur Gewißheit, an die ich nicht glauben wollte, gegen die ich mich gewehrt mit Händen und Füßen, und die mir erſt der Arzt beſtätigen mußte. Etwas Furchtbares: Was wir uns in unſrer kurzen Ehe gewünſcht, was mein armer Mann, deſſen Gedächtnis ich beleidigt und mit Füßen getreten, mir ſo oft als größtes Glück genannt, er möchte ſein eigen Fleiſch und Blut in den Armen halten, das ſollte geſchehen.

Und dann habe ich deinen Vater kennen gelernt.

Du weißt, wie ich im Parterre des damaligen Hauſes wohnte, wie die Frau des Präſidenten gut war und mich, da ſie Verwandte meines Mannes gekannt, eingeladen, wie ich den alten Mann kennen lernte bei ihr, den ſie gleichfalls zu ſich gebeten hatte, damit er nicht ſo einſam wäre, da die Tochter ſein Haus verlaſſen, ihrem Manne zu folgen.

Digitized by Google

Und er näherte ſich mir.

Er kam bald auf den Gedanken, er, ich ſchwöre dir, er iſt es geweſen, wir beiden einſamen Menſchen möchten unſer Schickſal zuſammentun. Und ich hörte ihn an, und in meiner Verzweiflung über das, was mir bevorſtand, was mich Spott und Schimpf der Menſchen ausſetzen mußte, kam mir ein Plan, ein teufliſcher Plan, hörſt du, Lona, ein Plan, wie er nicht entſetzlicher in einem Menſchenhirn ausgeheckt werden kann.

Der Plan, zuzugreifen, mich zu halten an dieſen Rettungsanker, der mir meine Ehre wiedergeben konnte, dieſen Mann zu binden und zu feſſeln.

Ich habe mir tauſendmal in ſchlafloſen Nächten geſagt, du mußt Kraft gewinnen und ihm nein ſagen, und als wir verlobt waren, hat es mich immer noch gequält, vor ihn zu treten, irgend etwas zu ſagen, ich könnte nicht. Er hat mir ſo oft verſichert, er dankte mir, daß ich mich herabließe, ihn, den Greis, glücklich zu machen. Er hatte mir meine Freiheit angeboten, und es zuckte in mir, ſie ihm zurückzugeben. In mancher Nacht ſtand ich auf und wollte meine Koffer packen und heimlich entfliehen mit dem erſten Morgenzuge, wie es damals jener Mann mit mir getan, daß ich fort wäre, wenn der Greis erwachte, und ich wollte mich verſtecken und nie etwas von mir hören laſſen, aber ich fand nicht die Kraft, ich dachte an das, was mir bevorſtand, ich konnte nicht, Lona — ich konnte nicht!

In meiner Lage bin ich mit dem Greis vor Gottes Altar getreten, und wir wurden Mann und Frau!!

Digitized by Google

Ich habe meine Sünde getragen in euer reines Haus. Wie ich schon unter seinem Dach weilte, hat es mich noch immer gequält, die Flucht zu ergreifen, aber, Lona, Lona, ich konnte nicht, ich konnte nicht!

Dann ist es geschehen, dann ward Lili geboren, regelrecht, während das Gerücht verbreitet ward, es sei zu früh gewesen. Und der alte Mann hat es geglaubt und hat sein Kind, erstaunt und erschrocken über das Wunder seiner alten Jahre, auf die Arme genommen, hat es gewiegt und geherzt und lieb gehabt, als ob es sein Fleisch und Blut wäre.

Ich habe diesen Betrug ertragen, euch allen gegenüber jahrelang, jahrelang, und bin nicht errötet, habe nur in meinem einsamen Zimmer geweint und mußte die Qual aushalten, euch, den Braven und Ehrlichen, den guten Menschen, gegenüberzustehen als eine Verworfene, als eine Betrügerin.

Aber die Vergeltung blieb nicht aus.

Der Arzt, der mich bei Lilis Geburt behandelte, und der damals dem alten Mann gegenüber geschwiegen, vielleicht um nicht einen peinlichen Punkt zu berühren, in der Meinung, daß der arme, alte Mann durch seine Ehe habe ein Unrecht gut machen wollen, das er an mir verübt, hat mit ihm gesprochen. Ein Zufall, wie er im Leben so kommt; ein fürchterlicher, dummer, alberner Zufall. Ein Wort gab das andre, und zum Staunen des Greises, zur Vernichtung des alten Mannes ist ihm die Wahrheit klar geworden.

Dann hat er mich gerufen, mich, die ahnungslos war,

Digitized by Google

und in einer furchtbaren Nacht, in einem Kampf vom Abend bis zum Morgen habe ich alles geſtanden. Er hat ſich durchgekämpft, zu ſchweigen. Um meinetwillen, um ſeiner ſelbſt willen, deinetwegen, meine arme Lona, und vielleicht auch wegen des unglücklichen Kindes.

Aber von dieſem Augenblick ab ward er alt, ward er kindiſch, ward er krank, ward er böſe und bereitete mir die Hölle auf Erden. Du haſt es ſelbſt erlebt, aber du haſt vieles, vieles doch nicht erlebt. Du weißt nicht, daß er mich geſchlagen hat mit ſeinen letzten, jammervollen Greiſenkräften, daß er mich gequält hat, mich an den Rand der Verzweiflung gebracht, faſt dahin, daß ich Hand an mich ſelbſt legen wollte.

Aber ich blieb am Leben, ich empfand es als Entgelt, als Buße für dieſen Betrug, und ich habe ehrlich gebüßt, Lona, habe alles auf mich genommen. Für drei Monate eines ſinnbetörenden Glückes habe ich Jahre der Schmach, der Schande, des Kampfes, der Erniedrigung eingetauſcht, habe mir dieſe Stunde verdienen müſſen, wo ich mich ſo tief dehmütige vor dir, wo ich weiß, daß es aus iſt zwiſchen uns, daß du die, die deinem Vater dies angetan, nicht mehr wirſt ſehen können, daß unſre Wege ſich von heute an trennen.

Lona, bitte, ſage mir nichts. Ich bin fertig. Sage mir kein Wort, du haſt es mir vorher verſprochen. Morgen kann ich dir vielleicht ruhiger ins Auge ſehen, ruhig, denn ich bin das Zentnergewicht los, und dann werden wir weiter reden. —

Agathe ſchwieg. Sie wartete. Sie fühlte, wie Ilona

Digitized by Google

sich vom Sitz neben ihr erhob, sie hörte sie leise durch das dunkle Zimmer gehn, das nur matt vom Laternenschein draußen von der Straße in ungewisse Dämmerung gehüllt war, dann glitt der Riegel zurück, die Tür schloß sich langsam, sie war allein. Und sie sank nieder auf die Kniee, stützte die Arme auf das Kissen, auf dem sie eben gesessen, und blieb so in der Dunkelheit lange, lange liegen.

* * *

Am nächsten Tage mußte die Aussprache stattfinden. Aber Ilona sagte kein Wort, sie blieb in ihrem Zimmer und erschien den ganzen Morgen nicht. Beim Mittagsessen wurde fast nichts gesprochen. Die Kinder nahmen an, daß es noch die Verstimmung wäre von dem gestrigen Streit. Doch Tage gingen darüber hin, und immer noch erfolgte keine Entscheidung.

Agathe wollte mit Ilona sprechen, aber sie fand nicht den Mut, und wieder verstrich einige Zeit.

Die beiden lebten nebeneinander her; sie sprachen das Alltägliche, sie unterhielten sich in Anwesenheit der Kinder, aber der Verkehr hatte etwas Fremdes. Es war, als müßten beide Frauen jedesmal, wenn sie etwas sagten, erst einen Anlauf nehmen und sich zwingen, den Mund aufzutun; außerhalb der Mahlzeiten jedoch trafen sie sich nicht.

Ihr Leben änderte sich völlig. Jede blieb für sich den Morgen allein, mittags erst kamen sie zusammen, und Spaziergänge wurden nur unternommen, wenn Lili dabei sein konnte oder irgend einer der Jungen. Dann brauchte

Digitized by Google

nicht geredet zu werden, denn jeder Unterhaltung unter vier Augen wich Ilona ängstlich aus.

Wenn sie aus ihrem Zimmer trat und sich am andern Ende des Ganges eine Tür öffnete, so glitt sie schnell wieder in ihre Räume zurück, in der Befürchtung, Agathe allein zu sehen. Während der Stunden, wo die Kinder in der Schule waren, schloß sich Ilona sogar ein. Mußte sie dann aber das Haus verlassen, so lauschte sie erst, ob nicht etwa Agathe in der Nähe wäre; dann huschte sie hinaus, die Treppe hinab, lief auf der Straße ein Stück eilig hin, als würde sie verfolgt, und erst wenn sie die Gewißheit hatte, daß die andre nicht in der Nähe war, mäßigte sie den Schritt. Etwas Bedrückendes, etwas Lähmendes war niedergegangen auf das Haus. Es lastete ein dumpfer Bann auf allen.

Ilona sprach mit Lili seit jenem Tage nicht mehr ein Wort, genau wie einst ihr Vater mit dem Kinde.

Und das junge Mädchen sagte einmal zur Mutter, indem es die einst verschmähte Bezeichnung doch wieder brauchte:

— Ist denn Tante Ilona so nachtragend? Ich weiß ja, ich bin schlecht gewesen damals, aber sie müßte mir doch vergeben können.

Agathe antwortete nicht, das Mädchen fuhr fort:

— Was meinst du, Mama, soll ich um Verzeihung bitten? Ja, ich will sie um Verzeihung bitten. Ich will gleich hinübergehn, sie ist jetzt zu Haus; denn ich bin ja doch daran schuld, daß ihr nicht mehr gut miteinander seid.

Die Mutter blickte in das schöne, regelmäßige Ge-

Digitized by Google

ſicht, das immer und immer wieder die Erinnerung an jene kurzen Frühlingswochen zurückführte, ein Fluch, ein ſchrecklicher Schatten, eine ſtete drohende Mahnung und doch ein ſüßes Glück, eine ſelige Erinnerung und ihr einziges Kind, ihr Fleiſch und Blut.

Und ſie ſagte faſt ängſtlich:

— Laß doch die Tante, es wird ſchon wieder gut werden!

Aber das junge Mädchen meinte lebhaft:

— Nein, nein, ich weiß, du willſt es mir nur erſparen, Mama. Ich bin ungezogen geweſen, alſo kann ich es doch auch wieder gut machen. Ich gehe hin! Ja, ich will hingehn!

Dabei eilte ſie ſchon zur Tür.

Aber die Mutter ſtürzte ihr nach, hielt ſie beim Arm und rief erſchrocken:

— Um Gottes willen, tue es nicht! Tue es nicht! Bitte, nicht!

Lili ſah ſie erſtaunt an:

— Warum nicht?

— Nein, die Tante würde ſich nur wieder ärgern, es wird ſchon vorbeigehn.

Traurig ließ das Mädchen die Arme ſinken, neigte den Kopf und ging in ſein Zimmer mit den Worten:

— Ich wollte es doch bloß gut machen!

Agathe aber ſaß am Fenſter, die Stirn an die Scheiben gepreßt, blickte hinaus in die Anlagen, die ſich vor dem Haus dehnten und Luft, Sonne und Freiheit nicht behinderten. Sie ſah über die Baumkronen hinweg, die nicht

Digitized by Google

ganz bis zum dritten Stock heraufreichten, ſchaute durch das Blättergewirr in die Wipfel hinein und erblickte hindurch in der Verkürzung von oben ſommerlich gekleidete Menſchen gehn, Kinderwagen fahren, all das Nachmittagsleben, wie ſie es täglich vor Augen hatte.

Aber es ſchien ihr anders, und während ſie ſich ſonſt an der Ausſicht von hier erfreut, kam ihr das alles unendlich banal und albern und gleichgültig vor.

Sie dachte nach: War es falſch geweſen, Ilona alles zu erzählen, ſollte ſie bereuen, daß ſie den Mut dazu gefunden? Was würde die andre tun? Konnte ſie es ihr je verzeihen, wie ſie ihren Vater hintergangen, und erinnerte das Kind, Lili, mit dieſer augenfälligen Unähnlichkeit, mit dieſen entſetzlichen und doch ſo ſchönen Zügen ihres wahren Vaters nicht immer wieder daran? Mußte nicht jedesmal ihr Anblick die Wunde von neuem aufreißen?

Agathe überlegte: Sollte ſie mit ihrer Tochter fortziehen, die Wohnungsgemeinſchaft löſen oder das Kind etwa in eine Penſion geben, damit es Ilona nicht vor Augen hätte?

Aber es war doch ihr Kind, ihr einziges Kind. Das konnte ſie nicht! Dann lieber mit ihr in eine große Stadt ziehen, am beſten nach Berlin, wo man ſie nicht kannte. Und wenn ſie auch einſam ſein würde und keinen Verkehr hätte, was tat es? Gab es ihr nur die Ruhe der Seele zurück! Denn dann fühlte ſie nicht täglich die vorwurfsvollen Augen, erlebte nicht, wie die beiden ſich aus dem Wege gingen, mußte nicht mit anſehen, wie ab und zu Ilonas Blick auf dem jungen Mädchen ruhte, das einem Betruge den Namen ihres Vaters dankte.

Digitized by Google

Dann hörte all die Qual auf, dieſes Verſtecken- und Theaterſpiel voreinander, das ihr das Herz zerriß und unwürdig war dazu. Dann vielleicht fand Lili eines Tags einen Mann und verließ das Haus ihrer Mutter und ging hinaus in eine andre Welt. Lili, die jeden Blick auf ſich lenkte . . . Es konnte nicht ſchwer fallen, die Männer warteten nur auf ſie. Und dann würde die Mutter wieder allein ſein, erleichtert aufatmen, und dann vielleicht kehrte ſie zurück hierher, und Ilona zöge abermals mit ihr zuſammen.

Da bemächtigte ſich eine ſüße Sicherheit ihrer Seele, etwas Bitteres und Herbes dabei, etwa ein Gefühl, als müſſe ſie in die Verbannung, als ſollte ſie auf Liebe und Glück verzichten, einen Frieden opfern, der ihr nach den Jahren der Vergeltung und Buße geworden.

War es denn ein Frieden, war es nicht jetzt Kränkung, Kummer und Schmerz jeden Tag vom Aufſtehn bis zum Abend? Ja, es war beſſer, wenn ſie dem entfloh, und ſie ſtand auf, um mit Ilona zu ſprechen.

Aber ſie konnte den Entſchluß nicht faſſen. Sie wollte nachdenken, ſie mußte noch Zeit haben, und da die Sonne ſchon ein Stück herumgewandelt war und nicht mehr in das Fenſter ſchien, öffnete ſie den Flügel und lehnte ſich auf das Fenſterbrett.

Köſtliche Sommerwärme zog herein und mit ihr ein Duft von Grün, von Blättern und Blüten. Sie hörte die Vögel zwitſchern und ſingen in dem Blättermeer unter ihr. Sie ſah, wenn ein leiſer Windhauch gezogen kam, die großen Kaſtanien unter ihr ſich bewegen gleich

Digitized by Google

einem Meer von Tang und Seepflanzen. Es taten ſich Lücken auf, und als wäre wirklich unten der Meeresgrund, ſchimmerte hell im Sonnenlicht der Kies herauf. Die Blätter ſchoben ſich wieder übereinander, alles war wieder grün, und Agathe träumte.

Sie lehnte ſich an die Holzverkleidung des Fenſters, ſie ſchloß halb die Augen. Unter ihr wogte das grüne Meer, verlorene Geräuſche tönten herauf, ein Schurren und Gehn auf dem Sand, einmal ein paar Stimmen, die ſich unterhielten, und das leiſe Weinen eines Kindes. Es ging wieder vorbei, andre Laute traten an ſeine Stelle. Ein Wagen fuhr vorüber in der Ferne, mit dumpfem Laut, daß man zuerſt nur ſcharf den Trab des Pferdes hörte, das Klappen der Eiſen, dann in der Nähe das Rollen, gerade unter ihr, als glitte irgend ein Ungetüm über den Meeresgrund. Dann Verklingen in der Weite und nur noch die ſcharfen kurzen Töne des trabenden Pferdes auf dem Pflaſter.

Agathe ward weicher und weicher ums Herz, denn ſie ſollte Abſchied nehmen von dieſem Frieden. Sie mußte fort, ein neues Daſein zu beginnen! Es kam ihr ſo ſchwer und bitter vor: daß das, was ſie ohne Nachdenken, ohne Beſinnung faſt, der übermächtigen Gewalt in ihrem Herzen folgend, in jenen Frühlingstagen getan, ſich rächen ſollte ein ganzes Leben!

Sie empfand eine entſetzliche Ungerechtigkeit darin, daß ein Menſch, was er einmal verfehlt, nicht wieder gut machen dürfe durch Reue, durch Buße und Leiden, Jahre hindurch; daß es an ihm hängen ſollte ein ganzes Leben lang, ein Leben, das uns doch nur einmal geſchenkt

Digitized by Google

wird, das keine Macht der Erde uns wiedergibt, es zu wiederholen, es neu und anders zu gestalten.

Sie hatte alles getan, sie konnte nun nicht mehr. Sie hatte alles erduldet, Bosheit und Niedertracht, Vorwürfe und körperliche Mißhandlungen, sie hatte das selige hirnverbrannte kurze Glück, das nur wie ein Frühlingstraum sie angeweht, zahlen müssen mit langen Jahren der Schmach, und sie wollte sich nun losreißen von ihrem Schicksal.

Sie fühlte anders, seitdem sie das Bekenntnis abgelegt. Sie empfand etwas von dem, was der Sünder erleichtert fühlt, wenn er im Beichtstuhl sein Vergehen bloßgestellt hat, seine Seele enthüllt vor Gott und seinem Stellvertreter auf Erden.

Und wie der Gedanke ihr kam, fühlte sie sich plötzlich stärker, kräftiger, durchdrang sie immer mehr das Bewußtsein, es müsse für einen ehrlichen, bereuenden Menschen einmal ein Ende seines Jammers geben. Und eine Stärkung kam über sie, es überlief sie ein seltsamer Schauer, das Bewußtsein, als sei ein Abschnitt in ihrem Leben eingetreten, als wäre nun die Qual vorbei. Sie wußte, was sie zu tun hatte. Sie wollte zu Ilona gehn und sie fragen: ‚Vergibst du mir oder nicht, ja oder nein?‘ Dieses Dasein konnte sie nicht mehr ertragen.

Aber sie fürchtete sich vor dem Gang und meinte, Kraft suchen zu müssen. Da faltete sie die Hände, kniete nieder an dem Fensterbrett, wo niemand sie sah, wo nur Gottes Himmel über ihr blaute, wo sie von dem Gehn und Treiben der Menschen die hohen Wipfel der Bäume mit ihrem dichten, wogenden Blätterdach schieden. Sie

Digitized by Google

kniete nieder wie im Gotteshaus, ließ die Stirn auf die Hände niederſinken, ſchloß die Augen, und in der großen Himmelskathedrale, die ſich wie die Decke eines Rieſendomes über ihr wölbte, ſandte ſie ein zitterndes Gebet hinauf zu dem, der ſie hatte ſchuldig werden laſſen, der ihr Jahre der Buße auferlegt und der ſeinem Geſchöpf verzieh.

Und wie ſie ſich demütigte vor Gottes Thron und in eiligem Gedankengang, in irren Worten ihre Schuld darlegte und um Erlöſung bat, war es ihr plötzlich, als ob leiſe ſich ein Arm um ihre Schultern legte.

Es war nur ein unbeſtimmtes Gefühl. Im erſten Augenblick, der Wirklichkeit ganz entrückt, wußte ſie nicht, wie ihr geſchah, bis an ihrem Ohr leiſe eine Stimme klang:

— Soll nicht alles vergeſſen ſein?

Agathe erwachte. Sie wußte nicht, wie lange ſie gebetet. Sie fühlte nur, daß ihre Hände, die immer noch gefaltet lagen, feucht waren von Tränen, und ſie mußte ſich ſammeln, um ſich klar zu werden, wo ſie ſich befand.

Da fragte wieder leiſe die Stimme:

— Wollen wir nicht vergeſſen, Agathe?

Jetzt hatte die Betende es erkannt: Ilona war zu ihr gekommen! Die Beleidigte fragte nach dem Vergeſſen? Und Agathe blieb auf den Knieen, das Geſicht in den Händen verſteckt; ſie wagte es nicht, die andre anzublicken, aber ſie hörte auf die leiſe Stimme, die ihr ins Ohr ſprach:

— War es nicht eine ſchreckliche Zeit? Wollen wir das nicht enden? Warum biſt du nicht zu mir gekommen?

Digitized by Google

Ich bin krank, ich bin müde, ich bin unglücklich gewesen bis zum Sterben, aber nun: wollen wir nicht vergessen? Muß nicht einmal vergeben sein?

Und glaubst du nicht, daß, wenn er noch in der Kraft seiner jungen Jahre, wenn er nicht krank gewesen wäre, wenn der Tod ihm Zeit gelassen hätte, daß er dir würde vergeben haben? Agathe, er hätte dir vergeben! Er mußte dir vergeben!

Können wir denn mehr tun als bereuen? Ich habe manchmal in diesen Nächten jetzt ein Gefühl gehabt: Wie komme ich dazu, zu richten? Hab' ich ein Recht? Soll ich dir sagen dürfen: du hast gefehlt, ich vergebe dir nicht?

Agathe, wir wollen vergessen. Wir wollen tun, als wäre nie ein Mißton zwischen uns erklungen. Wir wollen tun, als wäre das alles vorbei, wie die Jahre vorbeigegangen sind; wie ein Traum aus unsrer Jugendzeit, der nur in langen, langen Zwischenräumen, in Jahren einmal auftaucht, der uns vielleicht einmal ganz aus dem Gedächtnis schwindet.

Agathe, weißt du, woran ich gedacht habe? Das Leben ist so kurz, und wir sind schon auf der Mittagshöhe. Die Kinder werden groß, wir haben nichts mehr zu erwarten, sollten wir da nicht vergessen? Dürfen wir denen, die jetzt ins Leben treten sollen, Härte und Rache mitgeben? Dürfen wir ihnen die Familie nehmen? Dürfen wir es diesem armen Kind? Kann es dafür? Haben wir das Recht, wir armen, elenden Sünder? Habe ich das Recht?

Agathe, ich habe vergessen! Und dies soll das letzte

Digitized by Google

Mal sein, daß wir darüber sprachen. Einmal mußten wir reden. Nun, es ist jetzt, und nie wieder soll es über unsre Lippen kommen, nie soll ein Fremder ahnen, was da geschehen zu dieses armen Kindes künftigem Lebensglück, zu des alten Mannes unangetastetem Gedächtnis und zu unserm Frieden. Agathe, wir wissen es, vier Augen, aber keins mehr, und so soll es bleiben.

Oder nein, Agathe, hörst du, auch wir wissen es nicht, auch in unserm Gedächtnis soll es verlöschen. Wer nicht vergessen kann, der darf auch nicht vergeben. Ich weiß nichts mehr davon, aus meinem Herzen ist es verschwunden, als hättest du mir nie etwas in die Seele geflüstert. In der Dunkelheit damals ist es zurückgeblieben, und es ist ja hell jetzt, es ist Tag, lichter, blauer Sonnentag.

Komm, Agathe, sieh doch, wie schön es heute ist, es steht keine Wolke am Himmel . . .

Ilona richtete die andre auf, zog sie empor. Eng umschlungen standen sie. Die beiden Frauen küßten sich, und dann ließen sie lange ihr Empfinden ausklingen. Keine sprach ein Wort, und sie blickten hinaus über die grünen Wipfelkronen, die unter ihnen wogten wie ein weites, im Sonnenlicht ruhendes Meer.

Digitized by Google

Das Kind

Digitized by Google

Die Tür der Wohnung wurde aufgeriegelt, und das Mädchen half der neuen Amme, die in Haus und Stadt noch nicht Beſcheid wußte, den Kinderwagen die Treppe hinuntertragen. Er war ſchön, ganz neu, er glänzte in ſeinem friſchen Lack; das gelbe Verdeck war aufgeklappt, damit nur ja in die Kiſſen kein Staub fallen ſollte. Sie waren fein und hübſch, mit einem Spitzenrand und hellblauer ſeidener Steppdecke, das Kopfkiſſen mit einem blauen Seidenbändchen durchzogen.

Die Mutter hielt ihren kleinen, blondlockigen Jungen, der noch im Steckkiſſen lag, auf dem Arm, ſah in das ausdrucksloſe, winzige Geſichtchen mit den blauen Augen und machte vergebliche Verſuche, das Kind zum Lächeln zu bringen.

Da tönten Schritte auf der Treppe, die neue Amme kam wieder zurück in ihrer bunten Spreewälder Tracht mit dem wie eine Glocke rundum abſtehenden roten Rock, um den ſich unten ein grüner Streifen zog, mit der Pracht der friſch geplätteten weißen Schürze, den ſteifen, umgeſchlagenen Ärmeln, der rieſigen weißen Haube, die das Haar vollkommen verdeckte.

Sie grinſte Frau Ludwig freundlich an mit ihrem gut-

Digitized by Google

mütigen, törichten Bauerngeſicht, nahm dann den Kleinen der Mutter fort, legte ihn auf den bloßen Arm und während jene, in der Tür ſtehend, ihrem Liebling ein Lebewohl zuwinkte, ging ſie die Treppe hinab, keinen Blick auf das Kind werfend, ſondern die Stufen im Auge, denn Frau Ludwig hatte ſchon zweimal ängſtlich gerufen:

— Vorſichtig, nicht fallen! Nicht fallen! Und um vier, hören Sie, pünktlich um vier ſind Sie wieder zurück!

Dann wurde unten das Kind in den Wagen gelegt. Marie zupfte die Kiſſen zurecht, deckte die kleine, blauſeidene Decke darüber, und dann ging es langſam die Straße hinab.

Es war ein heller, ſonnenſtrahlender Sommertag, kein Lüftchen regte ſich, und das Verdeck war nur halb in die Höhe geſchlagen, damit die Sonne den Kleinen nicht ſtöre. Marie blickte noch einmal zum zweiten Stock hinauf, wo auf dem Balkon die Mutter ſtand und mit dem Taſchentuch winkte. Die Spreewälderin lächelte, nickte hinauf und ſagte zu dem Kind, das längſt die Augen geſchloſſen hatte:

— Nu mach mal adje, adje zu Mama. Adje, Mama!

Dann rollte ſie den Wagen vor ſich her, leiſe vornübergebeugt, die ſonnenverbrannten Arme auf den weißen Griff geſtützt. Und wie ſie ſchritt, ſchwuppten jedesmal die Glockenröcke auf und nieder, und man ſah über den kleinen Schuhen in den ſchwarzen Strümpfen die dicken, prallen Bauernwaden.

Die Straße ging allmählich in Anlagen über. Marie fuhr weiter und weiter, denn ſie hatte ſich zu Haus im

Digitized by Google

Spreewald schon erkundigt, wo die andern Spreewälderinnen zu sitzen pflegten.

Ab und zu kam ein Herr vorbei, blickte dem Mädchen ins Gesicht, das ganz nett aussah in seiner frisch gewaschenen, bunten Tracht, und Marie kicherte dann jedesmal vor sich hin. Sie sah nicht auf den Kleinen im Kinderwagen, der sie noch nicht interessierte, denn es war ja der erste Tag, daß sie ihn in Pflege hatte; sie dachte an ihren Schatz daheim, für den sie während der Ammenzeit viel Geld verdienen wollte, und der sie ja doch einmal heimführte.

Dann dachte sie wieder an das kleine Wurm, das sie zu Haus der Mutter in Pflege gegeben, und bei dem Gedanken wurde sie traurig, es nicht mehr zu sehen, und mußte sich mit dem Rücken der Hand die Wange wischen.

Aber bald entdeckte sie von weitem andere Spreewälderinnen, da klärten sich ihre Züge auf, sie begann zu lächeln und fuhr schneller, daß es dem Wagen einen Ruck nach dem andern gab. Schon von weitem rief sie in ihrer wendischen Sprache die Kolleginnen an. Dort drehten sich einige herum, man gewahrte die neue, man wartete auf sie.

Die Ammen und Kindermädchen hatten sich in den Anlagen einen reizenden Platz ausgesucht: ein Rundell, um das Bänke gestellt waren, bequem zu erreichen und doch abseits vom Verkehr, so daß der Spreewald hier fast unter sich war.

Dorthin fuhr Marie, und als sie um die Ecke der dichten Büsche gebogen, sah sie auf den Bänken die

Digitized by Google

Mädchen ſitzen, alle in ihren blendend weißen Hauben, in den bunten Röcken: grün, blau, rot, gelb; dralle, ſtramme Dinger, die ſtolz waren auf ihre Tracht und ſtolz auf ihre Pflegebefohlenen. Sie hatten die Kinderwagen vor ſich ſtehen, den einen Fuß ſtemmten ſie auf die Achſe und rollten die Wägelchen hin und her.

In der Mitte des Platzes war ein Sandhaufen; dort ſpielten die etwas älteren Kinder. Die Mädchen ſtanden bei ihnen, ſtrickten, ſchwatzten, vertrauten ſich Geheimniſſe an. Eine ſaß mitten auf dem Sand und half einem niedlichen, kleinen Jungen im Matroſenanzug mit dem Löffel ein Loch graben.

Alle blickten auf, als Marie kam. Aber ſie, die zum erſtenmal in Dienſt gegangen war, fand keine Bekannte, aus ihrem Dorf war zufällig niemand hier. Doch die Landsmannſchaft einte ſie, und ſie freundete ſich bald mit den andern an, vor allem mit einer, die genau ſo groß war wie ſie und nur einen grünen Rock trug mit einem roten Streifen.

Sie ſtand an ihrem Kinderwagen, der, ganz neu, in ſeinem friſchen Lack glänzte und deſſen gelbes Verdeck aufgeklappt war. Das Kopfkiſſen darin war mit einem blauen Seidenbändchen durchzogen, und der noch ziemlich ausdrucksloſe Kopf eines kleinen Kindes lag darauf mit blonden Löckchen.

Anna, wie die andere hieß, erzählte Marie, daß ſie ſich noch gar nicht zurechtfinden könnte in der großen Stadt, und es ſtellte ſich heraus, daß ſie gleichfalls, wie Marie, dieſen Erſten angetreten war.

Digitized by Google

Das einte die beiden noch mehr, und sie begannen zu wispern und sich die Erfahrungen, die sie in den vierundzwanzig Stunden des neuen Dienstes gemacht, mitzuteilen. Es war auf den Bänken kein Platz; aber eben gingen ein paar Mädchen fort, und die Gelegenheit benutzten Marie und Anna und setzten sich, um zu schwatzen.

Während der Zeit schliefen die beiden, blonden Kinderchen in ihren Wagen mit zugezogenen Vorhängen, denn die Sonne blendete. In ihren Strahlen spielte ein Schwarm Fliegen, und eine dicke Hummel summte um die beiden nebeneinanderstehenden Kinderwagen, die in ihrer neuen Pracht, in ihren gleichen Farben sich ähnelten, wie ein Ei dem andern.

Aber das brummende Tier konnte den Kindern nicht gefährlich werden, denn es fand nicht den Eingang, setzte sich wohl mal auf dieses, dann auf jenes gelbe Verdeck, war aber bald wieder verschwunden. Nun standen die Kinderwagen regungslos da, nichts rührte sich darin, beinah, als wären sie leer.

Marie und Anna schwatzten. Sie nahmen den ganzen Platz auf der Bank ein, die eigentlich für vier Menschen berechnet war; jede saß an einer Ecke, von der steifen Pracht der Röcke umrauscht; sie hatten beide die Füße übereinandergelegt in den kleinen, schwarzen Schuhen und gestikulierten jetzt, indem sie mit den braunverbrannten Armen und Händen in der Luft herumfuhren.

Marie und Anna waren bald so dicke Freundinnen, als kennten sie sich schon von Kindheit an, sie nannten sich Anna und nannten sich Marie und hatten sich so viel zu

Digitized by Google

erzählen, daß die Zeit verſtrich, und als ſie aufblickten, die übrigen Mädchen ſchon alle aufgebrochen waren, nach Haus zu fahren, um die Kinder umzulegen oder ihnen zu trinken zu geben. Als letzte verließen Marie und Anna den Sitzplatz. Beide hatten keine Uhr, und ſo fragte Anna, die etwas kecker war, einen vorübergehenden Herrn nach der Zeit. Marie blieb ein paar Schritte entfernt davon ſtehen, aber als ſie hörten, es ſei bereits dreiviertel fünf, liefen ſie beide eiligſt zu den Kinderwagen, die immer noch regungslos mit dem geſchloſſenen Verdeck in der Sonne ſtanden.

Marie faßte nach dem Griff deſſen, der ihr am nächſten war, fuhr mit ihm hinaus, rief Anna noch ein Lebewohl zu, und dann eilte ſie, hochrot vor Schreck, weil ſie die Stunde verpaßt, ſchnell davon und kümmerte ſich nicht mehr um ihre neue Freundin.

Sie hatte nicht gefragt, wie ſie hieß, auf welcher Straße ihre Herrſchaft wohnte, und auch deren Namen war nicht genannt worden, den die gute Anna ebenſowenig behalten hätte wie Marie den ihrer Herrſchaft.

Während die Spreewälderin den kleinen Wagen vor ſich herſchob, dachte ſie nur immer an die verpaßte Zeit, und jedesmal ſtieg ihr das Blut in die Wangen, wenn ſie ſich der Mahnung erinnerte, die ihr Frau Ludwig mitgegeben, ſie ſolle ja zur rechten Zeit zurück ſein, denn die Abende wären für den Kleinen zu friſch. Das war nun freilich nicht zu beſorgen, aber immerhin, die Sonne ſchien nicht mehr ſo ſchön, denn der Himmel begann ſich langſam zu umwölken, als ſtände ein Gewitter bevor.

Digitized by Google

Ein paarmal war Marie schon zweifelhaft, ob sie sich auf dem rechten Weg befände, sie hatte auch die Straße ihrer Herrschaft vergessen. Es ward ihr Angst, sie erkannte die Häuser nicht wieder, und sie war schon im Begriff, an der Ludwigschen Wohnung vorbeizufahren, als von oben plötzlich eine Stimme tönte:

— Aber Marie, um Gottes willen, wo bleiben Sie denn?

Marie grinste über das ganze Gesicht, blickte hinauf und rief nur in ihrer Freude, endlich das Haus gefunden zu haben:

— Ich komme ja schon! Ich komme ja schon!

Unten erwartete sie bereits das andere Mädchen, und diesmal ließen sie das Kind ruhig liegen, als sie zusammen den Wagen hinauftrugen. Nachdem die Entreetür sich geschlossen hatte, sagte Frau Ludwig etwas böse:

— Aber hören Sie mal, Marie, Sie müssen die Zeit innehalten, das will ich Ihnen nur gleich gesagt haben.

Die Spreewälderin machte ein muffiges Gesicht und nahm mit etwas brüsker Eile den kleinen Fritz aus dem Wagen, der leise zu weinen begann. Sie trug ihn in das Kinderzimmer, die junge Mutter folgte. Marie legte ihn auf den Wickeltisch, Frau Ludwig trat heran, um ihren Liebling selbst zu versorgen, und rief nur:

— Schnell laues Wasser! Den Schwamm! Sind die Windeln da?

Aber in dem gleichen Augenblick hörte man einen unterdrückten Schrei, und Frau Ludwig rief:

— Ja, was ist denn das?

Digitized by Google

Marie drehte ſich herum, ſie gewahrte die junge Mutter, ihr Kind anſtarrend, als wäre etwas Fürchterliches geſchehen. Marie ſchrie:

— Es fehlt ihm nichts!

Doch mit eiligen, zitternden Fingern öffnete Frau Ludwig das verſchnürte Paket, in dem das roſige, kleine Menſchenfleiſch lag, ſtarr die Augen auf das im Weinen verzerrte Geſicht mit den blonden Löckchen gerichtet. Sie betaſtete das Kind, während ſie ſtammelte:

— Um Gottes willen, was iſt denn da geſchehen? Das iſt ja nicht mein Fritz! Mein ſüßer, kleiner Junge!

Als ſie mit eiliger Haſt den winzigen Leib aus den Windeln befreit hatte, rief ſie, während das Kindchen ſich aus dem durchnäßten Zeug losſtrampelte:

— Das iſt ja — ein Mädchen!

Marie blieb der Mund vor Schreck offen, ſie ſagte nur:

— Nee, das kann ja nich ſein!

Doch die empörte Mutter fuhr fort zu rufen:

— Marie, um Gottes willen, was haben Sie denn gemacht, ſo ſehen Sie doch her, das iſt doch nicht mein Junge! Mein hübſcher, kleiner Junge! Das Geſicht kenne ich ja gar nicht! Das iſt ja ein ganz häßliches Kind!

Plötzlich ſtürzten ihr die Tränen aus den Augen.

Da durchfuhr die Spreewälderin ein furchtbarer Schreck. Um Gottes willen, was war denn geſchehen? Sie hatte doch den kleinen Fritz gar nicht aus den Kiſſen genommen! Aber wahrhaftig, wahrhaftig, das war ein kleines Mädchen!

Frau Ludwig ließ das Kind los und wich ent-

Digitized by Google

ſetzt mit ausgeſpreizten Händen von ihm zurück, daß das ſtrampelnde, weinende Wurm in die Gefahr kam, vom Tiſch zu fallen. Mit aus dem Kopf tretenden Augen und wie ein paar Krallen ſich krümmenden Fingern barmte die unglückliche Mutter:

— Mein Fritz, mein ſüßer, kleiner Fritz! Was haben Sie denn angefangen? Wo iſt mein Fritz?

Es klang beinah wie Ekel, als ſie fortfuhr:

— Das iſt ja ein Mädchen, ein fremdes Mädchen!

Marie hielt das Kind mit einer Hand; ſie hatte immer noch den Mund offen, ſie war ganz blaß vor Schreck. Sie dachte nach, wie das möglich wäre, es ſah doch ganz genau wie das andere aus, aber es war ein Mädchen, darüber gab es keinen Zweifel. Sie konnte es ſich nicht erklären. Aber Frau Ludwig ließ ihr keine Ruhe, ſie herrſchte die Amme an:

— Sie unglückliches Frauenzimmer, Sie! Nun erklären Sie mal, und rühren Sie ſich doch, wo iſt denn mein Kind? Ich will meinen Jungen haben, meinen ſüßen, kleinen Jungen!

Dabei ſtürzte ſie hinaus, klingelte an der Tür und rannte in das Zimmer ihres Mannes. Einen Augenblick ſpäter war die Köchin und das Stubenmädchen erſchienen, Herr Ludwig kam, und alle umſtanden das fremde Kind, das ihnen untergeſchoben worden, wie ein Kuckucksei.

Die beiden Dienſtboten waren ſtarr vor Schreck. Die Köchin rief, als ſie die blonden Löckchen auf dem Tiſch ſah und das noch wenig menſchenähnliche Geſicht, das am Ende nicht anders ausſchaute als das von allen kleinen blonden Kindern:

Digitized by Google

— Nu, das is aber doch das Fritzel!

Aber Frau Ludwig wäre ihr beinah an die Kehle gesprungen, und es überfiel sie wie ein Weinkrampf:

— Sagen Sie doch nicht solchen Unsinn, das ist ja ein Mädchen!

Die Köchin stemmte die Hände in die Seite und brummte kleinlaut:

— Ja, nu dann!

Frau Ludwig war in einen Stuhl gesunken und blieb dort, das Taschentuch vor den Augen, fassungslos sitzen. Da trat der Hausherr hinzu. Er war trotz Erregung und Ärger, den man seinem Gesicht ansah, der einzige, der die Fassung behalten hatte. Nun forschte er die Amme aus:

— Wo sind Sie gewesen?

— Am Rundell!

— Nur dort?

— Ich schwöre, gnädiger Herr, nur dort.

— Wer hat mit dem Kind zu tun gehabt?

Da schrie Marie außer sich:

— Keiner hat angerührt!

— Wen haben Sie dort getroffen?

— Nur Mädchen aus Spreewald.

— Kennen Sie das Mädchen?

— Nein, eben kennen gelernt.

— Also Sie haben welche kennen gelernt?

— Ja.

— Wen?

— Anna!

Digitized by Google

— Wer iſt Anna?

— Weiß nicht, Anna. Sehr gutes Mädchen!

— Wo iſt die Anna im Dienſt?

— Weiß nicht!

— Wie heißt denn die Anna?

— Anna.

— Familienname?

— Weiß nicht!

— Hatte die Anna mehrere Kinder auf dem Spielplatz?

— Nein, ein Kind; ſüßes, kleines Mädchen.

Da ſprang Frau Ludwig auf, als hätte ſie eine Erleuchtung:

— Ein Mädchen? Blond?

— Süßes, blondes Mädchen! So hübſch wie mein Liebling, kleiner Fritz. Und grad ſo ſcheenen Wagen.

Herr Ludwig fragte:

— Wie ſah der Wagen aus?

Marie gab wie ſelbſtverſtändlich zurück, aber ſie konnte kaum ſprechen, ſo erſtickten Tränen ihre Stimme:

— Scheen wie unſer Wagen.

— Genau ſo?

— Genau ſo. Gelb, ſchwarze Räder, gelbes Verdeck, Kiſſen hiebſch mit blaue Band.

Da ſchlug ſich Herr Ludwig vor den Kopf und rief:

— Na, nun wiſſen wir's! Um Gottes willen, das Unglücksweib hat die Kinder verwechſelt!

Dabei rannte der große Mann, der nun ſeinerſeits, wo alles aufgeklärt ſchien, unvernünftig ward, wie irrſinnig

im Zimmer umher, blieb dann vor dem Mädchen stehen und brüllte es an:

— Sie, gottverlassenes Frauenzimmer Sie, wie kommen Sie dazu! Das einzige, woran Sie zu denken haben! Passen Sie doch gefälligst auf! Herrgott, Herrgott noch mal!

Dann sagte er zu seiner Frau:

— Also, Grete, nun hab keine Angst, die Sache wird sich schon machen. Ich werde diese Anna suchen. Ich werde ihr sofort nachlaufen, ich werde sie finden, und die Sache wird sich aufklären! Außerdem gehe ich zur Polizei, das ist ja selbstverständlich.

Aber Frau Ludwig, die eine instinktive Scheu vor der Polizei hatte, rief angstvoll:

— O nein, nur nicht zur Polizei!

Doch er ließ sich nicht stören, rannte hinaus, man hörte ihn die Treppe hinunterrasen, und Frau Ludwig sah ihn vom Balkon aus, wie er mit fliegenden Rockschößen nach den Anlagen stürzte.

Stunde auf Stunde verrann, Herr Ludwig kam nicht wieder. Seine Frau lief ab und zu auf den Balkon, um nach ihm auszuspähen, aber jedesmal kehrte sie trostlos zurück. Sie wurde nervöser und nervöser, sie jammerte nach ihrem kleinen Fritz, sie klingelte alle Augenblicke nach der Köchin oder dem Stubenmädchen, um ihnen eine Vermutung auszusprechen, etwas mitzuteilen, was man vielleicht noch machen könnte, um den armen, kleinen Fritz wiederzufinden.

Sie dachte an eine Annonce in der Zeitung, sie wollte

Digitized by Google

auf die Straße laufen und jede Spreewälderin anreden, ſie hoffte vielleicht gar die Anna zu finden. Sie bildete ſich ein, ſie könne die Eltern des kleinen Mädchens, das ihr auf ſo ſonderbare Weiſe unterſchoben worden, an den verzweifelten Mienen erkennen, und ſie wäre bereit geweſen, jeden, der ein bedenkliches Geſicht machte, anzuſprechen und zu fragen: ‚Haben etwa Sie meinen kleinen Fritz?‘

Ein paarmal wollte die unglückliche Marie, die irgend einen unmöglichen Plan hatte, um das Kind zu finden, etwas ſagen, aber jedesmal herrſchte Frau Ludwig ſie an:

— Unglückliche, ſchweigen Sie!

Schließlich ſetzte ſich Marie mit dem fremden, armen kleinen Mädchen, das vor Hunger fürchterlich ſchrie, in eine Ecke und weinte, daß ihr die Tränen herunterliefen. Da nun das Gebrüll aber unerträglich ward, ſo gab ſie ſchließlich voll Mitleid, indem ſie an ihr kleines Mädchen zu Haus im Sprecwald dachte, dem Findling, dem Kuckuckskind, zu trinken.

Gegen Abend kehrte Herr Ludwig zurück. Als ihm ſeine Frau entgegenſtürzte, zuckte er bloß die Achſeln. Er war überall geweſen, hatte aber keine Spreewälderin getroffen, keine ſuchende, verzweifelte Mutter, keinen forſchenden, betrübten Vater. Schließlich war er trotz des Verbots ſeiner Frau auf die Polizei gelaufen. Aber auch dort wußten ſie von nichts, es war noch keine Meldung gekommen, doch man hatte verſprochen, dem ſchwierigen Fall ſeine ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Als Herr Ludwig einſah, daß ſeine Frau nicht mehr

Digitized by Google

zu trösten war, schlug er ihr vor, noch einmal hinauszugehen, immer in dem unbestimmten Gedanken, sie könnten irgendwo an verstörten Mienen den andern Verlustträger entdecken.

Das Ehepaar durchirrte nun die Anlagen in der Gegend des Rundells, von dem Marie gesprochen. Aber keine Spreewälderin war zu sehen. Es war zum erstenmal, daß Frau Ludwig zu dieser Abendstunde hierherkam, und sie fand statt verzweifelter Mütter nur glücklich verliebte junge Leute Arm in Arm, die im Dunkel der Nacht einander ihr Herz ausschütteten.

Das Paar beschloß, belebtere Straßen aufzusuchen. Sie eilten durch die Villenviertel der Stadt, in der fixen Idee, daß jene Anna mit ihrem lieben, kleinen Fritzchen durchaus dort sein müßte. Frau Ludwig fragte ein paarmal Leute, die an den Türen standen, ob etwa hier eine Spreewälderin im Haus wäre, die Anna hieße, aber jedesmal ward nur erstaunt der Kopf geschüttelt. Und die Menschen, die vorübergingen, denen sie alle forschend ins Gesicht sahen, schauten gleichgültig, einzelne sogar ganz vergnügt drein, nirgends war der verzweifelte Ausdruck zu finden, den das unglückliche Elternpaar mit Jubel begrüßt hätte.

Inzwischen wurde die Nacht immer finsterer, die Wolken, die sich schon nachmittags zusammengezogen hatten, begannen sich zu entladen und ließen auf die Erde einen durchdringenden, feinen Regen fallen.

Endlich kehrten Herr und Frau Ludwig, vollkommen durchnäßt, fröstelnd heim, und nachdem sie sich umgezogen,

Digitized by Google

ſaßen ſie im Wohnzimmer gänzlich gebrochen einander gegenüber. Sie wagten das Kinderzimmer nicht mehr zu betreten, wo dieſes entſetzliche fremde Weſen, dieſes fürchterliche kleine Mädchen lag, das die Stelle ihres geliebten Fritzchens ſich anmaßte. Frau Ludwig ſagte:

— Ich kann die Marie gar nicht ſehen, ich könnte ſie ſofort erwürgen!

Die Amme aber ſaß drinnen mit dem fremden, kleinen Weſen auf den Knieen, ihr genau ſo fremd wie der kleine Fritz. Sie hielt es jetzt beinah eben ſo lange im Arm, wie den kleinen Jungen, zu deſſen Pflege ſie hierhergerufen war, und es ſchien ihr beinah ebenſo lieb wie der kleine Fritz zu ſein.

Ja, als ſie die ganze Nacht hindurch — denn ſie wagte nicht zu Bett zu gehen — im Zimmer auf und ab ſchritt und ab und zu dem Kind zu trinken gab, begann ſie in der Angſt über das, was ſie angerichtet, in der Furcht vor dem, was ihr am nächſten Tag alles noch bevorſtand, ſolches Heimweh zu fühlen, daß ſie unausgeſetzt unter rinnenden Tränen an ihre eigene Kleine zu Haus dachte. Und wie ſie das ab und zu wimmernde Wurm auf den Arm nahm und herumtrug, oder während ſie den Kinderwagen — denn in das Bett des kleinen Fritz durfte der Findling nicht gelegt werden, das hatte Frau Ludwig ſtreng verboten — rollend hin und her ſchob und dabei wendiſche Lieder ſummte, empfand ſie Mitleid mit dem armen, kleinen Mädchen, von dem die hartherzigen Leute hier alle nichts wiſſen wollten.

Am nächſten Morgen blickte Marie verſchlafen zum

Digitized by Google

Fenſter hinaus. Es regnete noch immer, wie es die ganze Nacht hindurch in Strömen geregnet. Sie wollte die Herrſchaft fragen, ob ſie hinausgehen ſollte, die Anna zu ſuchen, aber Herr Ludwig war wieder auf die Polizei gelaufen, und Frau Ludwig in die Anlagen gegangen, um Spreewälderinnen anzureden. Doch den ganzen Tag regnete es fort, ſtürmte und wetterte, kein Kindermädchen hätte ſich mit ihrem Pflegebefohlenen in das Unwetter hinausgewagt.

Herr Ludwig kam nach Haus, auf der Polizei wußte man von nichts. Frau Ludwig kehrte heim mit abgehärmten Wangen, naß bis auf die Knochen — ſie hatte keine weinende Mutter, keinen verzweifelten Vater, keine Spreewälderin geſehen. Die unglücklichen Eltern ließen Köpfe und Arme hängen, und Frau Ludwig flüſterte nur immer verſtört vor ſich hin:

— Mein armer, armer kleiner Fritz, wo weileſt du?

Er fragte:

— Ja, was ſoll denn nun geſchehen?

Sie antwortete tonlos:

— Er kommt nie, nie wieder!

Herr Ludwig aber ſprang auf, ballte die Fäuſte und rief:

— Schicken wir doch die dumme Lieſe ſuchen, mag ſie im Regen herumlaufen, und ſie ſoll mir nicht eher wieder über die Schwelle kommen, bis ſie unſer Kind zurückbringt.

Jähzornig, wie er war, rannte er hinüber, verkündete Marie ſeinen Entſchluß, wartete, bis ſie ihre Sammetjacke angezogen hatte; man gab ihr einen Regenſchirm mit, und dann ward ſie hinausgehetzt wie ein Hund.

Digitized by Google

Sie heulte und sie stolperte die Stufen hinunter, während ihre tränenüberrieselten Augen nichts sahen, so daß sie beinahe hingeschlagen wäre. Dann folgte sie dem gleichen Wege, den sie gestern mit dem Kinderwagen gemacht, soweit sie im Regensturm ihn wiedererkennen konnte.

Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Der Wind blies ihr einen Sprühregen ins Gesicht, die Erde war durchweicht, Marie sank tief ein mit ihren Schuhen. So rannte sie mit gesenktem Kopf, den Schirm nach vorn gegen den Wind gespannt, dahin, während durch die Feuchtigkeit die großen, weißen Ohren ihrer Mütze anfingen, herabzuschlappen, wie die eines Esels.

Das Wasser lief Marie in die Schuhe, ihr schöner Rock sog sich voll wie ein Schwamm, durch den Schirm tropfte der Regen hindurch, er machte Flecken auf ihrer schönen Sammetjacke, so heulte sie unausgesetzt, denn den Schaden konnte man ja nie wieder gut machen.

Sie sah nicht vor sich, sie kämpfte nur immer gegen Wind und Regen an. Zu ihrer Verzweiflung konnte sie nicht einmal das Rundell, wie es die andern genannt, wiederfinden, sei es, daß sie den Eingang verpaßt, sei es, daß sie den Platz nicht so im Gedächtnis hatte. Mehrfach kam sie an runden Sitzplätzen vorbei, um die Bänke herumstanden, aber die ihr doch nicht die rechten zu sein schienen.

Da mit einem Male gab es einen Krach, Marie prallte zurück, sie war mit jemand zusammengestoßen, und sie rief laut in ihrem Schreck:

— O weh!

Digitized by Google

Dann blickte sie auf und trat vom Bürgersteig hinunter in den tiefsten Kot, um vorbeizukommen. Sie sah eine große, weiße Schürze, darüber einen gewaltigen Regenschirm, und wie der Blitz kam ihr der Gedanke: Anna! Sie rief es laut:

— Anna!

Ein: ‚Marie!‘ klang zurück, dann standen die beiden einander gegenüber, blickten sich zuerst erschrocken, verstört, verdutzt an, dann schrien sie, jubelten und bestürmten sich in ihrer wendischen Sprache mit einer Flut von Worten der Freude und des Glücks. Sie lagen sich fast in den Armen. Sie hatten sich sofort verständigt, auch Anna war ausgeschickt, zu suchen. Man hatte sie ebenfalls vor die Tür gesetzt, und ihr verboten, das Haus zu betreten ohne das kleine Mädchen.

Nun standen die beiden einander gegenüber, die Schirme im Rücken, fast Leib an Leib, während wie in einen Felsspalt in die Lücke zwischen den Schirmen der Regen hineinprasselte und ihnen über Gesicht, Jacken und Schürzen lief. Aber sie achteten nicht darauf, sie waren nur glückselig, einander wiedergefunden zu haben.

Anna erzählte eifrig alles, was geschehen, wie sie die Verwechslung entdeckt, wie sie gestern schon herumgelaufen und gesucht, wie ihre Herrschaft unglücklich wäre, wie die Frau verboten, zur Polizei zu schicken, weil sie nichts mit der Obrigkeit zu tun haben wollte, und weil es doch nichts hülfe. Wie man empört gewesen über den Jungen, den man häßlich, sehr häßlich gefunden, dem man die niedrigste Abkunft zugesprochen, den kein Mensch mehr eines Blickes

Digitized by Google

würdigte, und der die ganze Nacht gebrüllt hätte, daß sie kein Auge zugetan.

Halb unter Lachen, halb unter Tränen erzählte ihr Marie das gleiche. Dann berieten die Freundinnen, was zu tun sei. Schließlich kamen sie überein, sie wollten jede sofort nach Haus gehen, den Wagen mit dem falschen Kind holen, ihn hierher fahren und an dieser Stelle Kinder und Wagen austauschen. Sie sahen sich noch einmal genau um, sich die Stelle zu merken, dann schüttelten sie sich die Hand, und spornstreichs liefen sie in entgegengesetzter Richtung davon, daß der Dreck nur so spritzte.

Ein paar Minuten darauf kam Marie keuchend oben im zweiten Stock an, klingelte, warf ihren nassen Regenschirm von sich, stürzte ins Kinderzimmer und drehte mit einem Ruck den Wagen um, daß er zur Tür fuhr. Dann rief sie das Mädchen und trug mit ihr den Wagen die Stufen hinab. Sie ließ die Tür oben offen, vergaß ihren Schirm, und im Treppenhaus brüllte das kleine Mädchen herzerweichend aus seinen Kissen.

Frau Ludwig kam gestürzt, sie rief erschrocken:

— Was ist denn los?

Aber in der Eile antwortete Marie nicht einmal. Von oben klang die Stimme:

— Ist er gefunden?

Man hörte nur ab und zu das Aufstoßen der Räder, das Keuchen der beiden Tragenden, und einen Augenblick darauf sah Frau Ludwig vom Balkon aus, wie in einem wolkenbruchartigen Regen im Fluge auf den durchweichten

Digitized by Google

Wegen die Amme davonfuhr, daß die roten, schmutzbespritzten Röcke hin- und herwippten.

Marie schob den Wagen unter dem fortwährenden Gebrüll des Kindes, das unsanft gerüttelt ward, laufend vor sich her. Es kam jemand im Regen ihr entgegen, sie mußte ausweichen, und beinah wäre das kleine Gefährt, als die Räder schon über der Bordkante hingen, umgestürzt — aber nur immer weiter, weiter!

Sie fand den Fleck, wo sie sich mit Anna treffen wollte, aber die war noch nicht da. Atemlos, erschrocken blieb die Amme halten und spähte durch den wie ein schräges Gitter niederprasselnden Regen. Auf der blauen Decke des kleinen Wägelchens hatten sich schon große Lachen gebildet, Marie kümmerte sich nicht darum. Sie stieß einen lauten Freudenschrei aus, als sie von weitem eine große weiße Haube sah und die hin und her wogenden Röcke einer Spreewälderin, die einen Kinderwagen schob. Einen Augenblick darauf tauschten die beiden die Gefährte aus, schüttelten sich die Hand, wollten sich irgend etwas aus Rührung und Dank sagen, und schließlich küßten sie sich knallend auf den Mund.

Dann machten sie Kehrt, und in fürchterlicher Hast, daß wieder die Röcke flogen und der Schmutz spritzte, daß die Räder sich wirbelnd drehten, stoben sie nach entgegengesetzten Richtungen davon.

Frau Ludwig wartete auf dem Balkon. Sie sah den Wagen wiederkommen, sie lief die Treppe hinab, ihm entgegen. Im Hausflur wurde das Verdeck zurückgeschlagen, und man erblickte darin ein kleines, kaum menschenähnliches

Digitized by Google

Weſen, das mit ſeinen blonden Löckchen und ſeinem vor brüllender Wut violetten Geſicht nicht von dem andern zu unterſcheiden war.

Aber die Mutter hatte es erkannt, ſie nahm ihren kleinen Fritz in den Arm, bedeckte ſein Geſicht mit Küſſen, und der hungrige, kleine Junge ſtrampelte in immer ſteigender Wut, während ſie mit ihm hinauflief, ſo eilig, daß Marie, noch atemlos vom Fahren, kaum folgen konnte.

Frau Ludwig zeigte ihrem Mann den kleinen Fritz, und auch der drückte auf die blonden Löckchen einen Kuß. Er rieb ſich die Hände, rannte auf und ab und rief nur immer:

— Na, Gott ſei Dank! Gott ſei Dank!

Dann kam die Köchin. Auch ihr wurde der Kleine gezeigt. Sie ſperrte Maul und Augen auf und rief ganz erſchrocken:

— Na, wenn er's nur auch ſicher is!

Aber der Mutter Herz irrte ſich nicht, und Frau Ludwig küßte laut ihren ſchreienden Liebling. Nun kam auch Marie herauf, ſie ſetzte ſich in den niedrigen Ammenſtuhl, das verhungerte Kind ſollte ſeine Nahrung erhalten.

Sie hielt es auf den Knieen, der Kleine ward ruhiger und ruhiger, und die beiden Eltern und die Köchin und das Stubenmädchen ſtanden dabei mit ſeligen Geſichtern und gefalteten Händen, wie einſt die Weiſen aus dem Morgenlande, und ſchauten auf das Wunder, daß aus dem Mädchen wieder ein Junge geworden war.

Digitized by Google

Marie aber, der noch der furchtbare Schreck in den Gliedern lag, schob verstohlen die Windeln auseinander, und erst als sie Gewißheit erlangt, deckte sie den Kleinen wieder zu, und während er gierig Lebenslust und Kraft trank, lächelte sie ermattet, glückselig vor sich hin.

Digitized by Google

Der Storch

Digitized by Google

Mitten im Treiben des Bahnhofes ſtand ſie da in ihrem Kattunkleid mit den kurzen Ärmeln, den bloßen, roten Armen, in ihrem blonden, an einzelnen Stellen von zu ſtarkem Pomadegebrauch faſt ſchwarzen Haar. Den Mund hatte ſie offen, und halb erſtaunt, halb erſchrocken, das Bild ländlicher Unſchuld, blickte ſie ſich mit ihren waſſerblauen Augen um.

Auch die Menſchen ſahen ſie an, und keiner, der vorüberging, unterließ es, zu lächeln. Sogar die eilenden Geſchäftsleute, die mit dem Vorortzug angekommen waren, ſtießen ſich gegenſeitig an und drehten ſich noch einmal um.

Das hatte ſeinen beſonderen Grund. Sie trug nämlich im Arm eine rieſige Attrappe aus Papiermaché, über einen Meter hoch: ein Tier mit langen, feuerroten Beinen und einem ſpitzen, roten Schnabel — einen Storch.

Sie hielt den Vogel ängſtlich umklammert, als könnte er ſeine Flügel öffnen und davonfliegen; ſie drückte ihn zärtlich an ſich, als hätte ſie beſondere Beziehungen zu ihm.

Nachdem der erſte Menſchenſtrom etwas abgeebbt, kamen ein paar junge Leute vorbei und machten Bemerkungen:

— Halten Sie ihn nur recht feſt! — ſagte der eine.

Ein anderer rief zur Freude aller Vorübergehenden:

Digitized by Google

— Fräulein, hat er Sie noch nich jebiſſen?

Doch das Mädchen verſtand die Scherze nicht, ſondern ließ nur ängſtlich wieder die blauen, ausdrucksloſen Augen herumwandern, denn ſie ſuchte eine Dame, der man die Attrappe verehrt hatte. Bei ihrer Herrſchaft war ſie zu Beſuch geweſen, man hatte eine Bowle gemacht, allerlei Unſinn wurde getrieben, und ſchließlich ſchenkte der Hausherr der jungen Frau, die erſt ſeit kurzer Zeit verheiratet war, als Überraſchung und Anſpielung den Storch, deſſen Leib mit mehreren Pfund Pralinés, Schokolade und Süßigkeiten gefüllt war.

Die junge Frau, der dieſe Aufmerkſamkeit zum Vergnügen des ganzen Freundeskreiſes geworden, mußte ohne ihren Mann nach dem Vorort hinausfahren, denn er, ein beſchäftigter Arzt, war während der Bowle noch zu einem Kranken gerufen worden.

Aber ſie genierte ſich, den Storch zu tragen. Man hatte Verſuche gemacht, ihn in Seidenpapier einzuſchlagen, doch immer ſteckte das Tier ſeinen ſpitzen, roten Schnabel aus der Hülle heraus, und wenn man es anpacken wollte, griff man um die dürren, roten Beine und machte ein Loch.

So hatte die Doktorsfrau ſchließlich nicht den Mut gefunden, den Storch in der Droſchke mitzunehmen und wollte ihn bei dem Freunde ihres Mannes und deſſen Frau zurücklaſſen. Aber die erhoben Einſpruch, denn ſie glaubten, das Geſchenk habe nicht den genügenden Eindruck gemacht, und ſie verlangten dringend, die Frau Doktor müſſe das ſchöne Tier, das den Gaſtgeber einen Haufen Geld gekoſtet, wenn es auch nur ein etwas zweifelhafter Scherz war, in

Digitized by Google

ihren Salon ſtellen. Und ſie freuten ſich ſchon über das Erſtaunen und die Witze aller Beſucher, die daran geknüpft würden.

Da hatte denn der Hausherr verſprochen, ſein Dienſtmädchen, die Guſte, damit auf den Bahnhof zu ſchicken. Als nun die Doktorsfrau etwas ſpäter kam, ſah ſie ſchon von weitem den weißen Kopf mit dem roten Schnabel, als hätte ſich der Klapperſtorch auf die Lehne einer Bank geſetzt und ſähe mißmutig auf die Menſchen herab. Denn Menſchen ſtanden um ihn herum, Menſchen in immer größerer Menge.

Die Frau Doktor näherte ſich und gewahrte die Guſte mit purpurrotem Geſicht, wie ſie vor ſich hingrinſte und ab und zu einmal ſchämig die dicke rote Hand vor die Augen hielt.

Nun hörte ſie die jungen Leute immer wieder ihre Bemerkungen machen. Eben rief einer, der eine Militärmütze ſchief auf dem Ohr trug, ein ausgelaſſener Reſerviſt:

— Freilein, hat'n der Storch niſcht mitjebracht?

Die Menſchenmenge, die ſich um das Mädchen geſammelt hatte, brach in Lachen aus, und die junge Frau bekam einen fürchterlichen Schreck. Sie war ſchüchterner Natur und fürchtete, Aufſehen zu erregen. Darum lief ſie ſchnell davon, in der Angſt, die Guſte möchte ſie etwa erkennen und ihr folgen.

Aber ſie hörte noch immer das Johlen und Lachen, und plötzlich ſah ſie die rote Mütze des Stationschefs in der Menge. Dann entdeckte ſie den Helm eines Schutzmannes, und ſchließlich begann der Storch, langſam, gravitätiſch nickend, aus ſeiner Ecke fortzugehen, über die Köpfe

Digitized by Google

der Menge hinſchreitend, als ſtelzte er über eine Wieſe und ſuchte Fröſche.

Da packte die Frau Doktor das Entſetzen, und weil gerade ihr Vorortszug einlief, ſprang ſie in das nächſte Coupé und verſteckte ſich, in der Angſt, die Guſte möchte ſie erkennen, hinter der Gardine. Erſt als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, blickte ſie hinaus und kam dicht an dem Storch vorbei, den die Guſte noch immer zärtlich im Arm hielt.

Der Schutzmann ſchritt jetzt nebenher; das Mädchen ſchien zu weinen. Der Zug brauſte davon. Der Schutzmann ſagte zu Guſte:

— Ich jloob's Ihnen ja, daß Se niſcht Böſes woll'n, aber ſo'n Menſchenauflauf erregen, det jeht nu mal nich. Ordnung muß ſind.

Das Mädchen wiſchte ſich die Tränen mit der roten Hand ab:

— Ich kann doch niſcht dafür! Ich bin doch von meiner Herrſchaft herjeſchickt! Die Frau Doktor muß doch jeden Momang kommen!

Der Beamte bezwang ein Lächeln, aber das Mädchen mußte ihm auf die Bahnhofswache folgen. Es ſollte ja nur ein Mittel ſein, um die Menſchen zu zerſtreuen, die ihnen wie ein Bienenſchwarm anhingen. Während ſie den Bahnſteig eiligſt hinunterſchritten, und der Storch über der Menge wippte, tönte der Ruf von rechts und von links, von hinten, von vorn:

— Fräulein, daß er Sie nur nich' beißt!

Endlich ſchloß ſich die Tür der Polizeiwache, und der

Digitized by Google

Schutzmann, der jetzt ganz gemütlich geworden war, ſagte ſchmunzelnd zu dem Mädchen:

— So, nu ruhen Sie ſich man einen Augenblick aus! Setzen Se das Ding hin!

Er wollte ihr helfen und packte den Vogel bei den dünnen Beinen, doch ſie wehrte ſich; er war ihr einmal anvertraut, und auf keinen Fall wollte ſie ihn loslaſſen.

Zwei Schutzleute, die keinen Dienſt hatten, traten hinzu und endlich auch der Wachtmeiſter, ein älterer Mann mit einer Glatze und dickem Bäuchlein. Die ganze Schutzmannſchaft pflanzte ſich vor dem Mädchen auf und begann das Tier zu betrachten.

Man fand den Vogel ſehr ſchön, der eine, ein ganz junger Beamter, machte ſogar den Verſuch, ihm über das Gefieder zu ſtreichen; doch die Guſte ſchrie laut, ſo daß der Wachtmeiſter den jungen Mann verweiſend anſah, während er ſich von dem Schutzmann, der Storch und Mädchen gebracht, den Hergang erzählen ließ:

— Herr Wachtmeeſter! Der Herr Bahnhofsinſpektor hat mich nämlich jerufen. Es war 'ne Rieſenvolksverſammlung, und ſie ſchrien immer, det Freilein ſoll ſich nich ins Been beißen laſſen, un da kamen immer mehr zuſammen, un ſchließlich konnten die Reiſenden doch jar nich in den Zug, und der Herr Stationschef meente, es wird eener überfahrn, man weeß jar nich wie. Un da hab' ich ſie lieber gleich mitjenommen.

Doch das Mädchen ſchrie laut:

— Ich bin unſchuldig! Ich bin unſchuldig! Ich weeß nich, warum ich arretiert bin, ich ſoll den Storch der Frau Doktor geben, meine Herrſchaft hat's jeſagt.

Digitized by Google

Der Wachtmeiſter redete ihr freundlich zu, ſie wäre ja nicht arretiert, ſie ſolle nur ihre Tränen abwiſchen, es geſchähe doch zu ihrem eigenen Beſten. In einer halben Stunde, wenn die Menſchen ſich verlaufen hätten — man ſah noch immer draußen eine dichte Menſchenmenge ſtehen —, würde ſie wieder hinausgelaſſen werden.

Dabei machten die Beamten vereint den Verſuch, ſie zum Sitzen zu nötigen und ihr den Storch abzunehmen. Doch dabei hatten die ſtarken Schutzmannsfäuſte die dünnen Beine des Tieres zu kräftig angefaßt, plötzlich gab es einen Krach, der Vogel machte einen Diener, als hätte er eben mit ſeinem ſpitzen Schnabel ein Schlänglein auf der Wieſe aufgeſpießt, rot und weiß gefärbte Brocken flogen in der Dienſtſtube herum, und mit einem Male, um das Unglück voll zu machen, löſte ſich der Kopf, fiel zur Erde, und ein Regen von Bonbons, Pralinés und Schokoladenplätzchen ergoß ſich auf den Fußboden.

Jetzt kreiſchte aber die Guſte laut auf, ließ das Beingeſtell, aus dem ein paar Holzſchenkel traurig ragten, fallen, ſo daß auch noch der Fuß zerbrach, und begann vom Boden den Mageninhalt des Tieres aufzuleſen.

Die Schutzleute beteiligten ſich, und bald war der Rumpf wieder vollgeſtopft, ja, er konnte den eben ausgeſpieenen Inhalt nicht mehr faſſen, denn zu der Schokolade waren jetzt noch Papiermachéſtücke gekommen und in der Eile ſogar das Schnupftuch der Guſte.

Mit Mühe und Not wurde der Hals, an dem nur noch ein halber Kopf hing, wieder aufgeſetzt, und nun überließ das Mädchen willenlos den toten Vogel den Händen der Obrigkeit.

Digitized by Google

Guste setzte sich in eine Ecke, unausgesetzt rannen ihr die Tränen. Was würde die Frau Doktor sagen, was würde sie von der Herrschaft abbekommen? Um Gottes willen! Um Gottes willen! All dies Unglück, das ihr passiert war, nee, so was hatte sie doch noch nicht erlebt!

Ausgelacht war sie worden, arretiert hatte man sie, und der Storch, der schöne, schöne Storch war ganz kaputt!

Und während ihr noch die Tränen über die Wangen kollerten in ihrer tiefen Bedrängnis, las sie ein paar Schokoladenplätzchen, die in ihrer Schürze hängen geblieben waren, auf und steckte sie in den Mund.

Das gab ihr zwar einen süßen Trost, aber eins wußte sie auch, ohne den Storch oder etwa mit dem kaputten Storch konnte sie ihrer Herrschaft nicht wieder unter die Augen treten.

Als nun nach einer guten halben Stunde draußen die hoffnungslos wartende Menge sich richtig verlaufen hatte, kam der Wachtmeister, der vom Schreiben noch die Brille auf der Nase trug und die Feder hinterm Ohr, klopfte dem Mädchen freundlich auf die Schulter und sagte:

— Fräulein, jehen Sie man ruhig nach Hause und sagen Sie nur Ihrer Herrschaft — wie heeßt sie doch?

Der Schutzmann, der die Guste gebracht, ergänzte:

— Müller-Hänichen.

Der Wachtmeister fuhr fort:

— Also sagen Sie der Frau Müller-Hänichen, der Storch stünde hier zur Abholung bereit, sie soll Sie mal mit Packpapier oder so wat herschicken, denn so kann er nich über die Straße jetragen werden.

Doch die Guste schrie laut auf:

Digitized by Google

— Ich ſag' ihr's nie! Nie ſag' ich ihr's!

Der Beamte war verdutzt.

— Nu, wat wollen Sie denn ſagen?

Die Guſte rief, indem ihr wieder die Tränen in die Augen traten:

— Niſcht werd' ich ihr ſagen. Nich vor die Augen will ich ihr kommen. Wat meenen Se denn, die is ſo heftig, die haut mir jleich eene runter!

Der Wachtmeiſter zuckte die Achſeln, und da das Mädchen doch nicht ewig hier ſitzen bleiben konnte, nötigte er ſie, aufzuſtehen und drängte ſie mit ein paar beruhigenden Worten hinaus.

Nun ſtand die Guſte allein auf dem Bahnſteig. Sie fühlte ſich unendlich verlaſſen und unglücklich.

Was ſollte ſie tun? Wo ſollte ſie hin? Sie war vom Lande, ſie hatte keine Freundſchaft in der Stadt. Zu ihrer Herrſchaft konnte ſie nicht zurück. Nie, nie ohne den Storch!

Und der Storch hatte keine Beine und keinen Kopf mehr! Bei dieſem Gedanken griff ſie in die Taſche, aber ſie fand ihr Taſchentuch nicht, denn ſie hatte es ja ſelbſt dem toten Vogel in den Magen geſtopft.

Da nahm ſie ihre Schürze, und mit dem Rande wiſchte ſie ſich von links nach rechts, den ganzen Saum abſtreifend, die Augen.

Wie ſie ſo verlaſſen daſtand, hörte ſie plötzlich eine Stimme:

— Nu, Freilein, flennen Se doch nich, das hat doch jar keenen Zweck!

Doch die Guſte blickte nicht auf, ſondern weinte um ſo mehr.

Digitized by Google

Da legte sich ein Arm um ihre Schulter, jemand strich ihr freundlich den dicken, roten Arm, und Mitleid und Liebkosung taten ihr wohl.

Sie blinzelte von der Seite und gewahrte den jungen Burschen mit der Militärmütze schief auf dem Ohr, der sie so freundlich ansah, daß sie wußte, er nahm Anteil an ihrem Unglück.

Er fragte auch sofort, warum sie denn weine, und sie erzählte ihm die ganze Geschichte von dem Storch, wie er auf der Wachtstube kaputt gegangen, wie sie ihn nicht wieder nach Hause bringen dürfe, daß sie die Frau Doktor verfehlt hätte, und daß das ganze Leben in Öde und Traurigkeit vor ihr läge.

Dann brach sie erneut in Schluchzen aus und rief:

— Ich kann meiner Herrschaft nie wieder unter die Oogen treten, nie wieder unter die Oogen treten!

Der junge Mann zog sie in eine Nische zwischen zwei Pfeilern, die das hohe Eisen- und Glasdach des Bahnhofes trugen, und dort, wo sie niemand sah, — denn um diese Stunde ging kein Zug, — legte er sein Gesicht an ihre rote Backe und fing plötzlich auch herzbrechend an zu weinen.

Das tröstete sie: der war doch ein guter Mensch, und als er ihr plötzlich einen Kuß gab, war ihr nicht anders als daheim, wenn Mutter oder Vater mit ihr weinten, vielleicht weil die Kuh umgestanden, oder das Schwein nur vier statt sieben Ferkel zur Welt gebracht.

Dann nahm er sogar das eigene Taschentuch, wischte der Guste die Augen, packte sie beim Arm und zog sie mit sich davon.

— Wo wohnste denn, Juste? — fragte er.

Digitized by Google

Aber ſie begann ſofort wieder zu jammern:

— Ick kann meiner Herrſchaft nie wieder unter die Oogen treten, nie wieder unter die Oogen treten!

Doch er meinte:

— Nu, du mußt doch mal wieder hin!

Doch ſie ſchien eine furchtbare Angſt zu haben. Ihr war nichts ſo ſchlimm, wie ausgezankt zu bekommen, und ſie jammerte von neuem:

— Ohne den Storch jehe ich nie wieder hin! Nie wieder ohne Storch!

Der junge Mann rückte die Militärmütze aufs andere Ohr und überlegte ſich, was da zu tun ſei. Endlich ſagte er:

— Juſte, weeßte, wir jehn erſt mal en bißken ſpazieren!

Sie griff es freudig auf, wie ſie alles angenommen hätte, nur um nicht ihrer Herrſchaft ohne den Storch unter die Augen zu treten.

Arm in Arm gingen ſie zuſammen in die Anlagen am Bahnhof, und dabei tröſtete er ſie und erzählte ihr Schnurren aus ſeiner Dienſtzeit, aus denen klar hervorging, daß er ein ganz verhauener Kerl geweſen war. Das machte der Guſte Eindruck, ſie begann allmählich ſich zu beruhigen, ja ein paarmal lachte ſie laut auf.

Aber ſie war müde, und da der Abend hereinbrach, ſetzten ſie ſich auf eine Bank in den Anlagen. Arm in Arm, Hand in Hand blieben ſie ſo gegeneinander gelehnt. Sie ſahen auf die Leute, die vorübergingen, jetzt in immer größerer Zahl, denn es war die Stunde, wo die Arbeiter in die Vororte hinausfuhren.

Digitized by Google

Statt der Worte ließ der junge Mann seine Hand über Gustes runden Rücken gleiten, und als die Dunkelheit immer tiefer ward, reichte sein Arm weiter herum, fast ganz um das Mädchen.

— Nee, Juste, wat hast du fier'n scheenen Ricken! — sagte er kichernd.

Doch das Mädchen versteckte schämig das Gesicht:

— Det is doch nich mei Ricken!

Er stellte sich erstaunt:

— Natierlich!

Doch sie gab ihm einen Stoß mit dem Ellbogen:

— Tun Se doch nich so!

Es war nun ganz dunkel geworden, ab und zu nur hörte man jemand kommen, der Kies knirschte, und ein Schatten glitt vorbei.

Guste war müde. Sonst pflegte sie um diese Zeit bald schlafen zu gehen. Aber sie konnte ja nicht nach Hause ohne Storch. Da legte sie sich an die Schulter des Burschen, er umschlang sie noch enger, und bald fielen dem Mädchen, das erschöpft war von den Schrecken und Aufregungen des Tages, die Augen zu.

Sie schlief wie tot. Sie begann zu träumen. Sie träumte von dem Storch, der verfolgte sie, und gerade, als es ihr zitternd war, als stürzte er sich auf sie, wachte sie auf.

Es dauerte einen Augenblick, bis sie wußte, wo sie sich befand, und sie atmete erlöst auf, als sie sich in den Armen ihres Retters fühlte, der sie mit Küssen bedeckte.

Aber plötzlich überkam sie ein furchtbarer Schreck. Sie wollte ihn von sich stoßen, doch sie hatte nicht die

Digitized by Google

Kraft dazu, und im letzten Moment fragte ſie ihn nur, denn das quälte ſie ſchon lange, wie er hieße.

Es war ihr wie ein Troſt, dann konnte ſie ihm doch ſchreiben, und da brauchte ſie ſich um alle Störche der Welt nicht mehr zu kümmern.

Als er ihr nun wie eine ſüße Liebesbotſchaft die ſichere Gewähr ins Ohr hauchte: ‚Aujuſt!‘ da glitt ein ſeliges Lächeln um ihre Lippen, und ſie ſchloß die Augen.

Nach langer Zeit wachte ſie auf. Es war kühl und friſch, die Bank war hart, die Glieder taten ihr weh, und ſie richtete ſich auf. Sie war noch ſchlaftrunken und verſtand nicht, wo ſie ſich befand. War ſie aus dem Bett gefallen? Aus ihrem molligen, weichen, warmen Federbett?

Erſt allmählich fiel ihr alles ein, und mit einem Schreckenslaut fuhr ſie empor. Der Storch, um Gottes willen, der Storch! Dann öffnete ſie die Arme: Aujuſt, wo war ihr Aujuſt?

Sie taſtete um ſich, die Bank war leer. Sie ſtrengte die Augen an, die Nacht war finſter. Sie fröſtelte, es war kalt.

Zaghaft rief ſie in die Dunkelheit hinaus:

— Aujuſt!

Kein Laut kam zurück.

Sie wandte ſich um, und ſie ſah durch das Gebüſch die Lichter des Bahnhofes; man hörte beim Rangieren das Zuſammenſtoßen der Puffer, das Quietſchen der Federn, das Klirren der Ketten.

Da ward ihr alles klar: er war fort! Um Gottes willen, er war fort! Sie ſchlug die Hände vors Geſicht

Digitized by Google

und begann bitterlich zu weinen. Aber Stimmen klangen in der Nähe, und sie beherrschte sich.

Nun begann sie zu überlegen. Um Gottes willen, was würde ihre Herrschaft sagen? Sie mußte ja das beichten mit dem Storch. Und sie, die geschworen, nie wieder ohne ihn heimzukommen, hatte jetzt nur noch eine Sehnsucht nach ihrem warmen, weichen Bett, und darüber rannen ihr unausgesetzt, während ihr vor Kälte die Glieder schlugen, die Tränen über die Wangen.

Sie war fest entschlossen, doch nach Hause zu gehen; aber jetzt, mitten in der Nacht? Sie hätte ja klingeln müssen. Nein, das ging nicht. Sie wollte sich still ins Haus schleichen. So wartete sie ängstlich, mit ihrer Schürze die nackten, frierenden Arme umhüllt, bis es heller ward.

Der Tag begann zu grauen, und ein paar Bahnarbeiter gingen durch die Anlagen knapp an ihrer Bank vorbei und sahen sie erstaunt an. Einer rief etwas. Da packte sie die Angst, und sie rannte davon.

Sie ging vom Bahnhof bis zur Wohnung ihrer Herrschaft. Sie spähte hinauf, wo überall noch die Vorhänge zugezogen waren, und oben im vierten Stock sah sie das Fenster ihrer Kammer.

Dort stand ihr warmes Bett, nach dem sie sich so sehr sehnte, aber sie wagte nicht, zu klingeln und lief auf und ab, bis endlich das Haus aufgeschlossen ward, denn der Bäcker kam. Da huschte sie hinein, nahm den Drücker und schlich sich in ihre Kammer.

Sie zog sich schnell um, dann stellte sie sich wie gewöhnlich an den Herd und spaltete Holz, um Feuer zu machen.

Digitized by Google

Da kam Frau Müller-Hänichen herein, im Schlafrock, die Lockenwickel im Haar. Wie versteinert blieb sie an der Küchentür stehen:

— Um Gottes willen, Guste, wo sind Sie denn gewesen?

Das Mädchen wandte sich herum, sie sah den entsetzten Ausdruck, und der Storch, ihre gräßliche Schuld, fiel ihr wieder ein. Da stürzte sie ihrer Herrin zu Füßen und rief mit trostlosem Gesicht nur die Worte:

— Der Storch!

Die erzürnte Hausfrau aber, die längst den Storch vergessen und nur noch an das Ausbleiben über Nacht dachte, fragte zitternd vor Wut, weil sie wußte, da mußte ein Mann dahinterstecken:

— Wer ist's? Wie heißt er?

Da erinnerte sich Guste des Trostes, ihrer Sicherheit, daß sie ja wußte, wie er hieß! Sie rief mit einem Strahlen auf dem dicken, roten, dummen Gesicht, und der Mund stand ihr groß offen, als die Worte kamen:

— Er heeßt Aujust!

Digitized by Google

Vorfrühlingstag

Digitized by Google

An einem Nachmittag hätte ich zwei Särgen folgen sollen, auf verschiedenen Kirchhöfen, weit voneinander entfernt. Beide Feierlichkeiten waren fast zur selben Stunde angesetzt.

Ich hatte die Wahl. Und ich überlegte, wo sollte ich hingehen?

Zu dem einen hätte ich nicht zu kommen brauchen. Es war ein ehemaliger Offizier, ein Kamerad zwar, aber durch allerlei Umstände des Lebens aus der Bahn geworfen; einer, mit dem man nicht mehr verkehrte, den man nicht sah, von dem man kaum mehr etwas wußte.

Es wäre nicht aufgefallen, wenn ich nicht erschien, eine Verpflichtung lag nicht vor.

Der andere dagegen war zu hoher Stellung gekommen. Ich wußte, alles würde ihm die letzte Ehre geben, alles, was Namen, Stand und Rang in der Stadt besaß: das Offizierkorps, die Beamtenschaft, die städtischen Behörden, Abordnungen einer Menge von Wohltätigkeitsvereinen und Einrichtungen, denen der Tote jahrelang vorgestanden.

Ich wußte, an dem Grabe würde man alles treffen, was man in der Stadt an Bekannten besaß. Es wurde ein ganz großes Begräbnis.

Digitized by Google

Ein großes Begräbnis — eine von jenen Handlungen, die ich haſſe, die mir immer vorgekommen ſind wie ein Rieſenball, wie eine Redoute, wie ein Rout, eine Reunion, wie etwas, bei dem man den Grund der Anweſenheit völlig vergißt, nur die Häupter ſeiner Lieben zählt, nur feſtſtellt, ob der dageweſen und jener nicht gefehlt, eine Herdenunternehmung, ein Triumph der Maſſeninſtinkte, ein Gepränge, ein Schauſpiel mit Muſik und Fahnen und Reden, etwas für Ohr und Auge, wie eine gewaltige Theaterdekoration, etwas, bei dem Kummer und Teilnahme, Schmerz und Mitgefühl, Sichverſenken, ſtille Andacht und Sammlung gänzlich ausgeſchloſſen ſind.

Ich ſah ſchon vor mir, wie nicht einmal die Angehörigen, die Kinder, in dieſem ernſteſten Augenblick ihres Lebens, wo man den Vater hinaustrug, wirklich zur Erhebung, zur Innerlichkeit kommen konnten. Denn all die Äußerlichkeiten des Menſchendaſeins herrſchten hier vor, ertöteten alles andre, erſtickten jede ſtille heimliche Regung.

Eine Träne wurde unmöglich, es war faſt dazu keine Zeit. All die Abordnungen und Menſchen mußten begrüßt werden, daß keiner es übelnahm, wenn man ſeine Anweſenheit überſah. Es hieß Hände reichen und Hände reichen, nicht zum Abſchied hinunter in die Gruft, ſondern zum Willkommen; es hieß mit kummervollem Geſicht Beileidsworte entgegennehmen, die ſich tauſendmal wiederholten, eine Formel bei der Hand haben, um jedem zu danken, eine Verbeugung machen je nach der Stellung deſſen, der ſein Mitgefühl ausſprach, mit kummervollſtem Geſicht, nachdem er eben noch einen Scherz gemacht und ein paar

Digitized by Google

Augenblicke darauf freundlich lächelnd einen Bekannten begrüßen würde.

Wie ich mir das überlegte, kam mir die Frage: Wozu? Einer unter den vielen, einer mehr unter den Hunderten, vielleicht Tausenden — wozu? Man würde meine Abwesenheit vielleicht nicht bemerken, ja gewiß nicht bemerken. Ich tat den Überlebenden keinen Gefallen und dem, der die Augen geschlossen, gewiß noch weniger.

Da wendeten sich meine Gedanken dem stillen, kleinen Begräbnis zu, das zur selben Stunde am andern Ende der Stadt stattfinden sollte.

Ich wußte nicht, ob es Angehörige gab, wieviel, wer. Ich wußte nichts, als daß des Toten Leben eine üble Wendung genommen, daß er ausgeschieden war aus der Gesellschaft der sich anständig nennenden Leute, daß er gelöscht worden aus der Reihe seiner Bekannten.

Und wie ich es mir überlegte, wurde mir die Tat von damals wieder klar, die ihm sein Schicksal bereitet.

Ich sah ihn wieder vor mir, den schlanken, jungen Offizier; ein hübscher Kerl, ein tüchtiger Soldat. Und wie es mir oft geht, daß ich von Menschen, deren Gedächtnis jahrzehntelang zurückliegt, nur noch eine einzige Vorstellung habe, so stand er mir in der Erinnerung seltsamerweise nicht als Offizier, nicht in Uniform, sondern in Civil, mit einem kleinen Hütchen auf einem Ohr, einem kurzen, hellen Überzieher, aufgekrempelten Hosen, die Hände in den Seitentaschen, rechts der Stock, der mit der Zwinge an der Schulter angelegt war, fast wie der gezogene Säbel, im Mundwinkel, schief nach links gedrückt, eine Cigarette, aus-

Digitized by Google

der leiſe der Rauch aufſtieg, wobei er das linke Auge zukniff, weil ihn der Qualm beizte.

So war er verunglückt. So in dieſer Haltung, in dieſem Anzuge. Er hatte in einem Tanzlokal, das er vielleicht genau ſo beſucht, wie ich ihn im Gedächtnis hatte, Streit bekommen, der in eine Prügelei ausartete. Er hatte, kräftig und geſchickt wie er war, zwei ſeiner Gegner zu Boden geſtreckt.

Und das Unglück wollte es: einer davon ſtand nicht wieder auf.

Er wurde verurteilt. Er ſaß jahrelang wegen Totſchlags; die Notwehr konnte nicht feſtgeſtellt werden, denn alle Zeugen behaupteten, er habe ſeine Gegner herausgefordert, er den Streit angefangen.

Viele, viele Jahre waren darüber vergangen. Er war freigekommen, hatte im Ausland gelebt, ward vergeſſen. Alle Beziehungen brachen ab, die Zeit räumte unter ſeinen Bekannten, ſeinen früheren Kameraden auf, ſeine Verwandten ſtarben. Und heute wurde er in aller Stille eingeſcharrt.

Da kam mir das Gedächtnis an manche frohe Stunde, die ich mit ihm genoſſen, an manches Glas, das wir zuſammen geleert. Das Gefühl beherrſchte mich: dort mußte ich hin. Vielleicht war ich der einzige, der ihm die letzte Ehre gab, und wenn niemand dem Sarge folgte, ſo würde die Anweſenheit eines Menſchen vielleicht dem Toten Ruhe im Grabe bringen.

Einen Augenblick ward ich wieder andrer Meinung, mir kam die Idee ſonderbar vor. Aber endlich entſchloß ich mich doch und ging hinaus.

Digitized by Google

Der Kirchhof lag außerhalb der Stadt, ſchlecht zu erreichen. Von der letzten elektriſchen Bahn aus mußte ich weit, weit die ſtaubige Straße in die Ebene hinausgehen, ganz allein.

Kein Wagen rollte an mir vorbei, kein Menſch teilte den Weg. Ich gewann immer mehr die Überzeugung, ich würde dort draußen niemanden finden als den Geiſtlichen, der am Grabe ſprach.

Endlich ſah ich die graue Kirchhofsmauer leuchten, ein rieſiges Geviert, von Feldern umſchloſſen, denen durch Tauſende von Kanälen, von Ritzen, die ſtillen Schläfer Dung, Nahrung und Wachstum zuführten.

Ich trat ein. Niemand war zu ſehen. Nur an der Parentationshalle ſtand ein Diener der Beerdigungsgeſellſchaft, ſchwarz, mit einem Dreimaſter.

Es war ganz ſtill, nirgends ein Laut zu hören, nur in weiter Ferne einmal der heiſere Schrei einer Dampfpfeife aus einer Fabrik. Dann wieder unendliche Stille.

Der ſchwarze Mann blickte mich erſtaunt an, faſt als ſei er erſchrocken, daß überhaupt jemand kam. Dann machte er von weitem, als ich einen Augenblick zögerte, um mir den Schweiß abzuwiſchen, denn es war ein brütend warmer Vorfrühlingstag, eine einladende Gebärde mit der Hand, zeigte auf die Tür zur Halle, als wollte er ſagen: ‚Bitte, treten Sie nur näher. Hier iſt es.‘

Ich blickte mich noch einmal um, ſah zum blauen Himmel auf, an dem in rieſiger Höhe ganz kleine Wolken ſtanden, geflockt, in einer langen Reihe, wie ein aufmarſchiertes Regiment Kavallerie. Und richtig, in der Mitte,

Digitized by Google

ein Stück vor der Front, eine einzelne weiße Wolke im Himmelsraum verloren: der Stab.

Ich sah nach der Uhr. Es waren noch einige Minuten Zeit. Und ich ging langsam den Kirchhofsweg rechts hinein, den ewige Ruhestätten in langer, träumender Reihe umstanden; alte Gräber mit verwitterten Inschriften, teils von hohen, kahlen Bäumen überragt, teils halb eingesunken, schlecht gepflegt, zerfallen.

Die Hände auf dem Rücken, schritt ich die Gräberreihe hinauf, las ab und zu einen der Namen; Namen, die mir, der ich in der Stadt groß geworden, bekannt klangen. Hier und da stellte ich nach den Zahlen von Geburt und Tod fest, daß es wohl der Vater oder Großvater oder irgend ein Verwandter eines Freundes oder Bekannten gewesen.

All diese Menschen hatten ehrlich oder unehrlich gegen das Leben gekämpft, mit Glück oder Unglück, genau wie der, der da drin in der Halle lag und wartete, zwischen sie gebettet zu werden.

Und mich überkam etwas wie ein Gefühl, das mich emportrug. Wer wußte jetzt von diesen müden Schläfern allen? Waren sie gute oder böse Menschen gewesen, hatten sie ein glückliches Leben geführt und waren begraben worden in Ehren und Ansehen wie der, dem man zu dieser Stunde auf dem Kirchhof am andern Ende der Stadt die letzte Ehre gab?

Oder mochten sie heimgegangen sein wie der, dem ich, wie es schien, fast allein in einer Viertelstunde folgen würde?

Wer fragte danach? Kleinliche, alberne Gedanken.

Digitized by Google

Sie waren alle weggelöscht aus dem Gedächtnis der Allgemeinheit. Nur wenige ihrer nächsten Angehörigen wußten noch, ob sie gut getan auf dieser Erde oder ihnen einen Schandfleck hinterlassen. Und wenn die wenigen ihnen hier hinaus eines Tages folgten, dann verehrten die Enkel vielleicht als großen Mann den, der bei Nacht und Nebel in Unehren hier eingescharrt war, und wußten nichts, gar nichts mehr von dem, dem man hohe Orden auf dem Kissen nachgetragen, den man mit Gepränge unter Begleitung der halben Stadt beigesetzt.

Das Gefühl hatte sich mir noch nie so zwingend aufgedrängt: der Tod macht alles gleich, der Tod löscht alles aus, der Tod ist der größte, mildeste Vergeber — der Tod läßt uns das Leben ertragen.

Alte Weisheit! Banale Weisheit, die Milliarden von Menschen genau so vor mir vielleicht empfunden, und die Milliarden nach mir aufgehen würde wie etwas Neues, etwas, das erst sie entdeckt haben.

Ja, etwas, das wirklich erst sie entdeckt, wie ich es entdeckte, indem jeder die Erfahrungen der gesamten Menschheit im kleinen für sich wiederholt.

Aber es brachte mich in die rechte Stimmung, und ich schritt der Parentationshalle zu. Der einsame schwarze Mann öffnete die Tür, ich trat in den leeren Raum, in dem rechts und links leere Stühle standen, denn es war niemand da.

Nur in der Mitte stand der Sarg, ernst, schlicht, ihm zu Häupten der Altar mit einem steinernen Bild in der Wand, einem Christus, der da zu sprechen schien: ‚Kommet her zu mir!‘

Digitized by Google

Ich blieb am Eingang stehen. Mir war ernster zu Mute als je in solcher Stunde.

Auf dem Sarge lag nur ein Kranz, dürftig, mager, klein, und zu Füßen ein bescheidener Palmenzweig.

Bei dem kargen Schmuck kam mir der Gedanke: wenn ich einen Kranz hätte, nur ein paar Blumen, sie dem früheren Kameraden mit ins Grab zu geben.

Da trat der Geistliche vor, aus einer Wand immergrüner Gewächse, in schwarzem Talar, ein junger Mann. Er warf einen Blick auf mich. Ihm folgte ein altes Mütterchen, ganz in Schwarz, nur einen grauen Schal trug sie, halb von den Schultern gesunken, den sie vorn mit beiden Händen zusammenhielt. Sie setzte sich links in der langen Doppelreihe von Stühlen auf den zweiten von der Ecke, ganz allein. Dann begann hinter der Taxuswand ein dünner Chor von alten Kirchensängern mit etwas müden, durch die vielen Heimgänge in Wind und Wetter erkälteten Stimmen zu singen, sehr leise, als hätte er Angst, er könne in dem leeren Raum ein Echo wecken.

Als der Geistliche sich herumdrehte und das Gebet gesprochen, sah er mich an, machte mit der linken Hand eine kurze Gebärde wie: Kommen Sie doch näher.

Ich setzte mich zwei Stühle entfernt von der alten Frau. Dann begann der junge Pastor seine Rede, — eine Rede, die mir anders zu sein schien, als ich je eine gehört.

Er mochte noch nicht lange im Amt sein, mochte noch nicht viele seiner Mitmenschen zur letzten Ruhe begleitet haben. Es waren warme, ungewöhnliche Worte, als wäre es ihm eine Freude, einmal seinen Gedanken freien Lauf

Digitized by Google

zu laſſen. Es waren die Troſtworte der Kirche, Bibelſtellen, der Stil unſrer Geiſtlichen, aber es war auch ungewöhnlich viel Perſönliches und Menſchliches darin.

Die Leere des Raumes, die zwei Menſchen nur, die anweſend waren, mochten ſeiner Art etwas andres aufdrücken, als man ſonſt gewöhnt war. Er ſprach nicht wie zu einer Trauerverſammlung. Er wendete ſich ſchließlich ganz perſönlich an uns beide, er ſchien ſeine Worte zu teilen zwiſchen uns und dem, der dort in dem Kaſten lag.

Er ſprach vom Frühling, der jetzt wieder in die Lande kam, der heute zum erſtenmal ſeine jungen Schwingen rege. Denn es war kalt und unfreundlich bisher geweſen und heute faſt ein Sommertag. Er ſprach vom Scheiden des Menſchen dann, wenn die Natur erwacht. Sie, die jedes Jahr mit verjüngter Kraft wiederkehrt, jedes Jahr Gottes Schöpfung ſchöner erſcheinen läßt für das Auge, das vielleicht fühlt, daß es immer weniger oft den Lenz wird erblühen ſehen. Er gewann Ewigkeitsgedanken dadurch, ungekünſtelt, ganz von ſelbſt aus dem Lauf der Natur hergeleitet. Er ſprach faſt nichts über den Toten ſelbſt, er mochte von den Verwandten nicht unterrichtet ſein, — er ſagte kein Wort des Troſtes an eine beſtimmte Perſon.

Ich war ganz gefangen, ſah ihm in die Augen und überließ mich dem Zauber ſeiner Stimme, einem weichen, wunderbaren Baß. Und als er endigte und den Segen ſprach mit erhobener Hand über den Toten, der vor uns lag, als er ihm Frieden verkündete im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Geiſtes, als er ſich wieder zum Altar herumwendete und hinter der

Digitized by Google

Taxuswand der dünne arme Chor begann, noch leiser fast als vorher, da kam mir ein Gefühl, als hätte ich nie eine solche Stimmung und Weihe empfunden.

Die Türen öffneten sich, die Träger erschienen. Sie nahmen den einen Kranz und die Palme, sie hoben den Körper auf, gingen langsam hinaus, der Geistliche folgte, dann das alte Mütterchen, und ich schloß mich an.

Als wir hinaustraten, blendete das Licht von allen Seiten, umflutete uns, von der blauen Klarheit des Firmaments niedergestrahlt. Nachdem sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt, blickte ich auf und sah wieder das weiße Flockenregiment droben am Himmel leuchten, jetzt verzogen, seltsam umgebildet, eine Wolke voraus und die andern in der Kolonne hinterdrein. Und wie ich den Chor hinter dem Sarge singen hörte, während wir langsam den Kiesweg zwischen den Gräbern hinunterschritten, klang er mir fast wie Parademusik dort oben am Himmel, als defilierte unser altes Regiment, vor dessen Zügen der Tote einst geritten wie ich.

Es ging durch die Gräberreihen. Wir bogen links ab, ein paar Stellen waren leer, ein paar Gräber waren frisch. Ich sah Blumenschmuck von den Tagen vorher; die braune, lehmige Erde, wie sie auf den Feldern draußen um den Kirchhof vom Pfluge umgebrochen lag, trat zu Tage, eine weite, öde Fläche erschien, gleich einem noch nicht bestellten Felde, das zu warten schien auf die Totensaat, die, langsam den Raum füllend, einmal wuchern würde bis hinein in den letzten Winkel, bis an die grauen Mauern, die das Totenfeld abtrennten von den Nahrungsfeldern draußen.

Digitized by Google

Ein frischer Hügel. Der Sarg ward niedergesetzt, über die Bretter auf die Gruft geschoben, und der Geistliche sprach.

Ich hatte den Hut vom Kopfe genommen. Ich war nicht bei der Handlung, war nicht ergriffen, war nicht traurig — und war doch dabei. Ich war bis in die tiefste Seele, bis in die letzten Fasern der Nerven gepackt, denn es schwieg so wunderbar um uns, als wäre die Stadt, die doch nicht weit entfernt lag, nicht mehr da, als stünde dieser Kirchhof ganz allein auf der Erde, als läge der andre nicht drüben, wo das große Trauergepränge vor sich ging.

Mich beglückte diese unendliche Ruhe, dieser gewaltige, hoch, riesen-riesenhoch sich über uns wölbende Himmel mit den kleinen, weißen, ziehenden Wolken, dem einen Zuge zu Pferde, der dem Sarge des ehemaligen Leutnants folgte, dem symbolischen Zuge, der in die Ewigkeit führte, der ihm das Geleit jetzt oben in den Wolken gab, in den Himmel hinein.

Ich hob den Kopf und blickte immer hinauf. Ich hörte nur dumpf, wie in den Fingern der Leute die Seile glitten, wie leise unten der Sarg aufstieß. Mechanisch warf ich dem toten Kameraden drei Hände voll Erde nach. Ich drückte eine Hand, — der Geistliche ging. Die Leute waren emsig bei der Arbeit, legten die Bretter fort, schaufelten die Erde zu, es polterte, der Lärm wurde geringer ... Lehm und Erde fielen aufeinander ... die Tiefe des Sturzes nahm ab ... der Hügel begann sich zu wölben. Der eine Kranz und der Palmenzweig

Digitized by Google

wurden daraufgelegt. Und ich sah mit einem Male, daß ich allein am Grabe stand, daß das alte Weiblein verschwunden war.

Es war nicht die Mutter gewesen. Eine Mutter wäre geblieben. Eine Mutter hätte sich an das Grab gestellt, hätte sich auf den Hügel niedergelassen, hätte Blumen angepflanzt, den Kranz und den Zweig anders gelegt, wie sie dem Sohn das letzte Kissen gerückt und die Sterbedecke geglättet. Nein, es war die Mutter nicht.

Wer war es? Eine Verwandte? Vielleicht die Zimmervermieterin nur, vielleicht die Totenfrau? Ich weiß es nicht.

Nun gingen die Leute; ich nicht. Mir war es, als dürfe ich nicht gehen. Konnte er allein bleiben, ganz, ganz allein? Hatte er denn niemand auf der Welt?

Ich überlegte. Er hatte keine Verwandten mehr gehabt; ich glaubte zu wissen, daß seine Eltern schon damals nicht mehr gelebt, und jetzt waren so viele Jahre seitdem vergangen. Was bleibt von uns Menschen — nichts. Eine Erinnerung nicht einmal. Wir haben unter andern gestanden, wir haben andern wohlgetan, wir haben andern Glück gebracht, wir haben andern Liebe geboten, sie mit Zärtlichkeit überhäuft. Wir sind unter den andern Menschen geschritten, vollwertig wie sie. Eine Dummheit, ein Unglück, ein Zufall warf uns aus ihrer Mitte. Wir sind fort, und es bleibt nichts.

Das Gedächtnis an uns ist geschwunden. Kein Mensch weiß mehr, daß wir einst die ganze Welt begehrten, daß wir einst unser Leben uns bauen wollten wie alle andern,

Digitized by Google

daß wir Ehrgeiz beſeſſen haben, hinauf ſtrebten. Wenn unſer Flug einmal gebrochen ward, dann bleiben wir zurück, und nach unabänderlichen Geſetzen fliegen die andern ihre Bahn weiter. Mann über Bord! Es iſt keine Zeit, ſich weiter darum zu kümmern.

Und doch ward dieſes Menſchenkind auch einmal von einem Vater mit Jubel begrüßt. An ſeiner Wiege hatte auch einmal träumend die Mutter geſeſſen und gedacht: ‚er wird Großes, mein Sohn!‘ Für ihn war nichts gut genug geweſen, für ihn hätte ſie alles getan.

Und alle die andern, die mit ihm auf der Schule geweſen und geſpielt, denen er etwas bedeutet hatte — wo waren ſie? Waren ſie fortgeblaſen wie Spreu vor dem Winde? Lagen ſie auch ſchon hier draußen, oder wußten ſie nur nichts von ihm?

Und die, mit denen er ſeine Jünglings- und erſten Mannesjahre verbracht, war er ganz ausgelöſcht für ſie, konnte der Tod nicht verſöhnen?

Aber ich? Vielleicht wäre ich auch zum großen Begräbnis gegangen da drüben, vielleicht hätte Notwendigkeit geſiegt oder die Eitelkeit, geſehen zu werden von den andern. Daß ich es nicht getan, war Zufall, Stimmung. Eine Stimmung, die wie die Magnetnadel gerade in dieſem Moment durch irgend einen törichten Umſtand nach links, nach dem ſtillen Begräbnis ausgeſchlagen.

Ich ging weiter, ich machte einen Bogen. Ich nahm den Weg zwiſchen den neuen Gräbern hin, las die Namen, — ſie ſagten mir nichts. Dann ſchritt ich über die kahle Fläche, die noch keine Morgengabe vom

Digitized by Google

Tode empfangen, noch jungfräulich dalag. Und mir kam der Gedanke: War es wirklich so? War nicht dieser Teil auch gedüngt von Menschengebein? Vielleicht in vorweltlichen Zeiten, daß jemand hier begraben, daß eine große Schlacht hier stattgefunden, daß die Menschen ihre letzte Stätte auch hier gehabt.

War nicht der ganze Boden, aus dem wir genommen, von unserm Gebein? Ein ewiger Wechsel, ein Kommen und Gehen.

Immer kleiner und armseliger und gleichgültiger erschien mir das einzelne Menschendasein.

Und wir sollten richten! Und wir sollten einem andern die Ehre absprechen oder geben! Wir sollten uns vermessen, mit unsern blöden, kurzsichtigen Augen den Wert eines Menschen festzustellen!

Ich wurde irre an allem. Die Werte von Achtung, von Ehre, von Ansehen, von Leistung, von gut und schlecht verblaßten in meinen Gedanken. Ich sah nur noch eines, ein Gleiches, ein Allgemeines, dem wir nicht entgehen, das alle Waffen aus den Händen windet, das den erhobenen Arm niederzwingt: den Tod.

Aber ich sah ihn nicht als Grausen und Schrecken, sondern als Versöhnung, als Trost, als Milde, alle Dissonanzen lösend.

Als ich den Rundgang um die jungen und alten Gräber und die ungedüngten Reihen vollendet und wieder zurückkehrte zu dem frischen Hügel, auf dem die beiden letzten Zeichen des Gedenkens lagen, setzte ich mich auf eines der Bretter an der Seite, lehnte den Rücken gegen

Digitized by Google

die Mauer, nahm den Hut wieder vom Kopfe und blickte in der großen feierlichen Stille, in der sonnigen Wärme des ersten Frühlingstages zum himmelhohen blauen Firmamente auf, ganz in Träume versunken.

Oben hatten sich die kleinen Wölkchen verwischt; keine einzelnen mehr, keine Reihen, kein Zug, keine Schwadron, kein Regiment, alles aufgelöst zu einem weichen, hellen Wolkenballen. Und mir schien, als wäre der Blick durch nichts mehr gehemmt, als könnte ich hoch und tief hineinsehen in die unendliche Bläue, weiter, weiter, immer weiter, den ganzen Weg entlang, den die Seele meines Kameraden geflogen, den Weg, den sie zog, rein, körperlos, befreit von Menschenvergehen und Erdenschwere. Und eine unendliche Sehnsucht verzehrte mir das Herz, die Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, Ungewissem: Stimmung — Traum — Poesie.

Digitized by Google

Frieden

Digitized by Google

Ich bin von Jugend auf kränklich gewesen, habe nie regelmäßig die Schule besucht, war immer ein Schwächling, ein Sorgenkind und habe infolgedessen nie in meinem Leben etwas geleistet. Ich habe auch früher nie etwas geschrieben. Heute, wo ich sechzig Jahre alt bin, ist es das erste Mal, daß ich die Feder ergreife. Warum? Ich möchte meinem armen Leben irgend einen Wert verleihen, indem ich ‚menschliche Dokumente' beibringe, ohne Rücksichten, ohne Schönfärberei, ohne Verheimlichung. Alles, was ich erzähle, ist geschehen. Ich gebe Bescheidenes, aber nur Wahrheit. Etwas macht es mir möglich zu sprechen: Alle, von denen ich berichten will, leben nicht mehr.

I.

Mein Vater besaß eine Fabrik in unmittelbarer Nähe einer großen Stadt. Ich nenne sie nicht, ich gebe auch den Industriezweig nicht an; eines kommt mir dabei zu Hilfe, mein Vater war eigentlich kein eifriger Industrieller. Die Industrie betrachtete er als Brot für seine Familie

Digitized by Google

und andererſeits fühlte er die Verpflichtung, was ſein Vater gegründet, weiter zu führen.

Seine eigentliche Neigung lag auf anderen Gebieten. Er war ein Träumer und Phantaſt; er begeiſterte ſich für die Künſte, für Geſchichte, Erd- und Himmelskunde, für Botanik und Zoologie, für alle Neuerungen der Technik, für alle Errungenſchaften menſchlichen Geiſtes, geſtern, heute und morgen, nur für den eigenen Betrieb nicht.

Er hatte ſich ein Laboratorium eingerichtet und trieb dort Chemie, obgleich die Chemie in keinem Zuſammenhang mit ſeinen Werken ſtand. Ich erinnere mich noch, wie er mich als Kind, während die Brüder lernen mußten, mitnahm und mir dieſe und jene chemiſchen Vorgänge zeigte.

Er war groß, etwas ſtark, er hatte einen blonden Vollbart, der ihm faſt bis auf die Bruſt herabreichte, damals ſchon, ich glaube ſehr zeitig mit weißen Haaren durchzogen. Ich ſehe ihn noch an den Retorten, an organiſchen Verbrennungsapparaten ſtehen, mit ſtrahlendem Geſicht beobachten, wie er ſich dann zu mir wandte und ſagte: Es gelingt!

Es beſchäftigte ihn offenbar ein unklares Problem. Er ſprach davon, daß er der Löſung eines großen zukunftsreichen Geheimniſſes auf der Spur wäre. Ich meine jetzt, er verſuchte das Eiweiß, jene allernährende, alles Organiſche aufbauende Subſtanz auf eine künſtliche Weiſe, ſynthetiſch aus Elementen oder einfacheren Verbindungen zuſammenzuſetzen. Er ſprach einmal von ganz analogen Experimenten, durch welche die ſynthetiſche Zuſammenſetzung des Indigo und manches andern organiſchen Körpers zur Bewunderung

Digitized by Google

der Welt geglückt wäre. Von einem Gelingen dieser seiner Experimente versprach er sich die weittragendsten Wirkungen, die Lösung der Ernährungsfrage überhaupt, und damit schließlich auch die der sozialen Frage, kurz, eine neue Beglückung der Menschheit.

Solange mein Vater der Fabrik vorstand, gedieh sie nicht; er verstand es nicht, sie vorwärts zu bringen. Er kümmerte sich zu wenig darum, er war kein Geschäftsmann. Er ließ seine Leute schalten und walten, und ich glaube, es ist während seiner ‚Regierungszeit', wie er es selbst nannte, sogar ein Rückschritt zu verzeichnen gewesen.

Das wäre vielleicht für uns alle pekuniär gefährlich geworden, wenn nicht mein ältester Bruder die Fabrik übernommen hätte, Theodor, der nüchternste, arbeitssamste Mensch, den ich je gesehen, der geborene Kaufmann mit Unternehmungsgeist und doch ganz Zahlenmensch, jemand, der selbst allerlei neue Maschinen konstruierte und dabei nicht ein Gramm Phantasie besaß.

Der Vater überließ sie ihm ruhig, er atmete auf, daß er sich damit nicht mehr zu beschäftigen brauchte. Er vermehrte nur noch seine Bibliothek, kaufte hier und da einmal eine Bronze, ein gutes Bild, eine Radierung, und stundenlang saß er in seinem Laboratorium, in dem aber in den späteren Jahren gar nichts mehr geschah, nichts versucht wurde, in dem die Chemikalien verdarben, eintrockneten und alles verstaubte.

Dort träumte er regungslos in seinem Stuhl, starrte vor sich hin, grübelte und tat nichts, und dann kam er zu Tisch und sagte: Ich habe lange gearbeitet!

Digitized by Google

Was hat er getan? Nichts! — Aber es war keine Lüge, er glaubte selbst, er hätte gearbeitet.

So will ich denn auch von meinem zweiten Bruder erzählen: Erich war Offizier geworden. Er stand in einem Dragoner-Regiment; ein Mensch, erregt, heftig, immer im Gang, ein ausgezeichneter Reiter, der zum Leid meiner Mutter Rennen ritt.

Er konnte sich nicht vertragen mit Theodor, der für ihn arbeiten mußte, der für ihn in der Fabrik das Geld gewann, das Erich dann auf den Rennplätzen vertat. Ich glaube, mein ältester Bruder hätte am liebsten dem Jüngeren die Zulage abgeschnitten, aber das war des Vaters Sache. Und mein Vater hat immer und oft für den Dragoner bezahlt, wenn er Geld, wenn er Pferde brauchte. Nie verlor er dabei ein Wort.

Das waren meines Bruders Erich frühere Jahre; später kam eine Wandlung mit ihm. Ich meine, es fand etwa um sein dreißigstes Jahr statt. Aber das greift in meine Geschichte ein, und ich glaube, ich muß das später erzählen.

Nun zu meiner Mutter, meiner lieben guten Mutter. Ich sehe sie vor mir in verschiedenen Lebensaltern. Als ich noch ein Kind war, mit nachtschwarzem Haar und kohlschwarzen Augen. Ich fand die Mutter so schön! Ich dummes Kind habe es ihr oft gesagt, aber sie lächelte dann nur schmerzlich.

Ich konnte mir den Grund nicht erklären, denn sie hätte sich doch freuen müssen, aber es schien, als wollte sie an ihre Schönheit nicht erinnert sein.

Digitized by Google

Man wird ſagen, was verſteht ſo ein Knabe davon! Nun, ich habe ſpäter andere Menſchen gefragt, als die Mutter nicht mehr lebte, ich habe eifrig alles zuſammengetragen, was ich erfahren konnte; ich hatte ja nichts zu arbeiten; es war meine Beſchäftigung. Und ich habe von ihrer Schönheit gehört, in den verſchiedenſten Worten zwar, aber alle waren ſich einig, wie ſchön meine Mutter geweſen ſei.

Dann kam die ſpätere Zeit, als ich ſchon erwachſen war; da begann ſie genau wie der Vater, ſchon frühzeitig zu ergrauen, und noch ſteht ſie vor mir als eine Frau mit ſilbernem Scheitel, etwas traurig, etwas müde, immer noch mit ihren herrlichen Augen, ſo daß ich mich erinnere, wie Leute zu mir ſagten:

— Ihre Frau Mutter muß ja aber einmal wunderbar ſchön geweſen ſein!

Wie etwas Seltſames, nicht der Natur Entſprechendes, als fiele es ihnen auf. Warum fiel es ihnen auf, fragte ich mich. Dafür gab es nur eine Erklärung: Es war ihnen unverſtändlich, daß eine ſo ſchöne Frau Söhne zur Welt gebracht hatte, die alle häßlich waren.

Theodor war rieſig, fett, mit dem Geſicht eines Fauns, von dem er doch gar nichts hatte. Vielleicht war es der dünne Bart, den er lang trug, als wollte er dem Vater nachahmen.

Erich war zwar ſchlank und gut gewachſen, aber klein und dadurch entſtellt, daß ihm ein Pferd das Naſenbein zerſchlagen hatte.

Und ich bin immer, wie ich ſchon erwähnte, ſchwächlich, kränklich, ungeſund, klein geweſen.

Digitized by Google

Meine Mutter war eine Frau, die ihr Haus zu führen wußte. Ich habe später manchen Haushalt in nächster Nähe gesehen, und kann wohl sagen, daß keiner in Ordnung war im Vergleich zu dem meiner Mutter.

Sie hatte nicht bloß ein seltenes Talent mit den Dienstboten zu verkehren, alles praktisch im Hause einzurichten, sondern sie kümmerte sich auch wirklich um jede Kleinigkeit, was bei einem so großen Hauswesen etwas sagen will.

Es gab zwar keine Bälle, Diners und Abendgesellschaften — unsere gesellschaftlichen Beziehungen waren nicht groß — aber so etwas hätte ihr nichts bedeutet. Eine vorher angesagte noch so große Anzahl von Personen zu bewirten, wäre meiner Mutter eine Kleinigkeit gewesen: die Schwierigkeiten im Haushalt lagen bei uns anderwärts.

Wenn mein Vater ausging und er Bekannte traf, so brachte er sie mit zu Tisch, und wenn er niemand fand, suchte er geradezu jemand. Es war ihm förmlich ein Bedürfnis nicht allein zu sein, und in der Tat erinnere ich mich kaum, daß wir jemals ohne einen Fremden am Tisch gesessen hätten.

Manchmal kam Besuch, oder die Leute fielen unangemeldet in die Suppe, denn sie wußten, wie mein Vater darüber dachte. Es war eine Schwäche, eine Leidenschaft von ihm, jeden Menschen, mit dem er fünf Worte gewechselt, zu Tisch einzuladen. Das ging soweit, daß er nicht bloß seine Bekannten bat, sondern auch Bekannte von Bekannten und deren Bekannte und Freunde wieder aufforderte.

Ich erinnere mich, daß, wie ich als Kind mit dem

Digitized by Google

Vater spazieren ging, er oft einen Jugendgenossen von sich traf, einen Geschäftsfreund, jemand, der die gleichen Neigungen zu chemischen Problemen hatte wie er, manchmal einen Maler, einen Bildhauer, einen Schriftsteller, oder einen Gelehrten: die wurden dann regelmäßig beim Arme genommen und mitgeschleppt.

Begegnete ihnen mein Vater mit jemand, den er nicht kannte, so genügte es, daß man gegenseitig den Namen nannte, und auch der Fremde wurde sofort aufgefordert. Mein Vater pflegte zu sagen: ‚Es widersteht mir, jemand zu Tisch zu bitten, und ein anderer hört es mit an und wird nicht eingeladen.‘

Da galt es dann immer Essen und Trinken bereit zu haben für eine unbestimmte Anzahl Leute. Die Mutter konnte nie wissen, waren wir sechs, zehn oder gar zwölf Personen bei Tisch.

Aber niemals, so lange ich denken kann, erwuchs daraus irgend welche Schwierigkeit; man hörte keinen Lärm im Haus, kein Eilen und Hasten. Boten flogen nicht davon zum Kaufmann, zum Fleischer. Man sah keine erregten oder mißmutigen Gesichter. Es ging alles ganz von selbst. Es war wie in einem Restaurant, wo sie auf zehn Gäste genau so eingerichtet sein müssen wie auf hundert.

Meine Mutter verlor nie ein Wort; ich glaube, hätte der Vater plötzlich seine sämtlichen Angestellten mitgebracht, es würde sich Platz und Essen gefunden haben. Er lud auch nicht selten seine Prokuristen ein oder die Herren vom Contor. Immer setzte man sich rechtzeitig zu Tisch, immer war das Essen fertig, und das größte Rätsel: meine

Digitized by Google

Mutter eilte nicht fortwährend geschäftig hinaus, sondern unterhielt sich mit dem Besuch, ehe es zu Tisch ging. Es war, als liefe in diesem Hause alles von selbst.

Ich habe manchmal darüber nachgedacht, woher dieser Drang meines Vaters kam, niemals allein mit der Familie zu sein. Es war doch merkwürdig bei einem Mann wie er, der im Grunde ein Träumer genannt werden mußte, ein Phantast, ein Mann, der gern seinen Gedanken überlassen blieb.

Ich habe dann gefunden, daß er diesem Hange nachging, wenn er in seinem Laboratorium saß, in seiner Bibliothek verweilte, wenn er seine Radierungen besah.

Ich kann mich nicht erinnern, jemals die Eltern allein miteinander gesehen zu haben. Wenn die Gäste gegangen waren, zog sich der Vater zurück. Er arbeitete oder meinte es zu tun, und meine Mutter beschäftigte sich im Hause. Sie bereitete das vor, was ihr dann, wenn ihr der Vater Gäste zuführte, spielend im Haushalt gelang.

Meine Eltern wohnten getrennt. Ich habe das als Kind nicht bemerkt, ich fand es in späteren Jahren unpraktisch und als der Vater anfing zu kränkeln, beinahe unrecht, denn zwischen den Schlafzimmern der beiden lag eigentlich das ganze Haus. Ein riesiges, altes Gebäude, einst ein Gutshof, mit einem unendlichen Gang, der vier oder fünf Mal um die Ecke führte, ein Haus, in dem man sich wirklich verirren konnte. Zu verschiedenen Zeiten war es gebaut, treppauf mußte man und treppab, kaum drei Räume lagen gleich hoch. —

Ich habe als Kind, ich weiß es, den Vater mehr ge-

Digitized by Google

liebt als die Mutter. Er liebkoste mich, er erzählte mir allerlei Geschichten, und gerade während der langen Zeiten, da ich krank war und nichts lernen konnte, bemühte er sich, all' die Lücken in meinem Bildungsgang zu schließen. Spielend suchte er mir Kenntnisse beizubringen; ich habe dadurch allerlei gelernt, aber System lag nicht darin. Ich hätte nie ein Examen machen können und darf glücklich sein, daß ich darum gekommen bin.

Die Mutter sprach wenig mit mir. Ich kannte sie nur still, einsam und verschlossen. Es war, als wüßte sie uns Kindern nichts mitzuteilen, sie war immer wie gedrückt, sehr ernst, entsetzlich ernst.

Diese Stimmung schwebte auch über dem Hause, man hörte nie in der Familie ein Lachen; es wurden keine Scherze gemacht, es wurde nichts erzählt, es herrschte Stille, fast Grabesschweigen.

Das traf aber nur zu, wenn wir allein waren. Sobald Gäste sich im Haus befanden, taute der Vater auf; dann sprühte sein Hirn förmlich Funken, dann machte er Scherze, erzählte Anekdoten, berichtete aus seinen Jugendjahren Erfahrungen, die er gemacht, und mir stehen noch hundert Geschichten im Gedächtnis geschrieben von allerlei seltsamen Menschen, die er kennen gelernt, von abenteuerlichen Käuzen, von ganz ‚verrückten Genies', wie er sie nannte.

Wurde dann ein Tropfen getrunken, so löste er ihm noch mehr die Zunge, und wir saßen oft drei Stunden lang bei Tisch. Man trank Kaffee, einen Schnaps, die Cigarre brannte, und wenn die Brüder schon gegangen

Digitized by Google

waren wegen ihrer Schularbeiten, so blieb ich, das Sorgenkind, das nichts lernte und nichts tat, zurück und durfte lauschen.

Nie schickte man mich fort, denn nie fiel ein Wort, das für Kinderohren nicht bestimmt gewesen wäre, niemals, trotz aller Lustigkeit, ja Ausgelassenheit, in der sich der Vater manchmal erging, wenn die rechten Menschen um ihn versammelt waren, wenn er ‚Hof' hielt, denn so war es fast.

Mein Vater hatte etwas Keusches, er ging jedem Zweideutigen aus dem Wege; ich glaube, bei einer Geschichte, wie sie unter Männern hier und da erzählt wird, würde er rot geworden sein. Trotz aller Lustigkeit und bei einer wunderbaren Darstellungsgabe — denn er erzählte meisterhaft —, kam nie ein unanständiges, gemeines oder auch nur grobes Wort über seine Lippen. Dabei hatte alles was er sprach Charakter und Eigenart.

Etwas Seltsames habe ich später an meinem Vater bemerkt — oder ich weiß nicht, ist es mir erst klar geworden, indem ich dies schreibe? — er berührte nie irgend welche Beziehungen zwischen Mann und Frau; er sprach nie von Liebe. Es war, als gäbe es etwas Derartiges nicht. Und doch hatte dieser Mann etwas Starkes, etwas Männliches. Es gab keine Halbheiten bei ihm, keine Zwittergedanken, er war ein weicher Mensch, aber ein Mann.

Während mein Vater mit seinen Gästen bei aufgehobener Tafel noch bei Tisch saß, stand gewöhnlich meine Mutter auf und beschäftigte sich im Hause; meist erschien sie dann nicht wieder.

Der Vater aber nahm diesen und jenen Besucher —

Digitized by Google

nicht alle, denn von manchen trennte er sich, wenn sie aufstanden — mit in sein Zimmer hinüber, in die Bibliothek, wie wir es nannten.

Zum Abendessen versammelte sich die Familie erst wieder; auch nun waren wir nicht allein, sondern meist erschien jemand, den der Vater zu Tisch gehabt, gleich noch ein zweites Mal. Befanden wir uns aber doch allein, so redete er meist mit uns Kindern, gab uns gute Lehren und sprach dieses und jenes durch, was ihm im Laufe des Tages aufgefallen war. Wir hatten uns daran gewöhnt, zu fragen. Alles und jedes wurde gefragt, was wir uns nicht gleich erklären konnten, und immer wußte der Vater eine Antwort.

Die Mutter war stumm dabei, der Vater redete nicht mit ihr. Doch war sie nicht etwa von geringem Verstand, so daß sie nicht hätte teilnehmen können; sie war im Gegenteil eine kluge Frau, die über manches eigene Ansichten hatte, viel las und überall gut beschlagen war.

Das kam zum Ausdruck, wenn sie sich mit den Gästen unterhielt. Da habe ich manchmal gestaunt über das, was die Mutter wußte. Aber vom Vater habe ich nie ein anerkennendes Wort gehört, nie eine Zustimmung. Er selbst zog sie niemals ins Gespräch. Dabei war er nicht etwa rücksichtslos oder hart gegen sie; das hätte seiner ganzen Natur nicht entsprochen.

Er war im Gegenteil artig, vielleicht, wie ich mir später klar machte, gar zu artig, denn er hatte etwas Zeremonielles, in der Art wie er sie behandelte. Er sprang immer zu, wenn sie einmal etwas fallen ließ, es aufzuheben,

Digitized by Google

er rückte ihr den Stuhl, er brachte ihr das Kissen in den Rücken, daß sie bequem sitzen sollte, er hatte tausend Aufmerksamkeiten für sie, aber seltsam, seltsam, dabei redete er nicht mit ihr.

Mir war das Abendessen lieber noch als der Mittagstisch; dabei erzählte der Vater manchmal noch mehr, als wenn mehrere Fremde anwesend waren, die er dann oft reden ließ, während er in Sinnen versank. Es war alles so klar, so gerecht und richtig, was dieser Mann urteilte und sprach, und er wußte über alles und jedes Bescheid, und nie wiederholte er sich.

Da wurden wir Kinder in früheren Jahren schon mit Dingen bekannt, die andere wohl kaum hörten.

Ich will etwas herausgreifen: Eines Tages redete er über die Entwicklung unserer Sprache, und dann citierte er lange Stellen aus althochdeutschen und mittelhochdeutschen Gedichten. Den nächsten Tag war etwa von religiösen Gebräuchen der Südsee-Insulaner die Rede. Dann hielt er einen förmlichen Vortrag über das Entstehen des deutschen Nationalgefühls. Das Werden war es, was ihn immer interessierte.

Wir wurden bekannt gemacht mit den Reisen der Gebrüder Schlagintweit, wir hörten von Goethe, die Stellung Irlands zu England ward uns historisch entwickelt. Dürers Lebensgang rollte sich vor uns auf, als ob wir den gleichen Erdenweg mit ihm geschritten wären.

Einmal erzählte uns der Vater genau die Schlacht bei Eylau. Er nahm dazu Bleistift und Papier und ließ die Truppen aufmarschieren, ja die Veränderungen, die

Digitized by Google

zu verschiedenen Zeitpunkten der Schlacht in der Truppenverteilung stattgefunden, wurden uns graphisch vorgeführt.

Aus seinen Worten ahnten wir längst, ehe unsere heutige Entwicklung gekommen, die Zukunft der Elektrizität.

Er sprach dazwischen von einem neuen Öler für Maschinen. Die Lebensweise des Eisvogels wurde uns so genau erklärt, als ob der Vater sich nur mit dem Studium dieses Tieres beschäftigt hätte.

Max Klingers Anfänge als Radierer gaben ihm ein Ahnen in die Seele, hier erwache ein Genie. Dann ward uns Michelangelos Größe staunend klar, und am Abend wußte der Vater von spanischen Volkssitten zu erzählen, setzte uns vulkanische Erscheinungen auseinander, redete vom Urtext des neuen Testaments.

Eins blieb dieser Tafelrunde fern: ‚Klatsch'! Alles, was sonst das Leben der meisten Menschen erfüllt, Redereien über den lieben Nächsten, interessierten ihn nicht, und wenn wirklich einmal einer ein solches Thema anschlug, so wurde der sonst so weiche, liebenswürdige Mann zuerst unruhig, dann fast grob — die einzigen Male, wo ich eine starke Erregung, ein Aufflammen von Leidenschaft bei ihm bemerkt habe.

Er pflegte dann zu sagen: Es ist alles nicht wahr!

Oder er fragte geradezu, wenn jemand, der die Gepflogenheit des Hauses nicht kannte, von irgend einem Skandal des lieben Nächsten berichtete:

— Sagen Sie mal, sind Sie dabei gewesen?

Wenn das noch nicht half, kam das weitere:

— Würden Sie das dem Betreffenden ins Gesicht wiederholen?

Digitized by Google

Dann schlug er die Hände zusammen, preßte die Finger ineinander, als wollte er beten und meinte:

— Gott gebe uns Mut, Mut, physischen und moralischen, und hört ihr, Kinder, merkt euch das für das Leben, der moralische steht viel höher.

Und ich erinnere mich an Worte von ihm, wie:

— Es sollte jeder Mensch alles vertreten können, was er sagt.

Einmal sprach er etwas Merkwürdiges, das ich damals nicht verstand, das mir erst in viel späteren Jahren klar geworden ist. Er sagte:

— Man muß mit etwas, das man einmal getan hat, rechnen und abrechnen können. So wenige Menschen haben den Mut, etwas Gegebenes hinzunehmen.

Wenn wir abends aufstanden, so trennte sich die ganze Familie. Die Mutter sagte ‚gute Nacht' und meinte mit einer ständigen Redensart:

— Ich habe noch zu tun.

Aber sie ging meist in ihr Zimmer und schloß sich ein.

Der Vater setzte sich dann in die Bibliothek, entweder mit dem Besuch oder allein, und ich dummer Junge wurde zu Bett geschickt.

2.

Als die Brüder längst aus dem Hause waren, blieb ich noch daheim, einmal war ich der Jüngste und dann

Digitized by Google

bedurfte ich oft der Pflege. Ich hatte keinen Beruf, was hätte ich da anders anfangen sollen?

Theodor war auf dem Gymnasium in der Stadt, und da Haus und Fabrik zu weit entfernt lagen, als daß er täglich den Schulweg hätte viermal machen können, hatte ihn der Vater zu einem seiner Lehrer in Pension getan. Theodor war immer einer der ersten in seiner Klasse, er lernte nicht übermäßig leicht, er hat niemals spielend etwas erreicht, aber er war schon als Knabe so gewissenhaft, daß er es trotzdem zu Erfolgen brachte.

Anders Erich. Dem wurde es nicht schwer, er wußte etwas auswendig, wenn er es dreimal gelesen hatte, nur vergaß er es ebenso schnell wieder. Er war damals schon leichtsinnig, gründete auf der Schule mit andern ein ‚Korps', äffte studentisches Wesen nach, rauchte, obgleich es ihm sehr schlecht bekam, schon als ganz kleiner Kerl, schwänzte die Schule, machte allerlei Unsinn und brachte es trotz seiner Begabung fertig, zweimal hintereinander sitzen zu bleiben.

Da nahm man ihn von der Schule fort, der Gedanke an einen Hauslehrer wurde erwogen, und längere Zeit hindurch war mein Vater der festen Überzeugung, das wäre das richtige.

In diesem Punkt setzte ihm die Mutter, die sich sonst unter alles beugte, Widerstand entgegen. Der Vater hatte eine Unterredung mit ihr, der keiner von uns beiwohnte, und dann ging die Mutter wie gedemütigt mit gesenktem Kopfe davon. Ich sehe sie noch aus dem Zimmer treten, es war, als hätte sie einen Schlag bekommen, und dabei war die Unterredung drinnen — wir Bengels hatten

Digitized by Google

gelauſcht — niemals laut geweſen, kein böſes Wort war gefallen, ich glaube, das hätte der Natur meines Vaters widerſprochen.

Ich, der ich über alles derartige nachgedacht habe, kann mir heute erklären, warum der Vater durchaus ſeinen Willen haben wollte: Mit dem Hauslehrer ſtändig am Tiſch, wäre er nie mit der Mutter allein geweſen.

Ich weiß nicht warum ſich dieſer Plan dennoch zerſchlug, jedenfalls wurde Erich eines Oſtern ins Kadetten-Korps geſteckt, und da er das nötige Alter ſchon hatte, kam er gleich nach Lichterfelde.

Wir haben ihn Jahre lang nur zu den Ferien geſehen, und er wurde uns allmählich fremd. Das Verhältnis zwiſchen Theodor und ihm änderte ſich; ſie zankten ſich nicht mehr, aber der Kadett ‚ſchnitt' den ‚Pennäler', wie er ſagte.

Erich redete nur noch von Uniformen und militäriſchen Verhältniſſen, und Theodor der Schüler, wie ich der Nichtstuer, ſchienen ihm gleich verächtlich.

Der Vater liebte nicht die Zeit, in der wir außer dem Hauſe waren. Es war mir immer, als empfände er die Gegenwart von uns Kindern wie ein Bindeglied zwiſchen ſich und der Mutter. Ich merkte in den langen Jahren, der ich nur beobachtete und nichts tat, wie es der Vater immer mehr zu vermeiden ſchien, mit ſeiner Frau allein zu ſein.

Standen nun die Ferien vor der Tür, ſo war der Vater gut gelaunt, in der Hoffnung, es würde jetzt noch mehr Leben im Hauſe ſein. Beim Ferien-Anfang jubelte er dann laut auf wenn die Brüder kamen, küßte ſie überaus

Digitized by Google

herzlich, lief Arm in Arm mit ihnen in Hof und Garten spazieren und bei Tisch fragte er sie genau aus über jede Kleinigkeit, wie es ihnen ergangen.

Vor allem mußte Erich erzählen. Aber eine rechte Aussprache kam nicht zu stande, weil alles, was Erich sprach, immer in eine gewisse Spitze gegen das Gymnasium auslief und wiederum Theodor tat, als wäre er gewissermaßen der Hüter des heiligen Feuers der Wissenschaft, Erich aber nur eine Art höherer Idiot mit rotem Kragen und blanken Knöpfen.

So kam es, daß des Vaters Begeisterung und Freude über die Anwesenheit der Brüder bald verflog. Es machte mir den Eindruck, als wäre er beinahe zufrieden, wenn die Ferien wieder zu Ende gingen. Ich pendelte als eine Null zwischen all dem umher, fühlte mich manchmal unglücklich, war aber doch wohl meist zufrieden, daß ich nichts zu tun brauchte, denn ich war unendlich faul.

Endlich kam die Zeit, daß beide Brüder ihre Examina gemacht, und nun wurde es ganz still im Haus. Theodor, von dem es feststand, daß er die Fabrik einmal übernehmen sollte, besuchte das Polytechnikum in Charlottenburg, und da er ungeheuer fleißig war, sahen wir ihn nicht einmal während der Ferien. Er benutzte diese dazu, — ich glaube übrigens, auf des Vaters Wunsch — um andere Länder zu sehen, dort Maschinen, Fabrikeinrichtungen und Arbeiterverhältnisse zu studieren.

Er war uns auf diese Art jahrelang entrückt und erschien nicht einmal zu Weihnachten, denn auch da befand er sich auf Reisen.

Digitized by Google

Erich aber war bei einem Provinz-Dragoner-Regiment eingetreten, und nachdem er erst einmal Offizier geworden war, kam auch er selten nach Haus. Es gab nur noch ein Interesse für ihn auf der Welt: er hatte sich, wie ich schon erzählt habe, dem Rennsport zugewandt.

Der Vater war halb unglücklich über diese kostspielige Leidenschaft, halb stolz auf seinen Sohn. Unglücklich, weil er meinte, Erich könne doch einmal wenigstens im Jahr seine Eltern besuchen, stolz, weil der Junge in den Zeitungen stand. Der Sportteil, sonst nie beachtet, wurde in diesen Jahren immerfort gelesen.

Da war Erich Zweiter gewesen, dort hatte er ein Rennen gewonnen, und die spärlichen Postkarten, die er ab und zu schickte — denn Briefe kamen nur, wenn er Geld brauchte — waren von den verschiedensten deutschen Rennplätzen datiert. Sie enthielten eigentlich nur immer die Mitteilung, daß er ein Rennen gewonnen, oder welchen Platz er belegt.

Ab und zu schrieb ihm wohl der Vater, er möchte sich doch einmal zu Hause zeigen. Sofort kündete Erich an, er würde dann und dann auf einen oder zwei Tage kommen. Im Hause herrschte großer Jubel, es wurden Vorbereitungen getroffen, wie zum Empfang des Königs, diese oder jene Bekannten wurden schon im voraus nach des Vaters alter Gewohnheit zu Tisch eingeladen, und im letzten Augenblick traf ein Telegramm ein, er hätte keinen Urlaub bekommen.

Da gab es Verstimmung und böse Gesichter, aber merkwürdigerweise galt Ärger und Zorn nicht Erich, sondern

Digitized by Google

nur seinem bösen Kommandeur, der ihn nicht fortließ, während er ihn doch auf sämtliche Rennplätze schickte.

Ich hatte schon damals die Ansicht, dies müsse eine falsche Auffassung der Dinge sein, aber weniger aus Erkenntnis, als weil ich immer anderer Meinung war, wie die übrigen im Haus.

Zu Weihnachten jedoch pflegte Erich wirklich zu kommen, und in diesen Tagen gab es niemand mehr im Hause als ihn. Mit der Mutter sprach der Vater ja überhaupt kaum ein Wort, aber auch ich trat dann gänzlich zurück, so daß ich nicht gerade mit den freundlichsten Gefühlen auf meinen Herrn Bruder blickte.

Regelmäßig pflegte dann Erich eine größere oder kleinere Geldsumme, die er gebeichtet, mitzunehmen; den Vater schien das aber kaum zu verstimmen.

Ein paar Tage darauf war das Gleichgewicht wieder hergestellt, ich wurde mit ins Laboratorium genommen, ich durfte mit spazieren gehen, soweit ich nicht wegen ewiger Erkältung oder meines schwachen, körperlichen Zustandes halber geschont wurde, und Erich schien für den Augenblick wieder die zweite Rolle zu spielen.

So vergingen einige Jahre, und ich war schon stark in den Zwanzig. Immer noch führte ich mein unglückliches, unnützes, krankes Dasein im Haus, und da ich nichts gelernt hatte, gab es wohl keine Aussicht, daß sich darin etwas ändern konnte.

Jetzt kam die Zeit, wo Theodor hätte in die Fabrik eintreten sollen, aber er befand sich in England und wollte nicht zurückkehren. Ich erfuhr zuerst nicht den Grund. Es

Digitized by Google

blieb dabei, er kam nicht. Einmal des Abends setzte mir der Vater auseinander, warum.

Er hatte sich, ohne die Eltern davon zu benachrichtigen, in England, wo er Teilhaber einer Fabrik geworden war, verheiratet. Er hatte den Eltern einfach die Tatsache angezeigt mit den kühlen Worten des Verstandes- und Rechenmenschen: er wäre mündig, brauche niemand zu fragen und hätte es für gut befunden, sich am heutigen Tage mit Fräulein Ellen Lesly zu vermählen. Er würde sie später einmal vorstellen.

Er erwähnte nichts von der Familie seiner Frau, sagte nichts über ihr Aussehen, schickte keine Photographie, sie schrieb keinen Brief, um sich als Schwiegertochter einzuführen, genug, die Eltern hatten recht, erzürnt zu sein. Der Vater fragte immer:

— Wodurch habe ich das nur verdient? Habe ich ihm nicht Vertrauen genug gezeigt? Ein Vertrauen ist doch des anderen wert. Aber mein Junge ist das nicht, sie steckt dahinter! Sie, diese Engländerin! Diese verdammten Weiber!

Ich hatte ihn noch nie so erregt gesehn. Ich glaube sogar, daß es das erste Mal war, daß dieser feine, fast zarte Mann, den Ausdruck ‚Weiber' gebrauchte, der bei ihm schon einen hohen Grad von Entrüstung vorstellen mußte.

So gingen wieder einige Jahre hin, und es änderte sich nichts. Ich glaube nur, daß die Geschäfts-Unkenntnis und Träumerei des Vaters anfing, hier und da der Fabrik ernstlich Schaden zu tun, so daß es am Platz gewesen wäre, Theodor, trotz seiner Verheiratung, unter allen Umständen zurückzurufen.

Digitized by Google

Doch es geschah nicht. Die Mutter hatte keinen Willen, sie sprach in den letzten Jahren weniger denn je, zog sich immer mehr zurück, und der Vater war in seinen Sohn Erich so verliebt, daß er an Theodor wohl gar nicht mehr dachte.

Eines Tages rief mich der Vater in sein Zimmer und ließ mich feierlich setzen, so daß ich das Gefühl hatte, er wolle mir eine Eröffnung machen. Er steckte sich eine Cigarre an, denn ohne die konnte er nicht sprechen, nahm mir gegenüber Platz und sagte, ich sei nun ein erwachsener Mann, und er könne, dürfe und müsse mit mir ein ernstes Wort reden.

Ich spannte die Aufmerksamkeit an, denn ich meinte, es müsse irgend etwas Außerordentliches kommen, aber ich empfand, daß das, was er nun endlich sagte, diese Einleitung gar nicht rechtfertigte. Er eröffnete mir nämlich, er habe sich entschlossen, ein junges Mädchen, eine Waise, in sein Haus zu nehmen, und dieses Mädchen würde binnen kurzem bei uns eintreffen.

Finanzielle Dinge waren nie mit mir besprochen worden. Ob diese Aufnahme einer Waise im Hause eine Mehrbelastung oder gar Überladung des Budgets bedeutete, darüber zu richten war nicht meines Amtes. Es schien mir auch wirklich nicht darauf anzukommen, ob ein Mensch mehr bei uns lebte oder nicht, denn allein bei Tisch waren wir doch nie.

So fand ich denn zwischen der Eröffnung und dem Tone, in dem sie gemacht ward und der Wichtigkeit, die ihr beigemessen wurde, ein gewisses Mißverhältnis. Das

Digitized by Google

mochte der Vater in meinen Zügen lesen. Darum sagte er, indem er näher rückte und — ich sehe ihn noch vor mir — die Hand auf meine Schulter legte:

— Mein lieber Junge, es ist keine Stütze etwa oder Gesellschafterin für deine Mutter. Es wird mehr sein, und darum meine ich mit euch Kindern darüber sprechen zu sollen. Es ist ein Mädchen, das einen dauernden Platz im Hause haben wird. Verstehst du? Einen Platz, nun sagen wir, wie du selbst, wie Erich, wie Theodor.

Ich begriff noch immer nicht. Er fuhr fort, und jetzt war er fast beschämt, als könne er mir nicht in die Augen blicken:

— Ich gedenke nämlich dieses Mädchen gewissermaßen euch gleich zu stellen!

Nun blickte ich auf, und er fuhr fort, als wolle er mich nicht zu Worte kommen lassen:

— Ja, gewissermaßen euch gleichzustellen, du wirst es richtig auffassen; meine Kinder stehen meinem Herzen ja näher, und so meine ich das auch nicht. Ich möchte es mehr wirtschaftlich ausdrücken: ich habe die Absicht, dieses Mädchen an Kindesstatt anzunehmen. Wirklich, regelrecht an Kindesstatt. Ich sage dir nochmals, daß sie euch den Platz in meinem Herzen nicht streitig machen wird, ja überhaupt, überhaupt. . . .

Er brach ab und ging im Zimmer auf und ab, dann erklärte er mir, während er immer seinen Weg fortsetzte, Einzelheiten.

Er hielt es für nötig, mich davon in Kenntnis zu setzen, wie er es schriftlich auch Erich gegenüber getan

Digitized by Google

— Theodor erwähnte er nicht — weil, wenn er an Kindesstatt jemand annehme, daraus natürlich auch eine Erbberechtigung folge. Er müsse uns also davon sprechen, weil wir uns benachteiligt fühlen könnten. Dieses Gefühl, daß er etwa ungerecht handle, möchte er um keinen Preis bei uns aufkommen lassen. Er hätte das Mädchen uns pekuniär auch nicht gleichgestellt, — denn er müsse bei dieser Gelegenheit sagen, daß er in Anbetracht dieser neu eintretenden Umstände ein Testament gemacht habe — sie bekomme nur einen gewissen Teil, den unter anderen Verhältnissen allerdings natürlich wir erhalten hätten.

Mir war es peinlich, wie der Vater sich über seine Handlungen bei mir, dem Sohne, entschuldigte, und ich sprang auf und fiel ihm um den Hals. Da gab es plötzlich eine lange gerührte Scene, der Vater küßte mich, hielt mich lange umschlungen und fing fürchterlich an zu weinen.

Einen Mann weinen zu sehen, ist mir immer etwas Schreckliches gewesen, aber den Vater, meinen lieben guten Vater in Tränen zu erblicken, das konnte ich nicht überwinden, und ich flehte ihn an, er möchte aufhören, wir würden nie ein Wort verlieren, er wäre der beste Vater der Welt. Aber es half nichts, er schluchzte immer wieder auf, er war gänzlich gebrochen.

Den Tag über blieb er in seinem Zimmer. Er erschien sogar nicht einmal bei Tisch, so daß ich mit der Mutter allein blieb. Die aber fragte mich nur:

— Hat es dir der Vater gesagt?

Ich erzählte ihr, was vor sich gegangen. Sie gab darauf keine Antwort, sie starrte vor sich hin, und es war

Digitized by Google

ein schreckliches, einsames Mahl, denn heute saß kein dritter mit am Tisch.

Die Mutter schien ebenso gerührt zu sein wie der Vater, ihr standen unausgesetzt die Tränen in den Augen. Die verschlossene Frau hatte ich noch nie so gesehen. Ich weiß, daß bei diesem Mittagessen sich eine leise Wandlung in meinen Gefühlen zur Mutter vollzog; es war, als rührte ein Finger eine Saite, die noch nie erklungen. Ich empfand Mitleid mit ihr.

Doch warum sie bemitleiden? Es fehlte ihr nichts, sie bekam, was sie wollte, sie lebte, wie sie es für gut befand! Und doch fühlte ich irgend eine Last auf ihr ruhen, ein Unglück in ihrem Leben, nicht zu enträtseln. Ich hatte das Bewußtsein, du bist ihr Liebe und Entgegenkommen schuldig, du bist zu hart, zu streng, zu kalt, zu zurückhaltend gegen sie gewesen.

Ich sagte mir aber dann, das war sie gegen mich auch. Ich überlegte: war sie wirklich wie eine Mutter? Lebte sie nicht dahin, als hätte sie mir nur das Leben geschenkt und mich dann dem Vater überlassen?

Ich begann zu grübeln. Hatte sie einen Grund dazu? Doch den Grund fand ich nicht.

Von dem neuen Gast in unserm Hause war nicht mehr die Rede.

Und seltsam, ich wagte nicht daran zu rühren. Ich hätte doch fragen können: „Wann kommt sie denn, diese Schwester?“

Ich tat es nicht, und es verging abermals längere Zeit. Niemand sprach wieder davon. Jetzt begann mich

Digitized by Google

müßigen Menschen die Neugierde zu plagen. Wie alt war sie? Wie sah sie aus? Wie hieß sie? Könnten wir beide gute Kameradschaft halten, wirklich wie zwei Geschwister? Nun, ich wollte ihr entgegenkommen, an mir sollte es nicht fehlen. Aber wenn sie mir nun unsympathisch war?

Das alles erregte mich umsomehr, als ich mich gerade in jener Zeit besonders unwohl fühlte. Ich war nervös, grillig und wohl auch launisch.

Auf meinen Zustand hat das Wetter immer einen großen Einfluß geübt. Die Atmosphäre war mit Elektricität geladen, kommende Gewitter, die nicht zum Ausbruch kamen, Schwüle in der Luft, Wetterleuchten rundherum am Horizont, aber kein befreiender, reinigender Blitz, nicht Einschlag und Donner, keine Abkühlung, keine Gesundung.

Da tat ich — man denke immer daran, daß ich ein kranker, vielleicht zum Teil eingebildet kranker, verzogener Mensch war — da tat ich etwas, das mich jahrelang gereut hat. Ich fragte einmal, als sich von diesem Adoptivkinde noch immer nichts zeigte:

— Nun, wo ist denn diese berühmte Schwester?

Es war eine Rüpelhaftigkeit, eine Dummheit, aber die Wirkung war jäh und schrecklich.

Der Vater zuckte zusammen, wurde heftig, wie ich ihn nie gesehen, ballte die Fäuste, stampfte mit dem Fuß auf und rief:

— Nur Geduld, sie wird schon kommen!

Dann rannte er in seine Bibliothek und warf dröhnend die Tür zu.

Die Mutter aber blickte mich an, wie ein gequältes

Digitized by Google

Tier, das seinen Peiniger anfleht, es genug sein zu lassen; dann ging auch sie fort, und ich stand allein.

Aber ihr Blick grub sich in mein Herz, und ich eilte ihr nach. Sie hatte sich eingeschlossen. Ich pochte an ihrer Tür, ich bekam keine Antwort. Ich bat und flehte, ich wollte ihr Abbitte leisten. Nichts rührte sich.

Als ich sie wiedersah, war alles vorbei, sie hatte völlig ihre Fassung wiedergewonnen, und ich törichter Mensch gewann es nicht über mich, von neuem davon anzufangen.

3.

Ich hatte mich schon an den Gedanken gewöhnt, daß meine zukünftige Adoptivschwester überhaupt nicht kommen würde, als mich eines Tages die Mutter, ehe sie auf ihr Zimmer ging, bei Seite zog und mir zuflüsterte:

— Sei gut mit ihr!

Ich blieb vor einem Rätsel; aber abends, als wir uns im Eßzimmer versammelten — der Vater hatte den Radierer Dieſtel, der später zu Namen gekommen ist, mitgebracht — trat die Mutter herein, und ein junges Mädchen folgte ihr.

Sie war so blond wie die Mutter schwarz, nur ihre Augen waren dunkel, jenes seltsame Spiel der Natur, das ab und zu eintritt bei verschiedenfarbigen Eltern, und das

Digitized by Google

durch den Gegensatz zwischen der Nacht der Blicke und dem Gold des Haares um so seltsamer wirkt.

Sie mochte sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein, hatte ein längliches Gesicht, war schlank und zart und blickte sich beim Eintreten forschend um.

Ihr Auge drang in alle Ecken, lief zur Decke, glitt über den Tisch, huschte über die Gesichter der Anwesenden; sie erinnerte an ein Tier, das in einen Raum tritt, den es noch nicht kennt.

Das Mädchen war schwarz gekleidet. Ich erklärte es mir damit, daß sie Waise war.

Meine Mutter hätte sie einführen müssen.. Aber sie tat nichts, sie blieb an der Tür, der Vater auf der andern Seite des Tisches.

Das dauerte wohl eine Minute. Ein paarmal war es mir, als wollte der Vater auf das Mädchen zugehen; er machte eine Bewegung, er hob die Hand, ließ sie wieder sinken, setzte das eine Bein vor, aber schließlich blieb er stehen.

Der junge Maler war, wie man es oft bei beginnenden Künstlern findet, scheu, aber seine großen, klugen, schwarzen Augen sahen sich nach allen Seiten um und schienen das ganze Bild aufzusaugen, als sollten sie es mit dem Stifte festhalten.

Ich war so eigentümlich berührt, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte. Ich erwartete irgend eine Äußerung, eine Bewegung. Ich hatte das Bewußtsein, du mußt diesen Bann brechen, ein Laut muß tönen in dieser Stille — so geht es nicht weiter.

Und ich trat auf das Mädchen zu, mit den Worten:

Digitized by Google

— Guten Tag, liebe Schweſter! — zog ſie an mich und gab ihr einen Kuß.

Wir küßten uns auf den Mund, oder ich küßte ſie, denn ſie ließ es nur geſchehen.

Sie errötete und ſchaute mich an, und ich ſah dieſe großen, ſchwarzen Augen, die ich meinte ſchon irgendwo einmal erblickt zu haben, die mir ſo freundlich und bekannt entgegengrüßten, daß ich nichts Fremdes in ihnen entdeckte.

Erſt dann ſah ich mich um, und noch heute erinnere ich mich ſo genau, als wäre es in dieſer Stunde erſt geſchehen, eines Strahlens, eines Blickes meiner Mutter, als wollte ſie mir verſichern, daß ſie mich, ihren Sohn lieb hätte.

Auch auf des Vaters Geſicht war eine Veränderung vorgegangen. Er hatte plötzlich Bewegung und Worte gefunden, kam um den Tiſch herum, nahm langſam des Mädchens ſchmale Hand in ſeine Rechte und legte die Linke darauf. Er blickte ihr in die Augen und ſagte — ich kann die Worte wörtlich wiedergeben, denn mir iſt es, als hörte ich ſie noch im Ohre klingen:

— Sei gegrüßt, Margarete, bei deinem Eintritt in unſer Haus. Mögeſt du dich wohl fühlen bei uns.

Er machte eine längere Pauſe, dann fuhr er fort — und dabei war es mir, als ob ſeine Stimme zitterte:

— Und die du keinen Vater . . . . .

Er verbeſſerte ſich: . . . keine Eltern haſt, erkenne mich, erkenne uns als ſolche an, ich will dir den Vater erſetzen.

Es war, als wolle er noch etwas hinzufügen, aber er brachte nichts mehr heraus, und ſo verloſch dieſer feierliche Moment wie ein ſchlechter Aktſchluß auf der Bühne.

Digitized by Google

Denn nach dieſer Anrede, aus der Herzlichkeit geklungen, mußte doch irgend etwas erfolgen. Der Vater hätte ihr den Empfangskuß geben müſſen. Er tat es nicht, er behielt ihre Hand, er ſah ſie an, das Mädchen ſchlug die Augen nieder, und ihre Finger löſten ſich, ohne daß etwas geſchehen wäre.

Der Vater räuſperte ſich. Margarete, wie ſie genannt worden war, trat bis an die Wand zurück, faltete über ihrem ſchwarzen Kleid die weißen Hände und blieb unbeweglich ſtehen.

Wir ſetzten uns zu Tiſch, und es kam ein Abendeſſen, wie wir deren hunderte erlebt hatten. Ein Abendeſſen, vielleicht beſonders angeregt, denn der Vater hat ſelten ſo viel erzählt. Es war, als ſpräche er für ein Publikum, als wolle er über etwas hinwegkommen, als müſſe er den ſchlechten Anfang wieder gutmachen.

Er gönnte ſich kaum Zeit zu eſſen, es war etwas Unruhiges heute an ihm.

Nur zwiſchendurch leerte er ein Glas nach dem andern, und ich meinte zu unterſcheiden, daß der nüchterne Mann ſchließlich ein wenig mehr getrunken hatte, als ihm gut war.

Wir andern kamen nicht zum Sprechen. Die Mutter ſaß da mit zuſammengekniffenen Lippen, ſie blickte Margarete nicht an, ſie ſah nur vor ſich hin auf das Tiſchtuch. Als die Tafel aufgehoben wurde, erhob ſie ſich haſtig und ſagte laut, als wolle ſie genau feſtſtellen, was ſie mit dem neuen Familienmitglied vornähme:

— Ich werde dir dein Zimmer zeigen!

Darauf folgte ein kurzes Gutenachtſagen wie immer,

Digitized by Google

indem der Vater die Mutter auf die Stirn küßte. Margarete gab er mit kurzem Druck die Hand, wandte sich ab und sagte zu mir, der ich ihm sonst immer in die Bibliothek folgte:

— Schone dich heute, mein Junge. Gute Nacht, gute Nacht!

Dabei fühlte ich mich heute gerade besonders wohl. Aber ich ging, und der Vater verschwand mit dem stummen jungen Maler, der nicht ein Wort gesprochen.

4.

Margarete behielt ihren Namen nicht: man fand ihn zu lang. Grete sollte sie nicht genannt werden, denn so hieß unsere langjährige Köchin, und schließlich dachte man daran, daß sie in der Taufe auch den Namen Frieda empfangen.

Das nahm der Vater auf, er taufte sie gewissermaßen ein zweites Mal, indem er mit seiner tiefen, tönenden Stimme sagte:

— Frieda! Sie soll Frieden bei uns finden, und es soll Frieden über ihr sein!

Es waren eigene Worte, die ich mir mit der poetisch phantastischen Art des Vaters erklärte. Das Mädchen hieß seitdem nicht Frieda, sondern ‚Frieden'. „Frieden sollte über ihr sein!"

Einmal wurde in einem Brief an Erich dieser Name

Digitized by Google

erwähnt, und in seiner Antwort — sie wird wohl wiederum eine Bitte um Geld enthalten haben — machte er sich lustig über dieses ‚Frieden'.

Da erlebten wir es zum erstenmal, daß der Vater seinem Lieblingssohn scharf antwortete. Er verbat sich eine Kritik; wie er das Mädchen genannt, so hieße es. Die Folge davon war, daß Erich mehrere Wochen nicht mehr schrieb.

Frieden wurde allmählich eingeführt in den Haushalt, sie sollte sich um alles kümmern und die Mutter ein wenig entlasten. Es wurde gesagt, die Mutter wäre leidend, die Mutter wäre müde, die Mutter wäre krank. Ich wunderte mich darüber, denn ich hatte nie etwas davon bemerkt, aber da es so hieß, mußte es wohl sein. Und die Mutter zog sich immer mehr zurück, man sah sie nicht mehr viel im Haus.

Frieden dagegen übernahm die Schlüssel, rechnete mit der Köchin ab, besorgte die Wäsche, leitete alles.

Sie war scheu und still, sie sprach nicht viel, und man redete auch nicht mit ihr, die Mutter niemals und der Vater sehr selten. Er blieb bei seiner etwas zeremoniellen Art, die er doch gegen seine Söhne nicht hatte. Er reichte Frieden täglich die Hand, wenn er sie bei Tisch zum erstenmal am Tage sah, er gab ihr wieder die Rechte gegen Abend, wenn er sich in sein Zimmer zurückzog.

Der einzige, der sich bei Tisch mit ihr unterhielt, war ich. Wir saßen nebeneinander, und wenn der Vater mit seinen Gästen eine längere Auseinandersetzung hatte, über Politik, über einen Kunstgegenstand, über eine Frage

Digitized by Google

der Technik oder der Wissenschaft, dann wandte ich mich manchmal meiner Pflegeschwester zu.

Ich bekam immer nur eine kurze Antwort, denn jedesmal traf sie, wenn sie ein paar Sätze gesagt, ein Blick der Mutter, der anzudeuten schien: ‚Du bist hier angenommenes Kind, du darfst das Wort nicht führen, lasse den Vater sprechen.‘

Doch diese Blicke waren niemals hart, wie die einer bösen Stiefmutter, und oft ruhten die Augen der Mutter auf dem Mädchen mit einem warmen Ausdruck; aber jedesmal, wenn ich hinsah, wandte sie den Blick ab.

So kam es, daß wir nicht gern laut sprachen, und es begann zwischen uns bei Tisch ein flüsternder Verkehr, und in kurzer Zeit wurden wir gute Kameraden.

Eins hätte ich gern gewußt: wie Frieden Waise geworden. Aber ich wollte daran nicht rühren, denn ich meinte, die Wunde sei noch zu frisch. Ich wollte warten, bis sie von selbst mir davon erzählte.

So kam es, daß ich nur weniges erfuhr. Es schien, als wäre es stillschweigendes Übereinkommen, um dem armen Kind nicht wehe zu tun, von der Vergangenheit nicht zu reden. Nur ab und zu hörte ich einmal eine Äußerung der Mutter:

— Sie hat keine leichte Jugend gehabt!

Und dann wieder:

— Sie ist immer elternlos gewesen.

Allmählich aus diesem und jenem, setzte ich mir zusammen, daß sie auf dem Lande in Sachsen bei einem Geistlichen erzogen worden, als kleines Kind schon

Digitized by Google

dorthin gekommen war und ihre Eltern nie gekannt hatte.

Die Pfarrersfrau war kurz nach der Einsegnung des Mädchens gestorben. In ihr hatte sie eigentlich ihre Mutter geliebt. Einmal, als ich Friedens Zimmer betrat, das von allen Wohnräumen allein im Erdgeschoß lag, sah ich das Bild einer Frau in einfachem Kleide mit schlicht gescheiteltem Haar auf ihrem kleinen Schreibtische stehen. Als ich fragte, wen es darstelle, antwortete Frieden:

— Mama!

Doch sie verbesserte sich im nächsten Augenblick, als dürfe sie das mir, ihrem neuen Bruder, nicht sagen:

— Ich nannte sie so! Sie hat mich ja erzogen!

Aber wenn wir von ihrer Vergangenheit redeten, so sprach sie von der Frau, die sie großgezogen, doch immer wieder als von der ‚Mama'.

Das hörte einmal die Mutter, und sie, die sonst niemals etwas verbesserte, rief lebhaft:

— So sollst du sie nicht nennen.

In demselben Augenblick schien es ihr schon leid zu tun. Sie meinte mit gesenkten Augen:

— Sei mir nicht böse, liebes Kind! Du weißt, der Vater will nicht an die Vergangenheit erinnert sein.

Als hätte sie etwas Bedeutungsvolles damit gesagt, wiederholte sie langsam:

— Nein, er will nicht an die Vergangenheit erinnert sein.

Ich sah darin nur den Wunsch, das junge Mädchen möchte sich eng an die Familie anschließen, um hier ebenso

Digitized by Google

glücklich zu ſein, wie ſie es in der Kindheit im Pfarrhauſe geweſen.

Aber mir ſchien, als wäre Frieden doch nicht glücklich! Sie ſah immer ſchwermütig aus. Darin erinnerte ſie an die Mutter. Die beiden Frauen an unſerer Tafel ſprachen faſt nie, und ihre Augen ſchauten traurig drein.

Eines Tages im Sommer, als Frieden ſchon lange im Hauſe war, gingen wir ſpazieren. Der Vater ſchritt voraus mit einem Studienfreund von ihm, der zu Beſuch bei uns war. Frieden und ich gingen hintendrein.

Der Freund meines Vaters war Profeſſor an einer rheiniſchen Univerſität, ein großer, ſtarker, bebrillter Mann, mit mächtigem Schnauzbart. Er ſchwang einen gewaltigen Knotenſtock und ſchlug damit, während er mit tiefer, weithin ſchallender Stimme ſprach, im Vorübergehen den Halmen die Köpfe ab.

Der Mann hatte nichts von der feinen Art des Vaters, er war vierſchrötig, ſtand feſt auf beiden Beinen; man hatte das Gefühl, wo der zugreift, wächſt kein Gras mehr.

Ein berühmter Pandektiſt ſollte er ſein. Sie unterhielten ſich über römiſches Recht. Eine Redensart weiß ich noch genau, die der Profeſſor gebrauchte. Er ſagte fortwährend zum Vater:

— Das habe ich in der und der Abhandlung geſchrieben, darauf können wir jetzt nicht eingehen, du mußt es gelegentlich nachleſen.

Oder ein anderes Wort führte er im Mund:

— Das kommt im nächſten Semeſter!

Digitized by Google

Als ob der Vater sein Hörer wäre, der bis nächstes Jahr warten konnte, während der große Mann doch in ein paar Tagen abreiste und wir ihn vielleicht nie wiedersahen.

Sobald eine dieser Redewendungen kam, blickte mich Frieden an, und wir lachten. Wir folgten lange, ohne ein Wort zu sprechen, den Vorausgehenden durch die wogenden Kornfelder, aus denen im Vorüberschreiten der Pandektist einzelne Halme riß, die sein fuchtelnder Arm getroffen.

— Das schöne Korn! — sagte Frieden, und es klang weich und mitleidig, als täte man einem Menschen damit weh.

Ich erinnerte mich dessen, daß sie auf dem Lande groß geworden war, und sie, die sonst immer nur kurzen Bescheid gab, erzählte mir auf meine Frage von den Zeiten, als sie im Pfarrgarten träumend im grünen Grase gelegen.

Da entdeckte ich in ihr etwas Neues, eine eigene schlummernde Phantasie, und ich ging schweigend neben ihr her und ließ mich in Träume wiegen durch den weichen melancholischen Ton ihrer Stimme, in dem sie von der Vergangenheit erzählte, mit einer tiefen Sehnsucht, als fühle sie sich hier nicht daheim, als müsse sie etwas entbehren.

Ich fragte, was ihr bei uns fehle? Sie zuckte leise die noch mädchenhaft eckigen Achseln und sagte, indem sie auf den Weg vor sich blickte:

— Ich weiß nicht, ich kann es dir nicht nennen!

Plötzlich schien sie es gefunden zu haben, denn sie fuhr auf und wollte etwas beginnen, doch es kam kein Wort heraus.

Ich fragte:

— Was wolltest du sagen?

Digitized by Google

Ein leichtes Erröten lief über ihre Züge, schnell verblassend wie es jäh gekommen:

— Ach, nichts!

Ich wurde eifrig:

— Aber du wolltest doch etwas sagen?

— Nein, es ist nichts!

Jetzt bedrängte ich sie mit Bitten. Wir blieben stehen:

— Du wolltest sagen, was dir hier fehlt. Nenne es mir doch. Wir können es dir vielleicht geben! Aber wie sollen wir das, wenn wir nicht wissen was es ist. Was fehlt dir?

Sie antwortete blitzschnell, scheu, und die Verlegenheit machte ihren Ton fast hart:

— Liebe!

Da war es mir, als sollte ich nach ihrer Hand greifen und ihr sagen, wir liebten sie ja, wir würden alles tun, was wir ihr an den Augen absehen könnten. Es kam mir so unendlich traurig vor, daß dieses Wesen, das bei uns Vater, Mutter, Geschwister zu finden wähnte, entbehren sollte, was ihrem Herzen am meisten Not tat: Liebe!

Aber sie lief schon weiter, und ich konnte ihr kaum folgen.

Ich sagte, wir hätten sie doch alle gern! Ich fand eine Flut von Worten, aber es schien ihr leid zu tun, mir ihr Herz geöffnet zu haben, und sie antwortete nur, indem sie auf die beiden Gestalten vor uns wies, deren Oberkörper man in ziemlicher Entfernung wiegenden Schrittes durch die Kornfelder schreiten sah:

— Sie sind schon so weit fort, wir müssen schnell machen!

Digitized by Google

Es verletzte mich, daß ich so abgewiesen wurde. Ich war ein übelnehmerisches Kind, ich wurde ein launischer Jüngling und bin ein empfindlicher Mann noch heute. Vielleicht weil mein Gefühlsleben durch meine Beschäftigungslosigkeit viel zu großen Raum einnahm und ich den Dingen eine Wichtigkeit beimaß, die sie nicht besaßen.

Anstatt nun weiter in sie zu dringen, ärgerte mich die Abweisung, ich verschloß es in meinem Innern und schwieg.

5.

Friedens Worte gingen mir in der Seele hin und her: Liebe fehlte ihr, Liebe! Wie meinte sie das? Wurde nicht alles für sie getan? War die Mutter nicht immer gut gegen sie? Sagte ihr der Vater je etwas Böses?

Ich überlegte und ward mir über etwas klar. Ja eines mußte ihr fehlen: der Sonnenschein der Liebe, die Heiterkeit im Haus. Ich weiß nicht, wie es bei dem Geistlichen und seiner Frau gewesen; aber wenn ich recht überlegte: sprach der Vater je mit ihr?

Ich meine nicht die landläufigen Worte, das ‚Guten Morgen' und ‚Guten Abend'. Ich meine liebevolle Aussprache, Teilnahme an ihrem Geschick, Vertiefen in ihre kleinen Mädchenangelegenheiten.

Er ließ es äußerlich an nichts fehlen. Ich weiß, daß sie ein reichliches Nadelgeld bekam, sie konnte all die

Digitized by Google

winzigen Dinge haben, die ein Mädchenherz erfreuen. Sie konnte ſich kleiden wie ſie wollte, aller kleiner Tand, alle Näſchereien wären ihr erreichbar geweſen; aber von allem, was ein Mädchen gern um ſich ſieht, die kleinen Nichtſe im Zimmer, auf der Kommode, auf dem Tiſch, kleine Bilder, kleine Andenken, kleine Erinnerungen an Freundinnen, von alledem gewahrte man bei ihr nichts. Ich fragte ſie danach, da gab ſie einfach zurück:

— So etwas kann man ſich doch nicht kaufen!

Es klang, als wollte ſie ſagen: ‚Aufmerkſamkeiten, Gedenken, Liebe, ja Liebe kann man ſich doch nicht kaufen!‘

Nun überlegte ich mir, wie die Mutter gegen ſie war: Ich hatte nie geſehen, daß ſich die beiden küßten, nie wahrgenommen, daß um den Nacken des Mädchens zärtlich ihre Arme gelegen hätten, nie beobachtet, daß ſie ihr das Haar ſtrich oder die Wange, oder eine Falte glättete am Kleid.

Ich hatte nie gehört, daß die beiden wärmer miteinander geſprochen, daß die Ältere ſich von der Jüngeren hätte kleine Geheimniſſe, Wünſche und Ahnungen anvertrauen laſſen.

Ich hatte nie bemerkt, daß ſie ſich bei den Händen gehalten; nie war eine Frage von der Mutter gekommen über die Vergangenheit. Nie wurde das Pfarrhaus erwähnt und der Garten, von dem mir Frieden ſo oft erzählt.

Der Frieden war wohl mit ihr ins Haus eingezogen, denn nie erhoben ſich im Streit die Stimmen, aber nicht jener Frieden, der uns Menſchen erquickt, indem er unſere

Digitized by Google

Hände vereinigt, nie jener Frieden Gottes, der, wie die Schrift sagt, höher ist, denn alle Vernunft!

Es war ein Frieden, der da hätte Ruhe heißen sollen, aber die Ruhe des Todes! Ein Frieden, der die Herzen nicht erregt, ein kalter, kühler, glatter Frieden, der wie ein Grabestuch über das Haus gebreitet lag; nicht einer, der jauchzend durch die Lande klingt, der sich mit dem Siegesjubel vermischt: Viktoria nach dem Sieg! Nun aber legt die Waffen aus der Hand und nun sei Frieden, süßer Frieden! Nicht einer, der die Pflugschar in die Fäuste zwingt, der das dampfende Gespann der Stiere über den Boden ziehen läßt, bei dem der Sämann, der das Schwert aus der Hand getan, in der Ackerfurche schreitet, in weitem Schwunge die Saat auszustreuen.

Nicht jener Frieden, in dem die Ernten reifen, in dem die Sichel klingt und lang durch das gelbe Korn die Sense rauscht. Nicht jener Frieden, der uns im Walde umfängt, wenn sich die Wipfelkronen über uns schließen, wenn hinter uns Ruß und Lärm der Stadt liegt und wir hineinschreiten in die Kühle unter den Bäumen, lautlos tretend auf dem weichen, federnden Nadelbett.

Nicht jener Frieden auf stillem Weiher, auf von Wasserrosen bewuchertem See, wenn wir die Ruder aus den Händen legen und das Boot nicht mehr treibt und die Fläche wie ein Spiegel liegt, kein Entenschrei ertönt, nur aus der weiten Ferne, unausgesetzt in der Mittagssonne das Zirpen der Grillen.

Nicht jener Frieden abends vor dem Haus, wenn die Arbeit des Tages ruht, die Wolken verglühend dunkel sich

Digitized by Google

färben und am Firmament zu Häupten uns die Sterne sich entzünden, wenn in der weiten, schweigenden Ebene nicht ein Hauch sich regt, der Wind schlafen ging, wir nichts hören, nichts denken, nichts empfinden, als zurückgelehnt in der Bank mit einem Blick in die Himmelshöhen, an denen die Lichter funkeln, das eine: Jetzt ist Frieden!

Ein Frieden für müde Menschen, die den Tag über gearbeitet, die sich bekämpft haben; ein Frieden für Herzen, denen eine Wunde blutet! Ein stilles, süßes Vergessen! Ein Frieden, in dem wir nicht zu sprechen brauchen, da wir uns verstehen, allein durch die Macht der großen Stille um uns und in unserer Seele.

Nicht solcher Frieden; sondern einer, in dem keiner sich dem anderen anvertraut, und in einsamer Kammer jeder vom andern getrennt träumend auf dem Lager liegt.

Ein Frieden, in dessen Stille die Seele hungert nach etwas Entgegenkommen, nach einem lieben Wort, nach einem Ausdruck mehr als nötig, nach einem Handentgegenstrecken, nach einem Arm-um-den-Nacken-schlingen, nach irgend etwas, das uns fühlen läßt, wie diesen Frieden auch die anderen empfinden, und daß wir nicht allein darin sind.

Ein Frieden, in dem die Seele schreit nach Regung, und wäre es Friedensbruch und wäre es Streit und Kampf und Neid und Befehden; nur irgend etwas, das diese lähmende, fürchterliche, bleierne Stille unterbricht. . . . . .

Ich fühlte das alles neben Frieden, genau wie sie es zu empfinden schien, und ich dachte immer und immer nach über uns: da tat sich ein seltsamer Zwiespalt in mir auf.

Warum fehlte dem Vater, dessen Herz doch weich war,

Digitized by Google

deſſen Milde und Wärme ſo oft aus ſeinen Erzählungen ſprach, dem Vater mit dem klugen, feinen Verſtand, mit dieſem weltumſpannenden Wiſſen, mit dieſem Alles-verſtehen- und-begreifen-können — warum fehlte ihm das Letzte? Warum ſprach er nicht das erlöſende Wort? Nur einmal, ein einziges Mal zu irgend einem von uns?

Mangelte dieſem zarten Herzen die Liebe, die mit einem Blick, einem Worte alles bezwingt?

Und dieſe Mutter — die Güte ſonſt — entbehrte ſie des Letzten, das das Kind an ihr Herz führt?

Es fiel mir ſchmerzlich auf die Seele: warum ſprach ſie nicht? Ich hätte zu ihr treten mögen und ſagen:

— Mutter, öffne dein Herz! Die Mauer, die du darum getürmt, ſtürze ſie um. Brich den Panzer auf, zeige uns dein Herz, nur daß wir wiſſen, ob es in deiner Bruſt ſchlägt. Zeige es uns, wenn es leidet, wenn es verwundet ward, und wir wollen zu dir ſprechen: Was kann ich tun, Mutter, daß du geſund würdeſt?

Aber nichts regte ſich, keine Hand ſtreckte ſich uns zum Druck entgegen, keinen warmen Atem fühlten wir, kein Wort ſchlug an unſer Ohr, dieſe beiden Menſchenherzen ſahen wir nicht pochen, nicht leben. Wir fühlten, ſie waren gut, aber mein Gott, mein Gott, warum konnten ſie es nicht ſagen?

Mir war es wie ein furchtbares Rätſel, — warum ſchwiegen dieſe beiden? Ich hätte ihnen wieder ſagen mögen:

— Wir ſind eine ſo kurze Spanne Zeit auf unſerer Erde nur vereint, warum ſollen wir einander nicht an-

Digitized by Google

vertrauen, was uns bedrückt. Könnt ihr mit euren Kindern nicht reden? Haben eure Herzen keine Sprache, die ihr beide verſteht?

Aber war ich ſelbſt anders? Öffnete ich mein Herz? Hatte ich je ein Wort geſprochen, daß es einem von beiden erleichtert hätte? Nein! Ich war wie ſie, ihr rechtes Fleiſch und Blut.

Auch ich fühlte mein Herz zitternd leben, und doch lag ich wie im Bann. Ich konnte nicht reden, ich konnte niemand etwas Gutes ſagen.

Ich habe mich über dieſes Seltſame mit Frieden nicht ausgeſprochen, aber ſie mußte das Gleiche empfinden. Ich wollte fragen, aber meine Zunge blieb gebannt . . . . .

Heute kann ich es niederſchreiben, heute, wo ich alt bin, wo es zu ſpät iſt. Aber damals hätte man mich peinigen und martern können: wie Vater und Mutter, wie uns allen, fehlte dieſes Letzte auch mir.

Ich empfand, wie Frieden darunter litt. Ich habe ſo oft angeſetzt, ich habe es mir zurecht gelegt — ich habe nicht geſprochen.

Es war, als wirkte das auch auf das Mädchen ein. Warum redete ſie nicht? Warum ſuchte ſie den Vater nicht einmal in ſeinem Zimmer auf und geſtand dieſem Mann, der allem zugänglich war, was ihr wehe tat?

Warum ging ſie nicht zur Mutter und ſprach zu ihr: ‚Du haſt mich angenommen als deine Tochter, ſo laß mich auch ganz deine Tochter ſein!‘

Warum kam ſie nicht zu mir? Wenn ſie mir von ihrer Kindheit erzählte, wenn ihre Augen leuchteten, warum

Digitized by Google

konnte sie mir dann nicht sagen: „Hilf mir das fortzusetzen, sei du mein echter Bruder, wie diese meine Mutter gewesen ist.“

Sie konnte von vergangenem Glück erzählen, wie sie im Garten jenes einsamen sächsischen Pfarrhauses herumgetollt. Wie sie unter den Obstbäumen gelegen und auf das herbstliche Fallen der Früchte geachtet. Wie sie gelauscht, wenn es raschelte im Gras und eine kleine Eidechse kam oder ein Käferchen kletterte den Grashalm hinauf, um an der Spitze die Flügel zu breiten und davon zu schweben.

Wie sie erzählen konnte, wie die Bienen summten und ausflogen, einsammelten und zu ihrem Stocke wiederkehrten, wie sie Stunden dabei gesessen und das geheimnisvolle Werk beobachtet!

Wie sie erzählen konnte, wie der Schnee weit alles einhüllte rings um das Pfarrhaus, das auf einem Hügel über dem Dorf lag, und wie dann aus den Essen, die allein aufgetaut waren in der weißen Decke, um Mittag die dünnen Rauchwolken stiegen! Sie sah im Sommer die Menschen von ihrem Giebelzimmerchen weit über die Ebene kommen, Briefträger und Botenfrau zur bestimmten Stunde und andere, nachdem sie ihr Tagewerk draußen getan, zusammenströmen vom Wald über die Wiesen und Äcker zum Dorf, in dem sie verschwanden, genau wie jene Bienen, die in den Stock flogen, ihre Bürde niederzulegen.

Wie sie erzählen konnte von den Abenden im Pfarrhaus, wenn der Pfarrer das Harmonium gespielt, eine kleine win-

Digitized by Google

zige Hausorgel, nur mit fünf Registern, die ihm die Gemeinde zum fünfundzwanzigsten Jahrestage geschenkt, den er im Amte war. Wie dann die Mama leise ein geistliches Lied begonnen und wie sie mitgesungen. Und während sie es erzählte, begann sie kaum hörbar zu summen: ‚Befiehl Du Deine Wege, und was Dein Herze kränkt.‘

Wie sie dann von der Mama kurzem, schmerzlichem Ende sprach; und wie ihr jedesmal die Tränen in die Augen traten, wenn sie erzählte, daß der alte Pfarrer selbst seiner Frau die Grabrede gehalten, die schönste Rede, die sie je von ihm gehört.

Er hatte die einstige Lebensgefährtin glücklich gepriesen, nach einem Gott-erfüllten Dasein ohne Qual haben scheiden zu dürfen, genau wie er es allen wünsche, die hier versammelt wären, und wie er von seinem Herrn und Schöpfer sich das eigene Ende erbäte.

Wie das alles klang, wie weich, wie herzlich, daß man fühlte, in jenem Hause war die Liebe, jene Liebe, nach der sich das Mädchen sehnte. Ich hörte es aus jedem ihrer Worte, ich sah es in ihren traurigen schwarzen Augen, ich las es auf ihrem hier bei uns immer unbewegtem Angesicht.

Und warum hatten wir das nicht? Waren wir schlechtere Menschen? Schlug uns kein Herz in der Brust? Hätten wir aufgerüttelt werden sollen zum Erwachen, daß unsre Seele sich regte?

Immer wenn Frieden sprach, sagte ich mir:

— Warum findest du jetzt nicht die Kraft, ihr alles, was du denkst, zu offenbaren?

Digitized by Google

Dann wären wenigstens in diesem Hause, dem, wie ich schmerzlich empfand, die Liebe fehlte, zwei zusammengestanden, zwei, die sich hätten das geben können, was uns allen hier gebrach . . . . .

6.

Es ward mir auch von Frieden nicht erleichtert, sie veränderte ihr Benehmen seltsam gegen mich, sie wurde steif und ernst. Ihre nachtdunklen Augen schienen tiefe Rätsel zu bergen.

Da redeten wir immer weniger zusammen, wir gingen nebeneinander her, tagelang manchmal, ohne ein Wort zu wechseln, und ich wurde so verstimmt, daß ich bald den Mund überhaupt nicht mehr auftat.

So wanderten denn lauter Schatten im Haus. Der Vater, der nur lebhaft ward, wenn er jemand bei sich sah, und der, seitdem Frieden sich bei uns befand, nicht mehr zu mir war wie früher. Es schien, als wolle er auch mit mir nicht allein sprechen; nie mehr rief er mich ins Laboratorium.

Er tat mehr denn je, als wäre er dort sehr beschäftigt, aber wenn mich der Weg einmal durch den Garten vorüberführte und ich einen Blick hineinwarf, sah ich den alternden Mann, dessen Bart immer weißer wurde, still da sitzen. Die Verbrennungsöfen ruhten, die Phiolen trockneten ein, die Probiergläser verstaubten.

Digitized by Google

Der zweite Schatten war die Mutter. Lautlos ging sie durchs Haus und nachdem sie Frieden die Wirtschaftsgeschäfte übergeben, schien sie noch stiller, noch schwermütiger, noch einsamer geworden zu sein.

Wir sahen sie wenig, sie sprach fast nichts, sie hatte immer den leidensvollen Zug um den Mund. Sie sah vor sich hin bei Tisch, sie blickte selten den Vater an, sie gab nur kurze Antworten, wenn einer der Gäste sich mit ihr unterhielt, und doch ab und zu merkte ich, wie über uns Kinder flüchtig ihre Augen glitten, jedesmal den meinen ausweichend, wenn sie sich trafen.

Der dritte Schatten war Frieden. Sie schien sich nicht mehr zu entwickeln. So wie sie gekommen, blieb sie, ein klein wenig eckig. Die Rundung der Jugend, mit der die Natur ein Mädchen umkleidet, kam nicht. Die Schultern behielten das scharfe wie in der Backfischzeit.

Nur ihr Haar schien immer voller zu werden, und ihr Gesicht hatte den schwermütigen Ausdruck, der mich immer so anzog, daß ich sie hätte fragen mögen:

— Was geht in deiner Seele vor?

Mich reizte es, einmal vor ihr stehen zu bleiben, ihren Kopf zu heben, daß sie mir genau ins Gesicht sehen mußte und dann ihr tief in die schwarzen Augen zu blicken.

Ich meinte, wenn ich lange in ihnen lese, würde ich den Grund sehen, wie, wenn man in einen tiefen Brunnen lange hineinschaut und das Licht absperrt, das die Augen blendet, man unten in der dämmernden Finsternis einen Lichtstrahl gewahrt, der sich auf dem Wasserspiegel in der Tiefe spiegelt.

Digitized by Google

Dieſen Lichtſtrahl wollte ich einfangen für mich, nur um zu wiſſen: was geht in dieſer Seele vor? Ich hätte ſie aufrütteln mögen und ſie fragen, wenn ſie vor ſich hinſtarrte:

— Frieden, ſprich, ehe du es vergiſſeſt, was haſt du jetzt gedacht?

Aber das war alles nur wieder Phantaſie: wie Schatten gingen wir weiter nebeneinander her, und einen Schatten frägt man nicht.

Der letzte Schatten im Haus war ich. In meinem untätigen Daſein ſtrich ich durch die langen Korridore, eilte durch den Garten, irrte durch die Felder, wo ich einſt mit Frieden gegangen. Aber unſre Wege hatten ſich getrennt, ich mußte allein ſein.

Immer quälte es mich, ehe ich fortging, einen Entſchluß zu faſſen und einmal zu ihrem Zimmer hinüber zu gehen, zu klopfen und zu ſagen:

— Komm' mit, draußen lacht der Frühling und blühen die Bäume und duftet alles und zirpt und ſingt auf der Wieſe. Komm' mit, wir wollen Pfarrhaus ſpielen, wir wollen wie große Kinder uns hinlegen ins Gras. Vielleicht wird es dann wieder, wie du einſt träumteſt, daß ab und zu mit dumpfem Klang eine Birne oder ein Apfel vom herbſtlichen Zweige fällt. Vielleicht wird es wieder, daß die Bienen ſummen und wir ihnen zuſehen. Oder wir gehen hinaus, weiter fort, zum kleinen Teich; irgend ein Kahn wird ſich finden, dann wollen wir fahren und die Ruder ſinken laſſen und unſre Träume träumen.

Komm, Frieden, ich will nicht in deine Seele dringen,

Digitized by Google

ich will nicht in deinen Augen leſen, hab' keine Angſt. Wir wollen uns ſtill zueinander ſetzen, und jeder denkt was er will, und jeder erinnert ſich deſſen, was ihm lieb iſt, und jeder ſinnt über die Zukunft, die er ſich träumt.

Die Zukunft? Was träumte ich? Was ſollte ich denn erwarten? Ich ſaß zu Haus, ließ die Tage gehen, die Wochen ſchreiten; die Monate flogen vorüber; die Jahre ſanken hinab. Ich wurde älter, ich wurde dick und fett. Ja, bei dem faulen Leben wurde ich dick, während Frieden wie ein Schatten blieb.

Lächerlich! Ein dicker Schatten war ich, der ich mich ſo genannt. Ein dicker, alberner Träumer, der keinen Mut hatte, der nicht zugriff, der einem Nichts entgegenwankte, wie er aus dem Nichts aufgetaucht.

Da kamen mir in dieſer Zeit ſeltſame Gedanken. Ich hätte etwas leiſten mögen, ich wollte es den Brüdern gleichtun: Theodor, von dem ab und zu ein kühler kaufmänniſcher Brief kam, in dem ſeine Erfolge verzeichnet ſtanden, der wohl im Begriff ſtand, ſich ein Vermögen zu machen.

Erich, der einen Sieg nach dem andern auf der Rennbahn erfocht, der in ſeinem Beruf als Kavallerie-Offizier etwas leiſtete.

Wie die Brüder hätte auch ich etwas erreichen wollen! Ich war ja nicht mehr krank, war nur ein verzärtelter Junge geweſen, aus dem kein kräftiger Mann geworden, ein Menſch mit einer elenden Halbbildung, der von allen Gläſern genippt und von allen Schüſſeln genaſcht, aber der nie von irgend etwas, was Menſchen erſonnen, das Menſchen-

Digitized by Google

hirne treibt, einen tiefen Trunk getan oder seinen Hunger gestillt.

Mir kamen abenteuerliche Gedanken. Wie ein Kind dachte ich daran, ich könnte in des Vaters Laboratorium aus den geheimnisvollen Phiolen irgend etwas Phantastisches zusammenbrauen, ein paar Essenzen ineinander gießen, einen Versuch, eine große Entdeckung machen, und wenn sie mir das Leben kostete.

Ja ich empfand in solchem Gedanken eine süße Bitterkeit! Ich wollte einen Versuch machen, den niemand gewagt, ich wußte etwas von Pikrinsäure, von Nitroverbindungen, — ich wollte irgend etwas zusammenschütten, das, wenn ich etwa zufällig die richtige Verbindung getroffen hätte, Detonationen auslösen mußte, bei denen das Laboratorium in die Luft flog und ich mit ihm, in Tausend Atome zerfetzt.

Ich war drauf und dran, zum Vater zu laufen:

— Nenne mir zwei Stoffe, die, zusammengebracht, die Erde aus ihren Angeln heben würden!

Aber ich war ein Kind, das nach den Wolken griff. Ich habe nie den Vater nach Ähnlichem gefragt, ich war zu feige, zu weich. Er hätte mich ja auch nur ausgelacht.

Und wer hätte es gesehen?

Gesehen? Wer brauchte es zu sehen? Doch, ein paar Augen sollten es sehen, ein paar Augen sollten auf mir ruhen, wenn der vernichtende Feuerstrahl aus dem Laboratorium schoß und mich mit all den Splittern hinaufschleuderte zu den Wolken.

Aber wäre sie nicht *mit* zerschmettert worden? Nun

Digitized by Google

sei es! Ich hätte sie niemand mehr gegönnt, sie sollte sterben, mit mir vereint. Das erschien mir süßeste Wollust.

Ach, mit ihr sterben können! Nicht allein in das dunkle Land gehen! Daß sie meiner schwächlichen Seele den Mut gehöht hätte. Ich wollte sterben an ihrer Seite, vor ihren Augen, sie sollte sterben vor mir und für mich.

Ich malte es mir aus mit der wenigen Phantasie, die mir gegeben, vielleicht als ein winzig Erbteil des Vaters; und mir schwebte jener wundervolle Schluß der Walküre vor, den ich eines Abends mit ihr in der Oper gesehen, wo Wotan dem herrlichen Kind den Todeskuß gibt, den Kuß zum langen Schlaf:

„Mit diesem Kuß nehm' ich die Gottheit von dir!"

Doch was *geschah*? Ich sah sie täglich, hätte mit ihr sprechen können und — sagte ihr nichts! Ich führte sie nicht hinaus in den lachenden Lenz; es kam kein Krieg, das Laboratorium blieb ruhig stehen in der glühenden Sommersonne, und drinnen saß regungslos der alte Mann und träumte und starrte vor sich hin. Unfähig wie ich, der ich mich nicht aufraffen konnte, der ich einherging neben Frieden, ohne ein andres Wort zu finden, als einen Gruß am Morgen und abends ein stilles ‚Gute Nacht'.

Sie gab mir nicht einmal mehr die Hand, sie nickte mir nur zu, sie blickte mich nicht an, und ich bot ihr nicht die Rechte, schlang nicht den Arm um die Schwester, küßte sie nicht auf die Stirn, die Wangen oder den Mund.

Ich verneigte mich nur stumm, wie vor einer Fremden, dann war sie davon wie ein Schatten, und ich stand da, und mir tat das Herz weh; ich eilte hinaus an solchen

Digitized by Google

Abenden und saß einsam im dunklen Garten, bis der Nachttau mich hineintrieb ins Haus.

7.

Es gingen Verhandlungen hin und her. Niemand erfuhr im Anfang etwas darüber, aber täglich kamen Briefe aus England, sogar Telegramme wurden gewechselt, und dann sagte der Vater bei Tisch nur die einfachen Worte:

— Morgen kommt Theodor zurück.

Es klang nach nichts; er war im Hause gewesen, er war gegangen, und nun kehrte er ebenso zurück und doch mußte eine ganze Welt sich dabei auftun, denn er kam nicht allein, er brachte seine Familie mit.

Mich ärgerte die Rückkehr des Bruders; sie schreckte mich aus meinen Träumen auf. Ich wußte nicht, wie sie Frieden empfangen würden. Würden sie gut gegen sie sein? Nein, sie sollten sich ärgern über die Anwesenheit des Mädchens.

Und warum? Es war Eifersucht! Keiner sollte ihr näher sein als ich; als ich, der ich doch nicht mit ihr sprach!

Zimmer waren hergerichtet worden; doch es schien noch nicht sicher, wo das junge Paar dauernd wohnen würde; denn obwohl bei uns Platz genug war, so hatte der Vater doch davon gesprochen, an der anderen Seite des großen Gartens, der sich hinter dem Haus erstreckte, für Theodor eine Villa bauen zu lassen, damit er der Fabrik näher wäre.

Digitized by Google

Ich konnte die Stunde ihrer Ankunft nicht erwarten, ich irrte ungeduldig von einem Raum in den andern, doch als endlich der Wagen vorfuhr, ging ich nicht hinunter wie die übrigen, sondern spähte vom Treppenfenster aus hinab, um sie aussteigen zu sehen.

Sie verschwanden auf ihren Zimmern, ich hörte Kindergeschrei, Weinen, dann gingen Türen, und es war wieder alles still.

Als ich in die Wohnstube trat, kurz vor Tisch, saß dort die ganze Familie. Die Mutter mit ihrem ernsten Gesicht, der Vater neben Theodor, meine Schwägerin Ellen im Dunkel gegen das Fenster, so daß ich ihre Züge nicht erkennen konnte, und nur Frieden im hellen Licht.

Mein erster Blick war zu ihr geirrt. Ich erblickte nur einen Moment ihre Züge: sie saß unbeweglich da mit ihrem steinernen Gesicht, die Lider halb geschlossen. So hatte ich es gewollt. Wenn sie gelächelt oder neugierig die beiden Angekommenen betrachtet hätte, ich wäre rasend geworden.

Theodor kam mir entgegen, ein Koloß, glatt rasiert, und an Anzug: ganz Engländer geworden.

Wir drückten uns die Hand und fanden, daß wir uns nicht viel zu sagen hätten. Ich suchte das Dunkel zu durchdringen und gewahrte nun eine kleine, nichtssagende Gestalt, die sich langsam erhob, mir steif entgegenging, steif vor mir stehen blieb, während Theodor sagte:

— Ihr kennt euch ja noch nicht!

Darauf reichte mir dies ungelenke, knochige Wesen mit einem seltsamen automatischen Nicken die Hand, ich hörte

Digitized by Google

irgend etwas Engliſches murmeln, und ich, der ich es ebenſowenig wie die Vettern über dem Kanal, zu Sprachkenntniſſen gebracht habe, fand darauf nichts zu erwidern und dachte nur: ‚Du könnteſt auch deutſch reden!‘

Damit verſchwand dieſes, wie es ſchien von den Grazien vergeſſene Geſchöpf wieder im Dunkel und, ich kann es an dieſer Stelle gleich ſagen, iſt für mich auch ewig im Dunkel geblieben.

Auch zu der Mutter hat ſie nie eine Stellung finden können.

Anders war es mit dem Vater. Er konnte gut engliſch, wie er überhaupt eine große Anzahl Sprachen beherrſchte, und immer bereit, ſeinen Horizont zu erweitern, benutzte er die Gelegenheit und redete mit ſeiner Schwiegertochter nur engliſch.

Sie ſagte ab und zu Yes oder No, viel mehr habe ich nie von ihr gehört.

Allmählich fing mich die Art des Vaters an zu ärgern. Er, der nie mit Frieden ein Wort wechſelte, konnte ſich manchmal eine Stunde lang mit meiner Schwägerin unterhalten. Ich hatte das Gefühl, als ſpielte er ſie geradezu gegen Frieden aus.

Von Theodor haben wir bald nicht mehr viel geſehen, denn er war immer in der Fabrik. Nach kurzer Zeit zog ſich der Vater gänzlich von den Geſchäften zurück, wie ich im Eingang meiner Erzählung ſchon geſagt habe.

Mit dem Bau der Villa im Garten wurde ſofort begonnen, und es war mir eine Erleichterung, als mein Bruder in ſein neues Heim überſiedelte. Er bezog es, faſt

Digitized by Google

ehe es ausgetrocknet war, als könnte er den Augenblick nicht erwarten, wieder selbständig zu sein.

Ich bin sehr wenig drüben gewesen; ab und zu lud er uns zwar alle zu Tisch ein, aber sehr selten. Es hieß, er hätte zuviel zu tun, um regelmäßig zum Essen zu kommen.

Die Villa war englisch gebaut, innen wie außen. Die drei Mädchen, die sie hatten, wurden von einer Miß erzogen, die es gleichfalls nicht für nötig hielt, während ihres Aufenthalts in Deutschland nur ein Wort unsrer Sprache zu lernen. Die Kinder waren in entsetzlich geschmacklose Farben gekleidet, meist ein schmutziges Gelbgrün, das mein Auge beleidigte.

Ich habe mit meinen Nichten kaum je ein Wort gewechselt. Als die ganze englische Bande drüben ihre Cottage bezogen hatte, sagte ich zu Frieden:

— Gott sei Dank!

Da schien es, als hätte sie die Sprache wiedergefunden, und ich sah zum erstenmal, seit sie wieder mit mir redete, ein Lächeln um ihre Lippen. Ihre Augen glänzten und auch sie sprach:

— Gott sei Dank!

Da übermannte mich ein stürmisches Glück: sie empfand dasselbe wie ich, wir beide standen außerhalb der andern, wir gehörten zueinander. Und ich gab ihr die Hand und sagte:

— Frieden, wir wollen zusammenhalten!

Da kam es, ich weiß nicht wie, im Jubel meines Herzens über mich, daß ich ihren Arm ergriff und sie langsam an mich zog. Sie widerstrebte nicht, und ich

Digitized by Google

legte ihren kleinen Kopf mit dem goldigen Haar an meine Bruſt, faltete über ihrer Schulter die Hände, preßte Frieden an mich und küßte ſie auf den Mund.

Es geſchah im Wohnzimmer, in das jeden Augenblick Vater und Mutter wieder eintreten konnten, die den Geſchwiſtern das Geleite zu ihrem neuen Heim hinübergegeben.

Aber wir blieben umſchlungen, und indem ſie ganz nahe bei mir ſtand, las ich in ihren Augen alles das, was ich gemeint in dieſen rätſelhaften Tiefen zu finden. Und ich fragte leiſe:

— Frieden, haſt du mich denn ein wenig lieb?

Da ſchlug ſie die ſchwarzen Wimpern nieder und verbarg ihr Geſicht. Ich ſah hinab auf ihren Scheitel, auf dem einzelne widerſpenſtige Haare ſich von den dicken Strähnen abhoben und ſich leiſe zitternd bewegten, goldglänzend, denn das Licht vom Fenſter fiel darauf.

Ich fragte noch einmal. Ich nahm ihr kleines Köpfchen, richtete es auf und forderte die Antwort. Doch ſie ſagte nur:

— Du biſt ja mein Bruder!

Dabei ſchloß ſie die Lider, und ſie ſanken über dieſe dunklen Sterne nieder wie ein Vorhang, der ſich zwiſchen unſre Sinne und ein herrliches Landſchaftsbild ſchiebt, daß wir wiſſen, wir ſind kaum getrennt von dem, was wir erblickt und ſind doch ewig davon geſchieden. Dort liegt es, dieſes Zauberland, in dem wir eben noch gemeint zu leben, dort liegt es in aller ſeiner milden, tiefen Schönheit, aber wir ſehen es nicht mehr, und ſehen bedeutet doch alles!

Digitized by Google

Ich war ernüchtert, ich fühlte mich wie zurückgestoßen. Langsam entfalteten sich meine Hände; wir blieben voreinander stehen, ich schaute zu Boden, wie unter der Einwirkung von etwas Entsetzlichem, das ich eben erfahren!

Geschwister! Warum Geschwister? War sie nicht ein angenommenes, dazugetanes Kind? Hier standen meine Eltern und dort standen ihre, das Band zwischen uns war nur Mitleid, ein Augenblick von Großmut des Vaters, jenes Rätsel, das ich nicht verstand, das ihn, der drei Kinder besaß, dahingeführt, ein viertes fremdes in sein Haus zu nehmen.

Es waren nur einige Augenblicke, die wir so verweilten, denn bald kehrten die Eltern zurück, aber eine ganze Welt von Gedanken ging in diesem kurzen Moment durch meine Seele. Eine Empörung, Bruder dieser Schwester zu sein, die doch meine Schwester nicht war — und doch zugleich ein zitterndes Glück, mich ihr nahe zu fühlen.

Es traf mich wie eine Kränkung, daß die Eltern uns durch eine seltsame Laune zusammengebracht, und wieder hätte ich ihnen auf den Knieen danken mögen, daß sie mich dies süße Geschöpf hatten kennen lernen lassen. Dieses Geschöpf, das einzige, dem ich auf der Erde nahe stand.

Ja, das einzige, denn mir kam es zum Bewußtsein, daß mir eigentlich alle andern Menschen völlig gleichgültig waren. In den Blitzüberlegungen weniger Sekunden ward mir klar, was ich mir Jahre hindurch nicht zum Eigentum gemacht, daß ich ganz allein stand, daß ich anders geartet schien, wie alle übrigen.

Ich erfaßte es nicht mit dem Verstand, ich spürte es

Digitized by Google

in tiefster Seele. Ich lebte nur von früh bis abends und vom Abend bis zum Morgen diesem einen Gedanken: meiner Liebe.

Hier ist es ausgesprochen: meiner Liebe! Denn ich liebte dieses Mädchen. Alles ging von ihr aus, alles strömte zu ihr hin. Ich hatte nie etwas andres gedacht, als: ‚Was wird sie dazu sagen? Wie wird sie das aufnehmen und empfinden?‘

Ich habe nicht mit ihr gesprochen, aber in allen Fibern und Nerven habe ich keinen andren Gedanken gehabt. Meine ganze Untätigkeit hatte nur den Zweck des Gedenkens an sie. Meine Schwäche, mein unnützes Dasein, in einem strömte es aus: in ihr, immer in ihr!

Ich hatte das Bewußtsein: Laßt den Vater sterben — ich werde bitterlich weinen! Wenn ich aber meine Tränen trocknen will, so blicke ich ‚Frieden‘ an, und Frieden zieht wieder in meine Seele.

Laßt die hingehen, die mich geboren hat. Ich werde an ihrem letzten Lager alles empfinden, was ein Sohn erschüttert fühlt, wenn seine Mutter ihn verläßt, aber die Sonne wird wieder scheinen, und es wird eine Zeit kommen, daß ich mich zu erinnern glaube:

— So war deine Mutter, und so sah sie aus, und das hat sie zu dir gesprochen.

Und der Zweifel wird endlich kommen:

— Sprach sie es? Klangen ihre Worte so, sah sie wirklich so aus?

Ihr Bild wird mehr und mehr verblassen; ich werde nicht mehr wissen, wie blickten ihre Augen, wie war ihr

Digitized by Google

Haar? Ich werde ſchmerzlich in der Erinnerung die Sinne anſtrengen müſſen, mir zu vergegenwärtigen, wie tönte der Klang ihrer Stimme? Und ich werde vor dem qualvollen Rätſel ſchauern, wenn ſich mir einſt das Haar grau färbt, daß ich nicht mehr beſtimmt weiß, wie ſah meine Mutter aus, die mir doch hätte am nächſten ſtehen müſſen auf der Erde; wie redete ſie, wie lautete ihr letztes Wort zu mir?

Von den Brüdern will ich nicht ſprechen. Der Welt gegenüber würde ich an ihrem Grabe ſtehen, barhaupt und den Blick geſenkt, aber wenn ich wieder heimkehrte — würde mir etwas fehlen? Hatten ſie mein Herz ausgefüllt? Wäre mir ihr Nicht-mehr-ſein eine Lücke geweſen?

Und beſaß ich Freunde, denen ich hätte nachweinen können? Stand mir irgend eine Menſchenſeele wirklich nahe? Nein! Alle gingen ſie wie fremde Menſchen an mir vorüber, in keine Seele habe ich geblickt, niemand bin ich nahe getreten.

Schulkameraden beſaß ich nicht, der ich einſam erzogen worden war. Zu keinem Mädchen bin ich je in eine Beziehung getreten; ich habe niemand, niemand auf der ganzen Welt.

Aber ſie? würde ſie mir geraubt: ich glaube, bis an mein Ende vergäße ich nicht die Tiefe dieſer Augen, den Klang dieſer Stimme, die Farbe dieſes Haares. Ja, mir iſt es heute noch, wo ſie, wie ich erzählte, alle dahingegangen ſind, als bliebe von allen, die mein Lebensſchickſal umſtanden, nur dieſe eine Geſtalt, wie etwas, das nie ſterben kann!

Sie ſteht da, ſie blickt mich an. Ich ſehe ſie ruhen

Digitized by Google

mit geſchloſſenen Augen, mit dieſen regelmäßigen ſanften Zügen, mit dieſer kleinen, ebenmäßigen Geſtalt. Ich ſehe ſie ſchreiten im Sonnenſchein auf den Kieswegen, immer den Kopf ein wenig zur Seite geſenkt; und unter dem Schirm hindurch leuchtet wie ein Strahlen ihr Haar; vom Boden herauf wird das Licht zu ihr emporgeworfen, und wie ein Heiligenſchein glänzt es um ihre Stirn.

Ich ſehe ſie ſitzen am Tiſch, ſie ſpricht kein Wort, und ich blicke ſie an, und ich rede nicht, ich verſtehe ſie ſo. Und ſie öffnet die Tür und tritt herein, und in dem öden Zimmer iſt plötzlich Freude, Helligkeit, Lebensluſt, Glück. Es iſt, wie wenn wir im dämmrigen Raume ſitzen, und es kommt einer mit der Lampe: mit einmal iſt es, als würde es wärmer.

Ich hörte ihre Stimme, und es war mir, als hätte ich nie eine andre vernommen. — Klangen dieſe Laute an mein Ohr, ſo wußte ich: Du haſt das köſtlichſte Glück der Menſchen genoſſen, ein andres Geſchöpf zu finden, das für dich geſchaffen ward. Geht alle hin, ſie werde ich nie vergeſſen; verlöſche jede Erinnerung, dieſe bleibt!

In dieſem Augenblick traten die Eltern ein, auf dem Rückweg von meines Bruders neuem Heim. Sie ſprachen miteinander, wie ich es nie gehört, als hätte die Gründung des jungen Herdes drüben, das Gefühl, daß ſie ihre Kinder beglückt wußten unter eignem Dach, ihnen die Zungen gelöſt.

Ich gewahrte etwas, das ich mich nie erinnerte von meinem Vater geſehen zu haben: er hielt meine Mutter beim Arm. Dann ſagte er, halb zu mir gewendet, halb, als ſpräche er Gefühle aus, die ihn in dieſem Augenblick bewegten:

— Das iſt ein ſtarker neuer Aſt am alten Baum, ein

Digitized by Google

Aſt mit jungen, friſchen Trieben, ein Aſt, der gerade emporwachſen und dermaleinſt den Gipfel bilden ſoll. Und nun müſſen wir Alten uns darein fügen, daß wir Stammholz werden, hart und knorrig. Durch uns ward das Leben nach oben geleitet, aber nun ſind wir bald das Leben nicht mehr. Die Welt bleibt nicht ſtehen, und es iſt gut ſo, wir haben unſer Teil getan.

Dabei zog er, als wolle er eine Anerkennung geben, eine Verſöhnung feiern, ein neues Daſein einleiten, plötzlich die Mutter, die ſcheu die Augen zu Boden ſchlug, an ſich und küßte ſie auf die Wange.

Ich hielt Friedens Hand noch immer in der meinen, trat vor, mit einem Blick zu dem Mädchen zurück gewandt, und ſprach, und vor Glück quoll es mir im Herzen herauf, daß mir beinahe die Stimme verſagte:

— Liebe Eltern, wir beide möchten mit euch reden!

Der Vater blieb erſtaunt ſtehen:

— Ihr beide reden?

Er ſchien nicht zu ahnen, was vor ſich ging. Ich aber, noch in erhöhter Stimmung, fuhr fort:

— Ja, liebe Eltern, wir beide ſind eins geworden. Gebt uns zuſammen. Dann wäre ich doch nicht mehr fünftes Rad am Wagen. Ach, ich kann euch nicht ſagen, wie glücklich ich bin!

Die Mutter hielt in jähem Schreck die Hand an die Wange, der Vater riß die Augen auf:

— Ja, mein Gott, was iſt denn geſchehen?

— Frieden und ich ſind einig geworden. Habt ihr es wirklich nicht längſt gemerkt?

Digitized by Google

Immer ernster wurden des Vaters Züge. Er stammelte:

— Mein Junge ich verstehe dich nicht! Denn ihr beide, ihr seid — — — ich verstehe dich nicht!

Ich hielt noch immer Friedens Hand, sie stand neben mir, die Augen zu Boden geschlagen, es war, als schämte sie sich; aber als ich sie ansah, begann nun auch sie:

— Liebe Eltern, ihr dürft nicht böse sein, ihr müßt es uns erlauben . . . . .

Es klang wie die Bitte eines kleinen Mädchens, das eine Puppe haben möchte.

Nun erklärte ich, was geschehen. Doch ich hatte kaum einige Worte gesprochen, als dem Vater eine Blutwelle ins Gesicht stieg, seine Augen schienen Blitze zu sprühen, sein ganzer Körper bebte. Er nahm Frieden bei der einen Hand und mich bei der andern, schob uns auseinander, gab uns einen harten Stoß, daß das Mädchen taumelte; dann rief er mit einem Zorn, wie ich ihn nie an dem immer gleichmütigen Mann gesehen hatte, mit dröhnender Stimme, wütend wie ein gereiztes Tier:

— Ihr seid wohl verrückt!

Frieden und ich blickten ihn sprachlos an, und des Mädchens Augen füllten sich langsam mit Tränen. Sie wich immer weiter zurück bis an die Wand. Dort blieb sie und preßte das Taschentuch an den Mund.

Der Vater stand tief atmend da, er starrte abwechselnd mich und Frieden durchbohrend an.

Ich, der ich sonst willenlos war, fühlte mich angegriffen in dem einzigen, das ich erstrebte.

Digitized by Google

In dieſem Moment kam mir die Tatkraft. Ich empfand, jetzt hatte mein Daſein einen Zweck.

Ich trat dem Vater entgegen. Ich weiß nicht mehr was ich ſprach, es war eine Flut von Worten. Ich ſetzte ihm auseinander, wie dies das erſte Mal ſei, daß ich etwas für mich begehrte, und dies erſte Mal würde ich gar nicht angehört, ſondern behandelt, als täte ich etwas, das wider die Vernunft ging.

Ich redete mich in den Zorn hinein. Aber je empörter ich wurde, deſto ruhiger blieb der Vater. Er kreuzte ruhig die Arme, dann fragte er nur, als ich nach Atem ringend daſtand:

— Biſt du fertig, mein Sohn?

Ich gab keine Antwort. Mein Blut war wieder zurückgewallt, ich begriff kaum, warum ich ſo wütend geworden.

Und der Vater ſagte, als ich ſchwieg, nur die Worte:

— Folge mir in mein Zimmer!

Dann ließ er ſeine Frau ſtehen, ſah Frieden nicht an, ging langſam voraus; wie in zwingender Notwendigkeit folgte ich ihm, und hinter uns ſchloß ſich die Tür.

8.

Der Vater hieß mich ſetzen. Ich nahm ihm gegenüber Platz. Er ſteckte ſich eine Cigarre an; dann blies

Digitized by Google

er lange den Dampf vor sich hin, ehe er sprach. Endlich fing er an, in abgerissenen Sätzen, in langen Pausen, in denen ich nicht wagte ein Wort dazwischen zu werfen. Er sagte, Frieden und ich wären Bruder und Schwester, und nun und nimmer könnten wir Mann und Frau sein.

Ich hatte das dumpfe Gefühl, als bliebe etwas im Hintergrunde, denn das war doch kein Beweis für unsere Geschwisterschaft und warum wir einander nicht angehören konnten. Er wiederholte:

— Du wirst es einsehen! Du mußt es einsehen!

Aber ich sah es nicht ein und sagte es ihm. Da wurde er erregt; immer wieder kam er mit der seltsamen Begründung:

— Ihr lebt hier im Hause wie Bruder und Schwester, und das soll so bleiben. Anderes schickt sich nicht.

Schließlich suchte er mir einzureden, wir beide irrten uns in unsern Gefühlen, denn wir hätten lediglich geschwisterlich aneinander zu denken.

Endlich wußte er nichts mehr. Er atmete tief auf und drückte in einer flachen Schale das Feuer seiner Cigarre aus. Dann warf er den Stummel fort und lief mit langen Schritten in der Bibliothek auf und ab.

Da sagte ich endlich das, was das natürlichste war, der beste Einwurf gegen alles, was er bisher angeführt:

— Vater, du sprichst von uns, als ob wir wirklich Bruder und Schwester wären; aber überlege dir einmal, welche Bande des Blutes binden uns denn? Ich bin dein Fleisch und Blut und sie nicht. Ich bin dein Sohn, aber sie ist nicht deine Tochter. In meinen Adern fließt nicht

Digitized by Google

ein Tropfen Blut, der in ihren sich wiederholte. Nichts steht im Wege, also laß uns glücklich sein!

Er war stehen geblieben und hatte mich angehört, jetzt begann er — und ich fühlte, wie er sich Mühe gab, ruhig zu bleiben:

— Du sagst, du bist mein Sohn, das bist du! Und du sagst, sie ist nicht meine Tochter, das ist sie nicht! Aber du sagst, ihr ginget euch nichts an, und kein Tropfen Blut flösse gemeinschaftlich in euren Adern, und ich sage dir mein Sohn, ich sage dir — — —

Er trat ganz nahe an mich heran und bewegte dabei seine Hand, als wolle er mir die Finger ins Gesicht werfen:

— Und ich sage dir, ich sage dir — — —

Plötzlich hielt er inne, als lähmte irgend etwas seine Zunge. Er kämpfte mit sich, er stammelte etwas, er brach ab; dann trat er zurück und begann wieder seinen Gang im Zimmer. Aber mit einmal schlug er beide Hände vor die Stirn, blieb vor den hohen Bücher-Regalen stehen und stöhnte, als litte er entsetzliche Schmerzen:

— Mein Gott, mein Gott, mein Gott!

Des Vaters Kniee zitterten, seine Schultern zuckten, er begann fürchterlich zu weinen.

Wenn eine Frau weint, ist das nach ihrem Geschlecht, wenn ein Mädchen weint, kann es uns rühren; aber wenn ein Mann weint, das ist entsetzlich, das ist Krankheit oder bricht aus einer in den tiefsten Tiefen erschütterten Seele. — Ich habe nie in meinem Leben wieder einen Mann so weinen sehen wie den Vater.

Digitized by Google

Seine ganze Gestalt bebte, die Tränen liefen ihm wie ein Strom über den Bart. Er sank willenlos in sich zusammen, er brach in die Kniee, fiel vor seinen Büchern hin, und ehe ich zufassen konnte, lag er auf dem Teppich und versteckte das Gesicht unter dem Arm.

Ich kniete neben ihm, ich suchte ihn aufzurichten, ich wußte nicht was ich tun sollte. Ich rief:

— Vater, Vater, fasse dich! Was ist dir denn, bist du krank?

Ich bekam keine Antwort, nur ein furchtbarer Schmerzensausbruch durchzitterte seinen Körper. Ich bat immer wieder:

— So sage mir doch, bist du krank? Was fehlt dir denn? Kann ich dir helfen? Soll ich rufen?

Aber ich erhielt keine Antwort. Ich schob meinen Arm unter seinen Körper und suchte ihn aufzurichten. Nun lag er mit aller Schwere auf mir, so daß auch ich mich nicht bewegen konnte.

Jetzt merkte ich, wie ihm ein Schüttelfrost über den Leib lief, und ich sagte mir: Um Gottes willen, das ist eine beginnende Nervenkrankheit!

Ich hatte etwas Derartiges noch nie erlebt. Ich kam mir hilflos wie ein Kind vor. Ich wollte rufen, ich wollte zur Klingel eilen, ich hatte nur den Gedanken, jemand anders mußte kommen, ich konnte nicht allein mit ihm bleiben.

Und in meiner Verzweiflung strengte ich die Stimme an und schrie:

— Hilfe! Hilfe! Herein! herein! Kommt doch! Mutter! Mutter!

Digitized by Google

Endlich blieb mir nur noch der eine Gedanke an Frieden, und ich rief durchdringend, lange, hintereinander ihren Namen. Aber jedesmal war es mir dabei, als zuckte der Vater zusammen, als würde in ihm die Erinnerung an etwas wachgerufen, das er nicht ertragen konnte. Niemand kam. Meine Stimme verhallte lautlos. Die hohen Büchergestelle fingen den Schall auf, die Fenster ließen ihn nicht hinausdringen, und doppelte Türen hielten ihn fest, denn in dem alten Hause mit seinen gewaltigen Mauern hatte jedes Zimmer einen zweifachen Verschluß.

Ich begann mit dem Vater zu sprechen, ich fragte ihn, ob ich ihm helfen könnte!

Aber ich bekam keine Antwort. Endlich machte ich meinen Arm aus seinen Händen los und merkte nun erst, mit welcher Gewalt er mich umklammert gehalten. Als ich frei war, lief ich so schnell ich konnte an die Tür, rannte durch mehrere Zimmer, ohne jemand zu finden, schließlich auf den Flur und rief:

— Schnell, schnell, Vater ist krank! Vater ist krank!

Da endlich erhob sich Lärm, Türen gingen. Die Mutter kam gestürzt. Der Diener lief herbei. Wir hoben den Vater auf. Es erforderte größte Anstrengung, denn er selbst half nicht mit, es war als trügen wir eine leblose Masse. Wir legten ihn auf das Sofa. Er war totenbleich, er atmete stoßweise, und wie die Mutter sich über ihn beugte und ihn bat, ihr zu sagen, wie es ihm ginge, klang von seinen Lippen:

— Mein Gott, mein Gott, womit habe ich das verdient!

Digitized by Google

9.

Der Vater war ernſtlich krank. Der Arzt konſtatierte eine ſchwere Nervenkriſe. Ich glaube, er wußte eigentlich nicht recht, welche Diagnoſe er ſtellen ſollte. Aber bis zur Geneſung konnte natürlich von Friedens und meinen Plänen nicht mehr die Rede ſein.

Die Mutter fragte mich mit ängſtlich flehenden Augen, was wir zuſammen geſprochen. Ich hatte das Gefühl, als wollte ſie es hören und doch wieder, als ſchrecke ſie vor dem zuſammen, was ſie zu vernehmen erwarte. Das Bewußtſein überkam mich, daß ſie bis zu einem gewiſſen Augenblick mir ruhig zuhören, wenn ich aber ein Wort mehr ſagte als ich ſollte, zuſpringen würde, um mir den Mund zu ſchließen.

Sie war verzweifelt, daß der Vater eigentlich nichts zu mir geſprochen, und doch wieder ſchien ſie erleichtert, daß er mir nichts Näheres geſagt. Als ich geendet, atmete ſie tief auf, als wäre ſie erlöſt. Ich ſtand vor einem Rätſel.

Ich hatte durch die einfache Frage, die uns beiden armen Menſchenkindern ſo natürlich war, einen Sturm erregt, den Vater krank gemacht und die Mutter faſt zur Verzweiflung getrieben, und ich begriff und begriff nicht, warum das alles.

Da kam eine große Bitterkeit über mich. Ich hatte nie etwas für mich gefordert, und dieſes erſte und einzige Mal, daß ich als Sondermenſch mich regte, ward in ſolcher Weiſe aufgenommen.

Digitized by Google

Ich kam mit meiner Frage nicht wieder, aber ich betrat wochenlang kaum des Vaters Zimmer.

Ich nahm mir vor, für den Augenblick meine Wünsche in den Hintergrund zu drängen, aber eins wußten Frieden und ich, das strahlte aus ihren Augen, und sie mußte es aus meinen Blicken lesen: Wir beide ließen nicht voneinander.

Der Kampf, das schien mir gewiß, mußte wieder beginnen, sobald sich der Vater erholt hatte. Es war jetzt nur ein Waffenstillstand, und ich sammelte in dieser Zeit neue Kräfte und Gründe, den widerstrebenden Mann zu überzeugen.

Ein schlimmer Umstand blieb für mich dabei: ich war von meinen Eltern abhängig.

Ich wußte, Frieden besaß nichts; hätte sie sich sonst an Kindesstatt von dem reichen Mann annehmen lassen? Wir waren also Sklaven. Wenn die Eltern nicht wollten, was sollten wir tun?

Das wurmte mich, und so begann ich, immer neue Pläne zu schmieden: Ich wollte hinaus in die Welt, wollte Stellungen erringen, die etwas einbrachten. Mein Gott, das konnte doch nicht so schwer sein!

Aber alles das blieben ja nur Träume, lächerliche Phantasieen, die niemals Gestalt gewannen!

So mußte ich also den Entschluß fassen, mit dem Vater noch einmal zu sprechen. Aber sein Zustand blieb schlecht, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihn von neuem aufzuregen, denn als ich ein zweites Mal nur andeutend, davon begonnen, wurde er so erregt, daß wir einen Rückfall befürchteten.

Digitized by Google

Eins wußte ich bestimmt, so konnte es nicht bleiben; ich mußte klar sehen, was mit uns geschehen sollte. Darum beschloß ich, mich der Mutter anzuvertrauen.

Aber ich konnte ihrer nie allein habhaft werden. Sie pflegte den Vater, sie hatte im Hause zu tun, Frieden war stets dabei.

Inzwischen war lange Zeit vergangen, Wochen nicht bloß, sondern Monate. Ich glaube, jeder andre hätte längst eine Entscheidung herbeigeführt, nur ich nicht. Aller Kampf, alles Müssen, jede Entscheidung, jeder Entschluß ist meinem Wesen immer unwiderstehlich unangenehm erschienen; ich fing allmählich an, mich an dieses Hinausschieben zu gewöhnen.

Ich fühlte mich in dieser Zeit nicht grade unglücklich, denn ich sprach jeden Tag mit Frieden, wenn auch nur wenige Worte. Sie wurde immer beschäftigt, immer beobachtet, immer zurückgehalten. Ich merkte, man suchte uns nach Möglichkeit zu trennen.

Aber diese kurzen Augenblicke, die ich sie sah, genügten meinem Empfinden und meiner Phantasie.

Sie gehörte mir ja; es konnte kommen, was da wollte, ich hatte keine Eile, und bei meinem lässigen Wesen erschien es mir gleichgültig, ob sie mein ward früher oder später, denn wir liebten uns doch!

Ja, dies Warten und Träumen, dies Zurückbeben vor der Entscheidung war mir bald nur noch eine süße Verzögerung, ein Aufsparen des Glückes, das mir dann um so herrlicher lachen sollte.

So habe ich denn auch die Auseinandersetzung mit

Digitized by Google

der Mutter schließlich nicht grade gesucht. Es wäre nichts leichter gewesen, als ihr zu sagen: Mutter, ich habe mit dir zu sprechen, wann und wo kann das geschehen?

Ich tat es nicht, ich überließ es dem Zufall.

Ein Umstand erleichterte mir das: Frieden drängte nicht und tat selbst niemals den Mund auf. Sie blieb, was sie gewesen, ein Schatten unter uns Schatten im Haus. Aber ein lieber Schatten, der mir jedesmal, wenn ich ihn sah, Ruhe, köstliche Ruhe ins Herz zauberte.

Ich fühlte, ich war zu lautem, stürmischem Glück nicht gemacht; nicht geboren, um um meine Liebe zu kämpfen. Ich wollte nicht trotz aller meiner lächerlichen Träume von großen Taten und Erfolgen als ein Sieger vor dem Mädchen stehen; ich wollte ihr ruhig die Hand reichen, still den Arm um sie legen. Sie sollte den Kopf betten an meine Brust, und ich hätte die Augen geschlossen, dem Klopfen ihres Herzens gelauscht, ihr Atmen mit geatmet und sie an meiner Seite empfunden als höchste Seligkeit.

Ein Träumen, ein Hindämmern, ein stiller Frieden, Frieden, wie sie hieß, wie sie ihn mir gebracht, war alles, was ich verlangte. Ein Frieden, sanft über die Erde gebreitet, eine milde, weiche, unbewegte Luft, wie sie mein Körper und meine Nerven noch heute als köstlichstes Wohlsein empfinden.

Endlich kam doch der Tag der Aussprache mit der Mutter. Ich erinnere mich dessen noch genau. Ich will nachdenken: Es war Winter, eine eisige Nacht lag hinter uns, die Fenster waren bereift, und ich weiß noch, daß ich in meinem Zimmer immer im Gedanken an das Glück,

Digitized by Google

das mir bevorstand, nach dem zu greifen ich nicht die Kraft besaß, an die Scheiben hauchte, während ich hinaussah in den Garten, wo der Schnee in dichten hohen Haufen auf den Zweigen lag.

Ab und zu fiel er unter den wärmenden Strahlen der Sonne ab, und jedesmal schnellte ein Ast, von der Last befreit, in die Höhe. Dann schien der Baum zu leben: andre Äste folgten, er schüttelte sich wie ein Tier, das die Schneedecke abwirft.

Es war bitter kalt. Ich liebe Kälte nicht. Ich hatte einheizen lassen und sah nach dem Thermometer. Ich weiß noch, ich hatte das Gefühl, ‚das Ding zeigt nicht richtig, denn es ist nicht möglich, daß in diesem Zimmer sechzehn Grad sind.' Ich nahm das Thermometer von der Wand und ging ins Wohnzimmer nebenan, um zu vergleichen.

Wir hatten in unserem Hause überall Thermometer, die Temperatur spielte bei uns eine große Rolle, der Vater sprach immer darüber, er verglich, er hat jahrelang sogar den Barometerstand notiert. Ich erwähne das nur, um zu erklären, warum ich mich dieses kleinen Umstandes noch so genau erinnere.

Die Mutter war im Wohnzimmer. Es sah altväterisch bei uns aus, wir besaßen keinen Salon, sondern am Fenster stand ein Nähtisch, wie in alten Zeiten, und dort suchte sie eben ein Band, eine Zwirnrolle, eine Nadel, ich weiß nicht was.

Ich warf nur so hin: ‚Ich will die Temperatur vergleichen!'

Sie blickte auf; ich stellte das Thermometer auf einen kleinen Schrank.

Digitized by Google

Die Mutter meinte: Die Wand dort iſt kälter!

Sie hatte recht, und ich wollte das Thermometer neben das andre hängen, aber es war kein Nagel vorhanden. Sie nahm aus dem Nähtiſch eine große ſtarke Nadel, die ich in die Tapete ſteckte und an die ich das Thermometer band.

Der Vater hatte in der Nacht Fieber gehabt. Die Vergleichung der Wärmegrade brachte mich darauf, ſo daß ich nach ſeiner Temperatur fragte. Ich weiß alles noch ſo genau, was wir ſprachen, daß ich es Wort für Wort wiedergeben könnte.

Sie meinte, es ginge heute beſſer.

Ich antwortete, ich wüßte es wohl, ich wäre an ſeinem Zuſtande ſchuld; und wieder blickte ſie mich nicht an.

Aber ich fuhr fort: ich würde ja alles tun, um ihn nicht zu erregen, nur befände ich mich in einer entſetzlichen Lage, denn einmal müßte ich doch ſchließlich wieder davon anfangen.

Da ſagte die Mutter plötzlich, und eine flehende Bitte lag in ihren Augen, ich ſolle es nicht tun.

Ich gab zurück, das wäre ja eben der Zwieſpalt in mir, ich wollte den Vater nicht aufregen, und doch könnte ich nicht anders.

Sie ſagte, halb voll Vorwurf, halb voll Angſt:

— Aber ich dachte doch, das alles wäre längſt vorüber!

Wie konnte ſie ſo etwas denken, dann wäre ja alles nur eine Spielerei zwiſchen Frieden und mir geweſen? Längſt vorüber? Dadurch, daß der Vater krank geworden, längſt vorüber? Vorüber, weil ein paar Wochen oder gar ein paar Monate vergangen waren?

Digitized by Google

Mit einemmal wurde ich jäh erregt. In einer Flut von Worten erklärte ich der Mutter, nie würde ich von meinem Glück lassen, nie von Frieden und Frieden nie von mir. Wenn wir jetzt auch lange geschwiegen, so wäre es nur aus Rücksicht auf den Vater geschehen, und sie sollte nicht denken, daß ich dieses Glück je aufgäbe, denn mein Weg wäre mir so klar vorgezeichnet, wie noch nie etwas in meinem bisherigen alltäglichen Dasein. Ich würde mit der Frage kommen und wieder kommen, und wenn es nicht heute wäre, so morgen, und wenn nicht morgen, so in Wochen — in Monaten. Ich würde kommen und kommen und immer wieder kommen.

Mein Gegenstand riß mich mit sich fort, so daß ich rief:

— Und wenn Vater jedesmal wieder krank würde, so muß ich es ihm jedesmal wieder sagen; denn es gibt Dinge, die uns so nahe gehen, daß sie in unser Lebensmark einschneiden.

Erst als ich mit meiner Rede fertig war, sah ich, welche Wirkung sie bei meiner Mutter hervorgebracht hatte. Ich blickte in ein verstörtes Gesicht, in ein Antlitz, das um zehn Jahre gealtert schien, auf ein paar zuckende Lippen. Die Mutter nahm mich bei der Hand und drückte meine Finger, daß es mir Schmerz verursachte, während sie mir leise ins Ohr zischte:

— Du wirst es nicht tun! Du wirst es nie tun, mein Kind! Du mußt verzichten können. Es geht nicht, es geht nicht .... um deiner Mutter willen!

Da trat ich zu ihr und beruhigte sie mit begütigenden Worten, die mir die innere Erregung eingab, denn ich ahnte

Digitized by Google

irgend einen Zuſammenhang, ein peinvolles Rätſel. Wenn ich dieſen Gegenſtand berührte, traf ich beide Eltern, Vater und Mutter.

Ich fühlte, jetzt war der Moment gekommen, die Wahrheit zu erfahren, denn ich wußte nun, irgend etwas Ernſtes wurde mir verborgen.

Ich hatte Angſt vor dem Augenblick der Aufklärung, Angſt, fürchterliche Angſt, die mich würgte, daß mir das Schlucken ſchwer ward, und ich dann kein Wort herausbrachte.

Die Mutter mochte ähnliches empfinden, aber ihr Geſicht ward nur hart und feſt und entſchloſſen, als ſie ſagte:

— Ich will mit dir reden!

Dann ging ſie voraus.

Wir traten in ihr kleines Zimmer, das einfachſte des ganzen Hauſes. Ich war ſeit vielen Jahren nicht darin geweſen, ich wußte kaum mehr, wie es ausſah.

Wir trafen uns ſonſt nur im Wohnzimmer, bei Tiſch; hierher zog ſich die Mutter nur immer zurück, wenn ſie uns ſagte, ſie ſei müde, oder wenn ſie ihre geheimnisvolle Redensart brauchte: Ich habe zu tun!

Ich mußte mich ſetzen. Sie nahm mir gegenüber Platz, gegen das Licht, das zur ſpäten Stunde dieſes trüben Wintertages nicht allzu hell in das Zimmer ſchien, und dabei bedeckte ſie die Augen noch mit der Hand, und ich ſah ihr langſam die Tränen über das Geſicht perlen; ſie ließ ihnen ihren Lauf.

Ich empfand, daß ein entſetzliches Leid ſie bedrängte, das ſie jetzt zum erſtenmal einem andern ausſchütten wollte.

Digitized by Google

Und unwillkürlich, ehe ſie zu reden begann, tat ich etwas, das mir mein Gefühl eingab. Ich beugte mich vor, ſtützte die Ellbogen auf die Kniee und ließ den Kopf ſinken, nur damit ich ſie nicht anſähe.

Es dauerte lange Zeit, bis ſie die Kraft gewann, zu ſprechen. Endlich fing ſie mit leiſer Stimme an. Sie holte weit aus, ſie fing von Dingen an, die ſcheinbar in keiner Beziehung zu dem ſtanden, was ſie ſagen wollte.

Sie begann von ihrer Kindheit, von ihrer Jugend; ſie erzählte von ihren Eltern, deren Bilder ich nur geſehen, die früh geſtorben waren und von denen wir Kinder eigentlich nie etwas gehört hatten.

Sie kam darauf, wie ſie den Vater kennen gelernt, wie glücklich ſie als junge Leute geweſen.

Sie erzählte, wie die Brüder und endlich ich geboren worden; ſie ſprach von unſeren erſten Jahren, und es ſchien, als redete ſie gern davon, als wäre ſie ſehr, ſehr glücklich geweſen.

Sie zeigte mir des Vaters Jugendbild, auf dem ich ihn gar nicht erkannte, nur mit einem Anſatz von Schnurrbart, ein hübſcher, faſt kecker, junger Mann. Und immer wieder verweilte ſie bei dem Glück ihrer erſten Frauenjahre.

Sie erzählte, wie ſie viel zuſammen gereiſt waren, wie er ihr alles und jedes mitgeteilt. Ich gewann daraus das Bild, daß zwiſchen dieſen beiden Menſchen das innigſte Verhältnis beſtanden hätte, das nur zwiſchen Gatten möglich iſt.

Es hatte faſt etwas Peinliches, die ruhige Mutter, an der ich nie eine Erregung geſehen, von der nie ein Wort

Digitized by Google

mehr als notwendig fiel, in Ausdrücken ſprechen zu hören, die beinahe Schwärmerei bedeuteten. Aber es ſchien ihr daran zu liegen, mir recht klar zu machen, wie glücklich ſie mit dem Vater geweſen ſei.

Nachdem ſie mich ſo vorbereitet wähnte, begann ſie in einem anderen Ton. Sie ſagte mir, ich wäre nun alt genug, hätte die Abſicht, ſelbſt einen eignen Herd zu gründen, da müßte ſie mit mir anders ſprechen können, obgleich ſie nie geglaubt, daß ſie einmal mit ihrem Sohn darüber reden würde.

Sie gewann mein Herz mehr und mehr, indem ich ſie beinahe neu kennen lernte, von einer Seite, die ich nie an ihr bemerkt, von der mitteilſamen und weichen. An dieſem Tage lernte ich erſt fühlen, daß ich wirklich eine Mutter beſaß.

Doch ich erzähle ſchlecht, ich dürfte nichts vorweg nehmen. Aber es wird mir ſauer zu ſprechen, mir, dem Sohne, bitterſchwer, das zu ſagen, was ich jetzt erfuhr.

Ebenſo ſchwer faſt wie der armen Frau, die ſich in dieſem Augenblick demütigte, wie ſich nur eine Frau demütigen kann, um ihrem Sohne eine Beichte abzulegen.

Sie hätte es nicht gebraucht, ſie hätte ſich damit begnügen können, es dem Vater zu überlaſſen und einfach zu ſagen: Wir wünſchen nicht, daß ihr euch angehört. Frieden und du ſollt getrennte Wege gehen. Wir wünſchen es eben nicht, und wir brauchen es nicht zu begründen.

Das ſagte ſie mir nicht. Sondern ſie begann ihre Beichte. Aber ſie konnte im Anfang den Mut nicht finden, rückte ihren Stuhl näher, griff nach meiner Hand und ſprach:

— Ich enthülle dir alles, ich demütige mich vor meinem

Digitized by Google

eigenen Kinde nur deshalb, weil ich es nicht mit ansehen kann, die Schuld daran zu tragen, daß ihr euch nicht angehören dürft. Ich weiß nicht, ob ich recht tue, aber ich glaube, ich muß es, und ich bitte dich nur eins, mein Sohn, verzeihe deiner Mutter, denke nicht zu schlecht von ihr, sprich noch mit ihr, liebe sie noch!

Ich war beschämt, verwirrt, und ich legte den Arm um der Mutter Nacken, küßte sie und sagte, ich wüßte nicht, was sie mir zu sagen hätte, aber ich würde es ihr danken, wenn sie redete.

Da beugte sie sich herab und ganz zerknirscht, ohne mich anzusehen, begann sie zu erzählen. Sie glitt dabei von ihrem Stuhl; wie eine betende Büßerin auf den Knieen, rückte sie mir immer näher und wie einem Priester schüttete sie mir all ihre Qual ins Herz, in leisen, zuletzt immer stürmischer sich anklagenden Worten.

Es war eine kurze und doch lange, eine schwere, traurige, eine entsetzliche Geschichte, eine Geschichte, die ich erst nicht faßte, bei der sich mir das Herz krümmte wie unter einem Tritt. Eine Geschichte, die mich in den tiefsten Tiefen erschütterte, die furchtbare Anklage einer armen Frau über die Verirrung ihres Herzens, deren sie nicht Meister geworden.

Sie hatte gesagt, wie sie meinen Vater geliebt. Sie war Mutter dreier blühender Söhne, sie hatte nie an einen anderen Menschen auf der Erde gedacht, sie war meinem Vater blindlings gefolgt vom ersten Augenblick ab, wo sich diese beiden begegnet, — — und doch und doch war sie ihm abtrünnig geworden.

Digitized by Google

Es war an einem Tage geſchehen, der ausſah wie alle andern, an dem die Sonne aufging wie immer und an dem ſie ſich zur Ruhe legte wie jeden Abend, an einem Tage, der Sonnenſchein brachte wie die Tage vorher und wie die Tage, die darauf folgten; einem Tage, an dem es nicht wärmer war und nicht kälter als ſonſt, einem Tage, der nichts beſonderes hatte, und der doch das Glück zweier Menſchen begrub.

Zweier Menſchen? Nein! Als Folge des Fluches rüttelte er auch an unſerem Glück, und wie er zwei gute ſich liebende Menſchen getrennt, richtete er eine Scheidewand auf zwiſchen Frieden und mir, eine, die nie zu überbrücken war, die nie überbrückt worden iſt.

Heute, wo viele lange Jahre darüber vergangen ſind, zittert dieſe Stunde noch wie das Größte, das Furchtbarſte, das Traurigſte meines Lebens in mir nach.

Mir iſt, als müßte ich erröten, wenn ich dieſe Zeilen niederſchreibe, erröten für mich und für meine arme, unglückliche Mutter. Es iſt, als glitte mir die Feder nicht mehr über das Papier. Es iſt, als ſollte ich die liebſte, beſte Mutter bloßſtellen, als müßte das, was ſie mir anvertraut, lieber ewig unaufgedeckt bleiben.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich konnte mich nicht überwinden, weiter zu ſchreiben. Aber ich bin mit mir zu Rate gegangen, und ich entſchloß mich dennoch fortzufahren, denn ich tue es um eines höheren Zweckes willen. Wie ich in meiner Einleitung geſagt: um meinem Leben irgend einen Wert zu geben.

Digitized by Google

Dieſes ſeltſame, erſchütternde Ereignis, das ich zu Papier bringen will, ſoll ein menſchliches Dokument ſein, ſoll Größeren und Beſſeren als mir die Mittel an die Hand geben, um in dunkle Abgründe der Seele hineinzuleuchten, um grauſige Tiefen zu erhellen. Ein Mittel, um uns Menſchen zu verſtehen. Und einen höheren Zweck noch ſoll es erfüllen:

Sollte irgendwo auf unſrer Erde ſich ähnliches wiederholen, ſo mögen dieſe Zeilen dazu beitragen, der armen Frau, der ſolches Unglück widerfährt, ein wenig Erbarmen zuzuführen, ein bißchen Mitleid nur, ihr Vergehen zu erklären, zu zeigen, daß das Gleiche einer Frau geſchehen iſt, die gut geartet war, die ihre Kinder liebte, die ihren Mann auf den Händen trug und deren Herz nur in einem böſen Augenblick krumme Wege wandelte, krumme Wege, die ſie furchtbar büßte.

Dieſe Zeilen ſollen ſagen: Brecht nicht den Stab, ſeht nicht einen Menſchen für verworfen an, bloß weil er einmal irrte. Hütet euch, denn morgen ſeid ihr ſelbſt vielleicht die Sünder!

11.

Es widerſteht mir, die Mutter erzählen zu laſſen. Ich, der Sohn, will ſagen, was geſchah und wie es kam.

Der Vater hatte ſich immer für Spanien auf das lebhafteſte intereſſiert, und ſo wie er neben ſeinem Beruf

Digitized by Google

tausend andere Dinge trieb, machte er eingehende spanische Sprachstudien und war darauf gekommen, spanische Dialekte zu vergleichen.

Er sprach ein Dutzend lebende Sprachen und eine neue zu erlernen wurde ihm leicht. In einem Jahr beherrschte er sie meist vollkommen. Daher war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, einmal ein Jahr in Spanien zuzubringen. Denn so war seine Methode: er nahm sich keinen Lehrer, sondern er mietete sich in dem Lande irgendwo in einem kleinen Wirtshaus, in einer Privatwohnung ein und pflegte dann mit dem fremden Volke zu leben, als ob er zu ihm gehörte. Er hat immer gesagt, nur so könne man ein Idiom sich wirklich zu eigen machen. Über Sprachlehrer pflegte er zu lachen.

Wir drei Söhne waren damals noch ganz klein, ich trug sogar noch Mädchenkleider. Die Mutter war außer sich über den Plan des Vaters; die Eltern hatten nicht viel Verkehr, im Gegensatz zu den späteren Jahren. Sie lebten ganz für sich und da auch Verwandte fehlten, wäre die Mutter sehr verlassen gewesen; sie ängstigte sich vor dem Alleinsein.

Sie stellte ihre Lage meinem Vater vor, aber er hatte nur immer den einen Gedanken im Kopf. Der ließ ihm keine Ruhe.

Zwei oder dreimal war er drauf und dran abzureisen, aber jedesmal brachte ihn das Flehen seiner jungen Frau dazu, es nicht zu tun, und so wurde der Plan immer verschoben; er mochte meiner Mutter den Schmerz nicht antun, er konnte sich nicht losreißen, aber es war, als ob der Teufel ihn besäße.

Digitized by Google

Er war zerstreut, er dachte immer nur an jene ihm so reizvollen Studien; er bereitete sich aus Büchern vor; er hatte sich eine ganze Bibliothek über spanische Sprache, Kultur und Geschichte angelegt. Er saß immer über seinen Schriften und immer stöhnte und seufzte er, als würde ihm der Lieblingswunsch seines Lebens durch die Eigensucht seiner Frau vereitelt.

Das quälte die Mutter, aber sie blieb dabei, sie wollte ihn nicht fortlassen. Sobald das Thema angeschlagen ward, gab es zwischen den beiden Leuten, die nur füreinander lebten, eine leise Verstimmung.

Aber eines Tages überraschte der Vater die Mutter damit, daß er bei Tisch erklärte, in zwei Stunden ginge sein Zug ab.

Sie war fassungslos. Es blieb dabei. Der Diener hatte heimlich den Koffer packen müssen; ein kurzer Abschied erfolgte. Meine Mutter war in Tränen gebadet, sie sah das Vorgehen des Vaters fast wie eine Untreue an.

Ich muß dabei erwähnen, daß nach meiner Geburt eine Art Weichheit und Tränenseligkeit bei ihr zurückgeblieben war, die in den ersten Wochen und Monaten sogar einen bedrohlichen Charakter angenommen hatte, so daß verschiedene Ärzte zu Rate gezogen worden waren.

Um so unverantwortlicher schien es, daß mein Vater von seiner Idee nicht ließ, wenn auch der Zustand meiner Mutter sich im Laufe der Zeit gebessert hatte.

Ich lege hierauf Wert, denn ich meine, bei der Mutter war eine Gemüts-Depression vorhanden.

Digitized by Google

Als mein Vater abgereist war, schien meine Mutter der Verzweiflung nahe. Sie fand keinen Trost darin, daß ihm ein großer Herzenswunsch erfüllt wurde. Es war ihr zu Sinn, als ob er sie einfach verlassen hätte.

Diese beiden Menschen hatten alles bis dahin zusammen getan; sie waren in der ganzen Zeit ihrer Ehe nicht einen Augenblick voneinander gewichen, und nun ging er ohne Sang und Klang davon und offenbarte ihr seinen Entschluß nur zwei Stunden vorher! Das empfand meine Mutter als entsetzlichen Schlag.

Sie hatte die ganze Zeit über eifersüchtigen Auges diese Liebe, diese Sehnsucht nach Spanien mit angesehen, sie fühlte sich hintangesetzt, das Herz ihres Mannes gehörte nicht mehr ganz ihr; etwas Fremdes war zwischen sie getreten.

Das hatte schon monatelang in ihr gearbeitet und gebohrt — und nun kam dieser Schlag. Und dieser Zustand der Depression ward noch stärker, da der Vater wochenlang nicht schrieb.

Er konnte nachtragend sein, und er hatte ihre Auflehnung gegen die spanische Reise seinerseits genau so falsch aufgefaßt wie meine Mutter sein Vorgehen. Er meinte, sie wäre selbstsüchtig, sie gönne ihm das Vergnügen nicht, das ihm mehr als ein solches war. Die furchtbare Scene, die erfolgt war, als er ihr mitgeteilt, daß er in zwei Stunden abreisen werde, hatte die Folge gehabt, daß die beiden bis zum Moment des Wegfahrens nicht mehr ein Wort wechselten.

Dieser wortlose Abschied der Mutter arbeitete in seinem Innern fort, und er sagte sich, sie müsse zuerst

Digitized by Google

schreiben, sie müsse ihm für ihre Selbstsucht ein Wort der Aufklärung geben. Er erwartete von ihr unbedingt den ersten Brief, und dieser Brief kam nicht, denn sie erwartete einen solchen von ihm.

Ja, sie glaubte noch mehr; sie hatte bestimmt gehofft, bei der nächsten Station würde ihm sein Gewissen schlagen. Ja, gelangte er sogar bis Paris, dort müsse er umkehren. Sie hatte gelauert und gewartet und gejammert und gebebt, mit jeder Post gemeint, die Nachricht müsse kommen, er komme, bereue, könne ohne sie nicht leben — aber diese Nachricht kam nicht.

Es war Sommer, und der Arzt riet der verstörten Frau, deren Seelenzustand ihm nicht verborgen geblieben, mit den Kindern in ein Seebad zu gehen. Er tat, als wäre es für uns Jungen unbedingt notwendig; in Wirklichkeit wollte er aber die Mutter aus der Einsamkeit unseres Hauses fortbringen, wo sie niemand sah, wo sie sich immer tiefer in ihr Leid und ihre Verbissenheit einspann.

Sie ging in eines jener kleinen Nordseebäder an der Schleswigschen Küste, das erst im Aufkommen war, wo von elegantem Leben keine Rede sein konnte, ja, wohin sich noch kaum der Verkehr verirrte.

Es war ein verträumtes Sandnest, so recht ein Aufenthalt für zwei Liebende, die den ganzen Tag am Strande sitzen, das Heranrollen der Wogen beobachten, die würzige frische Luft einatmen und Arm in Arm an den Dünen spazieren gehen.

Ein Ort, wo sie kein Mensch gestört hätte, denn kein Mensch kam dort hin. Aber es war kein Platz für eine

Digitized by Google

junge Frau, die sich verlassen wähnt; kein Platz für ein verwundetes, gekränktes Gemüt, wie das meiner Mutter.

Man konnte dort ein Idyll leben, und man konnte sich auch dort langweilen bis zum Wahnsinn. Das trat ein, meine Mutter fand keinen Verkehr; die zwei, drei Menschen, mit denen sie vielleicht hätte in Beziehung treten können, ärgerten sie nur in ihrem verbissenen Zustand; sie mochte sich wohl auch niemand aufdrängen, sie wollte vielleicht zurückhaltend sein, als alleinstehende Frau.

Sie hatte nur ein Kinderfräulein mit, und die beaufsichtigte die Kleinen am Strande, wenn sie zur Ebbezeit ihre Sandburgen bauten, die dann bald die Flut einriß.

Die Kinder gediehen und bekamen rote Backen, das, was der Arzt gesagt hatte, traf ein, für sie, aber nicht für meine Mutter. Die Seeluft erregte sie, sie ward nervöser denn je.

Sie harmonierte mit dem Kinderfräulein nicht. Ein paarmal hatte sie ihr Vorwürfe über ihre Heftigkeit gegen die Kinder gemacht, was dann Maulen und Verstimmungen gab; ein Mensch, mit dem sich die vereinsamte Frau hätte aussprechen können, war das Mädchen in keinem Falle.

So kam es, daß sie die Kinder unter der Aufsicht der sonst immerhin zuverlässigen und tüchtigen, nur sehr empfindlichen Person ließ und allein spazieren ging.

Was hat sich da in der Seele der armen Frau zugetragen? Ich weiß es nicht. Die äußeren Umstände hat mir meine Mutter erzählt, über die inneren Kämpfe und Qualen hat sie nie gesprochen. Hätte sie es mir erklären können und sich verteidigen? Wollte sie in ihrer

Digitized by Google

Scham dem Sohn gegenüber schweigen? Ich kann es nicht sagen.

Aber ich habe darüber nachgedacht. Worte, Andeutungen, die sie gemacht, haben mir einen Anhalt gegeben, wie sich das alles abgespielt hat:

Sie ging an den Dünen hin; zu ihren Füßen der spärliche Wuchs dieser öden Sandflächen: Seegras und Sandhafer, einige schnell und kurz blühende Blüten, am Rand der Dünen Wiesen und Wiesen, endlose Wiesen und dann hier und da das Flüstern eines dürftigen Wäldchens, das sich irgendwo hinzog.

Dazu das Rauschen der See, ein gleichmäßiges Branden an die weite ebene Sandfläche, die sich ganz allmählich hinabsenkt in die Flut, an der die Wellen unabläßig und unermüdlich anlaufen, in langen Wogenkämmen, in wachsenden, schwellenden Hügelreihen sich dem Ufer nähernd, allmählich zusammenbrechend, daß der Gischt hoch aufspritzt und dann in endlosen Spitzenschleiern, mit Perlen eingefaßt, das Sandufer hinauftreibt.

Wie sie so durch Wochen hinschritt bei der immer gleichen Musik der Wogen, da dachte sie an den treulosen Mann, der dort unten, weit von ihr, weilte, der es über das Herz gebracht, sie zu verlassen.

Er schrieb nicht. Düstere Bilder zogen in der Seele der vereinsamten jungen Frau herauf, ihr war, als hätte er sie wirklich verlassen. Sie dachte an kein Wiedersehen; er blieb fort, er kam nie, nie mehr zurück. Sie aber irrte ganz allein am Strande hin, an diesem öden, öden, langweiligen Strand, wo es keinen Menschen gab, wo nicht

Digitized by Google

einmal Schiffe vorüberzogen, nur ganz selten weit draußen ein fernes Segel.

Sie ließ sich einlullen von dieser ewigen, gleichmäßigen Musik der Wellen, von diesem unausgesetzten Rauschen und Anstürmen, und immer größere Schwermut und Traurigkeit zog dabei in ihre Seele.

Ein Tag ging hin wie der andere, und sie hatte niemand, niemand, mit dem sie sich aussprechen konnte. Die Kinder sah sie kaum, denn sie mußten bei dem Fräulein bleiben, und die stets Empfindliche wollte sie nicht sehen.

In diesem Alleinsein und in diesen Qualen ihrer verletzten Liebe stiegen Dämonen in ihrem Innern auf und raunten ihr zu: Was bist du ihm, der dich verlassen? Was ist er dir, dem eine Reise höher steht als seine Frau?

Die Stimmen quälten sie und hörten nicht auf zu flüstern, Tag und Nacht. Da überkam sie Lebensmüdigkeit und Verzweiflung.

Einmal lag sie weit draußen auf einem Sandberge. Ein Buch hatte sie sich mitgenommen und las, um sich zu betäuben und ihre schmerzlichen Gedanken zu vergessen.

Es verging lange Zeit, sie hatte die Stunde verpaßt, sie hätte längst heimkehren müssen. Sie wußte nicht, hatte sie geschlafen, hatte sie sich bloß eingesponnen in ihr Leid? Es war ihr, als tropften Tränen von ihren Augen.

Da hob sie den Kopf, sie hatte eine Stimme gehört, die klang wie die ihres Mannes. Sie hatte an ihn gedacht, hatte einen Brief ersehnt, ein Zeichen. Sie hatte seltsame Ideen gehabt, er stände hier vor ihr. Freudig blickte sie auf, es war ja genau derselbe Klang, dieselbe

Digitized by Google

Weichheit und doch so viel Metall darin, dieselbe Tiefe. Sie richtete sich schnell auf, und da sah sie plötzlich, daß sie auf einer Insel lag und ein kleiner Meeresarm sie schon vom Ufer trennte. Er mochte nicht tief sein, sie konnte es nicht beurteilen, aber er war breit genug, so daß sie nicht trockenen Fußes hinüberkonnte.

Nun gewahrte sie den Rufer. Ein hoher, schlanker, junger Mann stand da, blond, sehr blond, wie die Menschen nur im Norden sind, mit sonnenhellem Haar und Bart und einem rosigen Gesicht, nur wenig von der Seeluft gebräunt.

Er trug einen weißen Flanellanzug und winkte und rief. Sie blickte verstört hin, sie wußte nicht, was er wollte. Endlich begriff sie und stand erschrocken auf.

Er zeigte ihr, daß das Wasser stieg, daß die Insel zusehends kleiner ward von Minute zu Minute, und hinter ihr der Kanal tiefer.

Und er fragte:

— Soll ich Sie herüber holen?

Sie meinte, sie könne selbst zurückgehen, nahm Plaid und Buch, aber sie zögerte; das Wasser war tiefer als sie gedacht, sie hätte vielleicht Schuhe und Strümpfe ausziehen müssen, und das wollte sie nicht vor dem Fremden.

Doch als er sie so stehen sah, ohne einen Entschluß zu fassen, rief er und trat nahe an den leise wogenden, wie atmenden Wasserarm heran:

— Sie müssen herüber, wenn Sie noch lange warten, kommen Sie nicht mehr durch.

Da ward ihr angst, und sie antwortete dem drüben:

Digitized by Google

— Ich traue mich nicht!

— Sie müssen!

Sie fragte:

— Ist es tief?

Und sie blickte in die grünliche Flut, die leise auf und abschwankte, ohne Wellen, wie das Wasser in einem Bottich, den man angestoßen hat.

Da zögerte der drüben nicht mehr; mit einem Ruck hatte er sich der Stiefel und Socken entledigt, schlug sich die Beinkleider in die Höhe und begann ihr entgegenzugehen.

Dann nahm er sie kurz entschlossen, hob sie auf den Arm, trug sie langsam hinüber, setzte sie ruhig auf den Sand, blickte sie an, zeigte seine weißen Zähne, lachte freundlich und sagte, als wäre es selbstverständlich gewesen:

— Sehen Sie, es war Zeit!

Er schüttelte sich, das Wasser troff ihm von den Kleidern.

Sie sagte ein paar freundliche Worte des Dankes, aber nicht viel, denn sie war allzu erschrocken. Sie wollte nach Hause, es war höchste Zeit, die Kinder mußten auf das Essen warten. Doch es wäre unfreundlich gewesen, den Fremden stehen zu lassen, und da auch er Eile hatte, sich umzuziehen, gingen sie nebeneinander her.

Er war einfach, bescheiden, er unterhielt sie gut. Er sagte, er hätte sie öfters schon gesehen, und kurz vor dem kleinen Badeort zog er artig den Hut, und sie sah ihn querfeldein laufen über die Dünen, auf denen Ginster und Seegras wuchs. Er wollte schnell nach Hause, denn ihn schien zu frieren.

Digitized by Google

Sie blieb stehen, sie starrte ihm nach, sie gab sich nicht Rechenschaft, sie wollte nur sehen, wo er hinging. In einem strohgedeckten Hause, nicht weit von dem ihren entfernt, sah sie ihn verschwinden.

Am nächsten Tage wählte sie unwillkürlich wieder denselben Weg; sie meinte, sie würde ihn treffen, sie wollte ihm nochmals danken für seine liebenswürdige Hilfeleistung.

Die Kinder waren wie gewöhnlich am Strande zurückgeblieben, um zu spielen; es war dasselbe warme, gleichmäßige Wetter, immer der blaue Himmel und das wenig bewegte, sanft anlaufende Meer.

In der Nähe der Stelle, wo die Flut die kleine Insel gebildet hatte, warf sie ihr Plaid hin und legte sich in den Sand. Sie nahm ein Buch zum Lesen, aber ihre Gedanken waren nicht dabei, sie schweiften über die im Sonnenlicht blendende Wasserfläche, und immer dachte sie an ihren Mann drunten in Spanien, der kein Lebenszeichen gab.

Da kam der Fremde. Er hatte sich übrigens vorgestellt; es war ein Däne, ein Ingenieur, der deutsch sprach wie ein Deutscher und immer in Deutschland an der See zu tun gehabt hatte.

Er blieb vor ihr stehen, während sie auf dem Plaid saß, fragte, ob ihr der Schreck nichts geschadet, und nach einer Weile zog er höflich den Hut und entfernte sich bescheiden.

Sein Benehmen gefiel ihr. Als sie ein paar Tage darauf nach der anderen Strandseite spazieren ging, sah sie ihn stehen, wie er den Fischern zuschaute, die eben in einem tiefen, von der zurückgehenden Ebbe stehen gelassenen Tümpel die Netze einzogen.

Digitized by Google

Sie unterhielten sich abermals, und er begleitete sie zurück. Er ließ sich von ihrem Leben erzählen; sie sprach von der Fabrik, von ihrem Hause, von ihren Kindern, nur ihren Mann erwähnte sie nicht. Er war genau wie die Tage vorher, sehr ruhig, sehr zurückhaltend, sehr artig, und sein Takt gefiel ihr.

Sie traf ihn wieder, und die Begegnungen begannen ihr Scherz zu machen. Er brachte sie über die öden Stunden der Langenweile hinweg, und ein ganz klein wenig spielte auch der Wunsch bei ihr mit, sich an dem treulosen Mann zu rächen.

Er besaß ein Segelboot, „Kong Sigurd" geheißen, ein kleines Ding, das er allein steuerte, und er forderte sie auf, ihn doch einmal zu begleiten. Sie wußte es ihm Dank, daß er hinzufügte, ob die Kinder oder das Fräulein nicht mitfahren wollten.

Aber das wollte sie nicht, und im stillen kam ihr, als sie die Einladung annahm, wieder der Gedanke einer süßen kleinen Rache, die sie nähme. Sie lächelte vor sich hin: wenn er das wüßte, er da unten bei seinen glutäugigen Spanierinnen, wenn er das wüßte, daß sie hier mit dem blonden Sohn des Nordens auf dem Meere fuhr.

Der „Kong Sigurd" lief gut, er war seiner Bauart gemäß am schnellsten bei mäßiger Brise, und in diesen Wochen schien ja der Wind fast eingeschlafen. Manchmal lag das Meer spiegelglatt da, nicht anders wie ein Binnensee.

Allmählich wurden die Ausflüge etwas Regelmäßiges. Das brachte doch Abwechslung in die entsetzliche Öde dieses Aufenthaltes. Aber ihr schlug das Gewissen. Es gab

Digitized by Google

Augenblicke, wo sie den Verkehr nicht recht fand. Die Kinder hätten dabei sein müssen, das würde der Sache ein anderes Ansehen gegeben haben. Das Fräulein hätte mitfahren sollen, dann würde niemand etwas darin finden.

Aber sie wußte nicht, wie ihr geschah, sie forderte die Kinder nicht auf, obgleich der junge Mann es mehrfach erbeten, sie bat das Fräulein nicht, obgleich er es öfter vorschlug.

Sie suchte etwas darin, allein mit ihm zu sein. Es war ihr, als müsse es ihr untreuer Mann fühlen.

Bis jetzt hatte noch niemand sie mit dem Dänen erblickt, aber eines Tages, als sie wieder mit ihm zum Boot ging, sah sie von weitem die Kinder, und absichtlich, um unbefangen zu tun, sie wußte nicht, war sie schon beobachtet worden oder nicht, ging sie zu ihnen hin. Er reichte ihnen die Hand, er sprach lieb mit den Kleinen, er wußte Kinder zu unterhalten.

Er baute mit ihnen im Sand, als wäre er so alt wie sie und noch nie hatten sie je so schöne Festungen mit so hohen Wällen errichtet; kein Wunder, denn er war doch Ingenieur.

Dann kam die Hauptfreude. Sie warteten die Flut ab, das hatte das Fräulein nie gewagt. Ich, der ganz Kleine, wurde an Land gebracht, aber die beiden Brüder blieben mit ihm auf der Festung, an der bald die Wasser züngelten und nagten, um die sie sich bald schlossen, daß sie eine Insel ward, genau wie die, von der der Däne die Mutter gerettet.

Im letzten Augenblick, als dann alle Wälle einbrachen, als die Flut anfing schon den Hauptturm zu unterwühlen,

Digitized by Google

nahm er die beiden Jungen jeden unter einen Arm und lachend sprang er ins Wasser und lief durch die aufspritzende Flut bis an Land, während die Kinder laut, sei es vor Angst, sei es vor Vergnügen schrieen.

Nun wußten es alle, nun war nichts dabei, und nun traf sie sich mit ihm ohne Bangen täglich, und immer blieb er der liebenswürdige, artige Mann, der ihr nie einen Schritt näher kam.

Die Fahrten mit dem ‚Kong Sigurd' waren ihr höchstes Glück. Sie konnte es nicht erwarten, bis das kleine Boot an dem langen Steg anlegte und dann, wenn sie hinaussteuerten ins Meer, saß die junge Frau unbeweglich da in den Kissen, die er ihr sorgsam unter die Arme und den Rücken geschoben, und träumte ferne, dumpfe, seltsame Träume.

Eines Tages kam er nicht. Er war fort, sie wußte nicht wohin. Das beunruhigte sie. Sie war ganz krank. Es war die Langeweile, gewiß nur die Langeweile. Aber dann kam er wieder, und sie erfuhr nicht, wo er gewesen, und sie fragte nicht danach. Aber ein paar Tage darauf erschien er abermals zweimal vierundzwanzig Stunden nicht.

Den ersten Tag war sie unruhig, den zweiten verzweifelt. Sie lief am Meer auf und ab, sie ging zehnmal an dem Tage zur Stelle hinüber, wo der ‚Kong Sigurd' vor Anker lag, der auf den Wellen leise sich hin und her neigte, daß der Mast einmal rechts und einmal links schwankte.

Als er am dritten Tage nicht erschien, wagte sie es und sprach zufällig auf dem Spaziergang bei den Fischers-

Digitized by Google

leuten vor, wo er wohnte. Zufällig, denn sie hatte nie in das Haus hineingewollt, obgleich sie dreimal schon den kleinen Weg gegangen, der dort vorüberführte.

Sie klopfte. Niemand schien zu Haus zu sein. Sie ging über die Diele, da öffnete sich eine Tür, und der blonde Kopf des Dänen schaute heraus. Sie war erschrocken! Wie sah das aus! Was suchte sie hier? Und sie stammelte ein paar Worte.

Er bat sie, einzutreten. Sie mochte es nicht abschlagen, es war ja nichts Böses dabei, sie wollte unbefangen sein, und sie blieb ein paar Augenblicke auf dem morschen alten Sofa in der guten Stube der Fischersleute sitzen.

Wieder war er förmlich und höflich und artig, aber ihr brannte der Boden unter den Füßen, sie war zerstreut und sie sprach törichte Worte. Dann plötzlich stand sie auf und lief hinaus, fast ohne Lebewohl zu sagen. Er geleitete sie zur Tür, blieb auf der Schwelle stehen und starrte ihr nach, wie sie mit eiligen Schritten den Sandweg hinunterlief und hinter der nächsten Bodenwelle verschwand.

Da kamen die Dämonen über sie; denn Dämonen müssen es sein, die uns zwingen, eine Handlung zu begehen wider Sinn und Verstand. Da kamen die Dämonen über sie und bohrten in ihrer Seele und sprachen zu ihr: Dein Mann ist fort, dein Mann kümmert sich nicht um dich. Dein Mann ist dir untreu!

Und die Dämonen flüsterten ihr ins Ohr: Du mußt dich an ihm rächen. Du bist eine Törin!

Digitized by Google

An diesem Tage lächelte sie den Fremden an, und an diesem Tage zum erstenmal gab er ihr den Blick zurück.

Ich bleibe dabei, es waren böse Gewalten, die sie verführten, es war wie eine Umnachtung ihres Geistes, daß sie den rechten Weg nicht mehr sah. Es waren jene Dämonen, die im tiefsten Herzen eines jeden Menschen ruhen, mag er sein wer er ist, die Erziehung, Vernunft, Verstand, mangelnde Gelegenheit zurückgehalten, und die jäh hervorbrechen und einen schuldig werden lassen, von dem man es am wenigsten denkt.

Die Mutter hatte Tag um Tag gewartet, daß ein Brief käme. Sie wollte diesem Menschen, der in einer sinnverwirrenden Anwandlung ihr Herz plötzlich entzündet, nicht einen Schritt entgegen gehen. Sie wollte abreisen, sie wollte ihn nie wiedersehen, wenn der Brief käme.

Sie wartete und wartete auf den Brief, Tag um Tag, und er kam nicht. Und einmal sagte sie sich das Gegenteil:

— Wenn er heute nicht erscheint, ist es um mich geschehen!

Sie wartete die erste Post ab, es kam nichts! Sie lauerte auf die zweite, sie klammerte sich an eine letzte Hoffnung, an die dritte Post abends — es kam nichts!

Da ward sie zornig und empört, und da beschloß sie, ihren Empfindungen keinen Widerstand mehr zu leisten, und in derselben Art, wie dieser junge Mann vom ersten Augenblick an ihr entgegengetreten, immer den Hut in der Hand, immer respektvoll, immer ein Lächeln auf den Lippen, kam er ihr näher und näher. Er begann sie zu trösten, von ihrer Verlassenheit zu sprechen, er erzählte ihr, wie

Digitized by Google

seine Seele gleichgestimmt wäre, wie er einst ein Mädchen gern gehabt, das ihn verlassen um eines Reicheren willen.

Er packte sie bei dem Mitleid, und dann ward sie schwach, und dann stellte sie sich wieder den Termin, und abermals kam kein Brief, und dann kam die Verzweiflung über sie und — — — — — — — — — — — —

Ich kann es nicht erzählen. Ich kann nur sagen: wie meine Mutter vor mir kniete, wie sie kaum Worte fand, mir, ihrem Sohn, ihre Verirrung anzudeuten, wie sie sich anklagte, wie sie sich verachtete und verfluchte, wie sie zusammenbrach und meine Kniee umklammerte, sie, die mir das Leben gegeben, vor ihrem Sohne lag, ein zerknirschtes, gebrochenes Geschöpf, als solle ich ihr Buße und Absolution erteilen — in jener Minute fühlte ich: ich kann nicht Richter sein.

Und als sie mich fragte, Tränen in den Augen, von dem, was vor mehr denn zwanzig Jahren geschehen, aufs neue bis ins tiefste gepackt, als wäre es gestern gewesen, wie sie mich fragte:

— Mein Sohn, mein armer Sohn, kannst du deiner Mutter je vergeben? — da war es mir, als geschehe irgend etwas Entsetzliches in meiner Seele. Ich habe nicht die Macht der Worte es zu erklären, ich weiß nur, daß es fürchterlich war. Es war wie ein Zerreißen, ein Zusammenbruch der Gedanken und dann das Bewußtsein, es ist alles aus!

Meine erste Idee war, aus diesem Hause zu entfliehen; ich hatte das Gefühl: Du kannst deiner Mutter nie wieder in die Augen sehen!

Digitized by Google

Und doch, wie sie jetzt vor mir halb auf dem Teppich lag, zog unendliche Weichheit in meine Seele, und eine Stimme in meinem Innern sprach: Sie hat dich geboren; sie hat Unsägliches gelitten — — jetzt verstehe ich sie.

Ja, ich verstand sie. Mit einem Schlag war mir alles klar, was ich in unserem Hause erlebt. Ich begriff dieses ganze elende, traurige Dasein, das meine Mutter geführt, seit ich denken konnte.

Jahre, viele Jahre lang, über zwei Dezennien hatte sie gebüßt für den kurzen Rausch von ein paar Sommertagen. Sie hat mehr gelitten, denn je eine Frau vor ihr. Sie hat gebüßt, indem sie jeden Morgen in den ernsten Zügen ihres Mannes ihre Schuld las; indem sie jeden Abend, bei dem kühlen Gute-Nacht-Kuß auf die Stirn, empfand: das ist die Vergeltung!

Sie hat ein ganzes langes Leben hindurch, von ihren ersten Frauenjahren ab bis jetzt, wo graue Haare ihren Scheitel durchzogen, keine Minute des Glücks gehabt, keinen Augenblick der Ruhe und des Vergessens.

Er hat sie nicht mißhandelt, hat sich nicht von ihr geschieden, er ist ihr Mann geblieben; hat getan, als wäre nichts geschehen. Aber die Verbindung zwischen diesen beiden Menschen war gelöst. Sie gingen nebeneinander her wie zwei Fremde, und in seinen Augen, in seinen Reden, in seinem ganzen Wesen und Sein, hat sie täglich und täglich vom Morgen bis zum Abend gelesen: Du hast eine Schuld auf dich geladen; ich vergebe dir nicht!

Er ist nicht mit rohen Worten gekommen; er hat ihr nie wieder vorgehalten, was sie einst verfehlt. Er

Digitized by Google

hat niemals an die Vergangenheit gerührt; aber sie sah es in seinen Blicken, sie fühlte es in seiner Traurigkeit. Aus dem regsamen Mann ward ein Träumer, der in seinem chemischen Laboratorium die Stunden und Tage verfaß. Aus dem tatkräftigen Menschen ward ein schwacher, willenloser, der alles laufen ließ, wie es lief.

Sie hat fühlen müssen, daß er es vermied, mit ihr allein zu sein. Sie wußte, warum die Gäste am Tisch saßen, mittags und abends und zur Nacht und am Tage. Und sie mußte mit diesen Gästen lächeln und freundlich sein und durfte sie ihre Qualen nicht merken lassen, durfte nicht einmal, nur ein einziges Mal aus ihrem gequälten Herzen hinausschreien: Ja, ja, ich trage die Schuld, aber einmal muß sie doch vergeben werden.

Es war eine Buße durch ein ganzes Dasein hindurch, eine Buße, schlimmer als der Tod.

Diese Frau hatte sie auf sich genommen ohne Murren und wußte, daß sie sie tragen würde bis zu ihrem letzten Atemzuge.

Dieser Gedanke hauchte mich an wie ein Schauer, und ich tat mir das Gelöbnis: Du willst für sie alles hingeben, du willst entsagen! Du mußt entsagen, denn die, die dein Weib werden sollte, ist deine Schwester, deine rechte Schwester, von demselben Blut, von derselben Mutter geboren.

Wie diese Gedanken über mich kamen, gewann ich Kraft. Ich, der Schwache, ward stark und voll Entschlossenheit. Ich richtete meine Mutter vom Boden auf und, indem ich die Arme eng um sie legte, barg ich an

Digitized by Google

meiner Bruſt ihr Geſicht, über das immer noch unbarmherzig in raſcher Flut die Tränen liefen. Dann ſprach ich leiſe über ſie hinweg, daß ſie mich nicht ſah und ich nicht ihre Züge:

— Mutter, ich habe nicht zu richten. Ich bin dein Sohn! Ich habe dir nichts zu vergeben! Du haſt in dieſer Stunde, was du einſt dem Vater geſtanden, gegen den Sohn wiederholt. Das will ich dir nie in meinem Leben vergeſſen! Sei nicht mehr traurig: Du haſt mir kein Glück zerſtört, denn das wäre nie ein Glück geweſen.

Ich will mit Frieden ſprechen, Mutter, ich will ihr den reinen Kuß des Bruders auf die Stirne drücken. Du brauchſt kein Wort zu ſagen, ich will es für dich auf mich nehmen; ſie ſoll die Wahrheit nie erfahren. Ich will ihr ſagen: ‚Ich liebe dich nicht, ich habe mich geirrt!‘

12.

Es iſt mir ſchwer geworden, entſetzlich ſchwer, mein Verſprechen zu halten, aber ich habe es getan, nur nicht ſo, wie ich es hätte tun ſollen. Ich habe es nicht über das Herz gebracht, ihr gegenüber zu treten und zu ſagen: Ich habe mich geirrt, ich liebe dich nicht mehr!

Ich habe ihr nichts geſagt, ich habe geſchwiegen, wie es meinem ſchlaffen Charakter entſpricht: Keine Entſcheidung,

Digitized by Google

kein Ja und kein Nein, ein entsetzliches Gehenlassen! Ich habe eine schwere Schuld dadurch auf mich geladen.

Aber ich fürchtete, wenn ich spräche, müßte ich durch ein unbedachtes Wort sie ahnen lassen, daß wirklich das gleiche Blut in unseren Adern floß.

Da habe ich das getan, was ich ein ganzes Leben hindurch getan — nichts!

Hätte ich in Friedens Mienen etwas gelesen, Zorn, Verzweiflung, irgend einen Vorwurf gegen mich, ich würde gesprochen haben! Hätte sie mich zur Rede gestellt, ich hätte ihr geantwortet! Aber sie schwieg, wie ich schwieg, und wie es eine Zeitlang geschehen, ging es wieder: wir liefen nebeneinander her als gingen wir uns nichts an. Nur vermied ich ihren Blick, nur richtete ich nie an sie das Wort.

Aber wie immer gab ich ihr früh die Hand und küßte sie abends auf die Stirn, nur ganz schnell, denn sie entzog sich mir halb.

Der Vater wurde gesund, er gewann die alte Kraft zurück, die Gäste kamen ins Haus, es wurde mittags gesprochen und abends, es wurden tausend Fragen durchdacht. Es schien als wäre nie etwas zwischen uns alle getreten.

Die Mutter ging wieder ihren Weg, genau wie ich es nie anders gewohnt, mit gesenktem Haupt, ohne Freude für die tausend Aufmerksamkeiten, die der Vater für sie hatte, die sie kaum dankend erwiderte, denn sie blickte ihn nie an. Ich schritt meinen Weg neben ihr, und zwischen uns war es, als hätte sie nie gesprochen. Schatten, entsetzliche Schatten!

Digitized by Google

Entsetzlich, denn eines Tages wachten wir auf aus dieser Grabesruhe. Eines Tages war Frieden fort.

Es war im weichenden Winter, und der erste wärmere Tag. Das Eis des Flusses war aufgebrochen. Man hörte ganz in der Ferne, in der klaren stillen Winterluft, wenn die Maschinen in der Fabrik schwiegen, das Stoßen der Schollen und das Rauschen des Wassers.

Das Mädchen wurde gesucht; man fand sie nicht. Zuerst war keine Erregung darüber; man dachte sich allerlei aus, sie war vielleicht in die Stadt gegangen, — obgleich sie das nie tat — oder sie hatte einen zu weiten Spaziergang gemacht. . . . Aber die Nacht brach herein, und der Vater wurde ängstlich.

Ich begriff nicht, was geschehen war. Ich war nicht einmal unruhig. Da, abends, als wir beim Essen saßen, — der Ober-Bibliothekar aus der Stadt war der einzige Gast — hörten wir draußen Lärm. Der Vater sprang wie erleichtert auf und sagte:

— Da wird sie zurück sein!

Auch die Mutter erhob sich, langsamer, scheuer. Ich sah an ihrem nervenangespannten Gesicht, daß sie sich trotz aller äußerer Ruhe in Aufregung befand.

Da öffnete sich die Tür, der alte Diener kam. Wir prallten zurück, denn wir meinten, Frieden träte ein. Er stammelte nur ein paar Worte:

— Wir wollen nicht erschrecken, es ist etwas geschehen!

Er hatte ‚wir' gesagt, denn alles, was im Hause vorging, ging ihn, der seit dreißig Jahren hier war, mit an.

Digitized by Google

Der Vater brüllte plötzlich, und ich sah an diesem ihm sonst fremden Gebaren seine fürchterliche Erregung:

— Wo ist das gnädige Fräulein?

Es kam so drohend heraus, daß der Diener mit der Antwort bei der Hand war wie der Blitz:

— Ertrunken!

Jetzt sprang auch ich vom Tisch auf. Wir bestürmten ihn mit Fragen, und er erzählte atemlos, ein Mann wäre da, der das gnädige Fräulein gekannt, sie wäre im Fluß gefunden worden, im Eis.

Der Vater, die Serviette noch in der Hand, lehnte sich an die Wand und atmete tief.

Mir zitterten die Kniee. Ich konnte nicht stehen, ich hielt mich am Tisch.

Die Mutter war die einzige, in der jetzt Leben erwachte. Sie stürzte auf den Diener zu, sie packte ihn, er sollte alles erzählen, sie fragte und bestürmte ihn, und sie, die sonst kaum sprach, fand eine Flut von Worten und schrie und kreischte und stöhnte dazwischen.

Der Diener erzählte, das gnädige Fräulein wäre wohl spazieren gegangen, vielleicht über das Eis — der Fluß war ja nicht gar so breit und nicht so gewaltig — und sie hätte wohl zurück gewollt und da sei das Eis am Ende geborsten; denn erst heute mittag unter den Strahlen der Sonne war Eisgang eingetreten.

Der Vater stand immer noch wie versteinert da, ich sah, wie er auf die Mutter starrte, wie ihm plötzlich die Tränen in die Augen schossen.

Ich sehe es alles noch vor mir, als wäre es in diesem

Digitized by Google

Augenblick geschehen. Ich sehe noch, wie der Vater die sinkende Mutter umfing, wie er die Arme über ihr schloß, wie er sie auf einmal küßte, verzweifelt, glühend, wie ich es nie erlebt, als wäre mit dem Eise, das da draußen geborsten und das Leben des armen Kindes gefordert, das Eis, das jene Erinnerung und die Jahre um sein Herz getürmt, mit einem Riß gesprungen.

Die Gatten hielten sich umschlungen; ich stand regungslos dabei, ich sah wie der Vater die Mutter zärtlich tröstete, wie er ihr das Haar aus dem Gesicht strich, wie er sie auf die Stirn küßte, auf die Wangen und die tränenden Augen, wie er ihren Mund suchte und nur immer sagte:

— Fasse dich! Fasse dich! Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen!

Sie schluchzte. Ihr ganzer Körper zuckte in wildem Weh. Sie drohte zu fallen, doch er hielt sie aufrecht, an sich gekettet.

Es war die Versöhnungsstunde dieser beiden Menschen, die sich doch eigentlich von ganzem Herzen lieb gehabt hatten.

13.

Monate waren vergangen, und ich horchte auf mein Herz. Es war nicht wund, es war nicht weh, es hatte den Schlag überstanden, ja mir war es, als wäre das alles gar nie geschehen, als wäre von dem Augenblick ab, da

Digitized by Google

mir klar geworden, wie ich zu Frieden ſtand, die Liebe im Herzen erſtorben, die Liebe, wie ſie iſt zwiſchen Mann und Frau.

Es wurde mir — wieder ein ſeltſames Bekenntnis — nicht ſo ſchwer zu entſagen; ich hatte mich in das Unabänderliche gefügt, und es traf mich jetzt nicht ſo tief, die Schweſter zu verlieren. Ja, mit den Jahren ſind Augenblicke gekommen, wo ich dieſe Löſung für uns alle als ein Glück empfunden habe. Ich fragte mich:

— Haſt du kein Gefühl? Haſt du kein Herz? Biſt du ganz tot und ausgebrannt? Regiert in deinem Leben nur das Hirn?

Und ich mußte mir zur Antwort geben: ich werde nicht anders ſein als andere ſind, nur nehme ich keine Maske vor, nur geſtehe ich alles, was mein Inneres beherrſcht, ein und wäre es auch ſchimpflich und häßlich für die Urteilskraft der Menſchen.

Vielleicht tun es auch die Jahre, die ſeitdem vergangen ſind, die mir die Kämpfe alle in milderem Licht erſcheinen laſſen. Ich weiß es nicht! Ich habe nur ſchildern wollen, was geſchehen iſt.

Jetzt habe ich nur noch wenige Worte hinzuzufügen.

Ich will mit den mir Fernſtehenden beginnen, wenn ſie auch eigentlich nicht zu meiner Geſchichte gehören. Mir iſt es, als müßte ich auch von den anderen etwas ſagen, obgleich ich fühle, daß es nach dem, was ich habe berichten können, kaum noch intereſſiert.

Mein Bruder Theodor iſt geſtorben; noch vor dem Vater. Er war immer ſtärker geworden, ein Gehirnſchlag

Digitized by Google

riß ihn aus reicher Tätigkeit, und mein Vater verkaufte die Fabrik.

Meine Schwägerin Ellen ging nach England zurück, sie nahm ihre Töchter mit. Ich weiß nicht, ob sie leben, wir schreiben uns nicht, sie sind für mich tot, und so habe ich ein Recht zu sagen, daß ich allein stehe.

Mit meinem Bruder Erich ging, wie ich erzählte, eine Wandlung vor. Er heiratete ein nettes Mädchen, das die Bedingung gestellt, er dürfe keine Rennen mehr reiten, und — man lernt am Menschen niemals aus — er, der nur für diesen Beruf gelebt, entsagte von heute zu morgen, als wäre gar nichts dabei.

Da er Tätigkeit brauchte, bereitete er sich zur Kriegsakademie vor und ist im Generalstab gewesen. Seine Frau starb. Er ging in die Schutztruppe nach Afrika. Er bekam das Fieber. Es raffte ihn hin.

Meine Eltern haben es beide nicht mehr erlebt. Sie hatten einen stillen, glücklichen Lebensabend. Theodors Tod war ein Schatten darin; aber als hätten die beiden nachzuholen, was sie zwanzig Jahre nebeneinander versäumt, fanden sie Trost in ihrer alten und doch jungen Liebe.

Alles Erlebte und Gestandene war weggelöscht mit Friedens Tod.

Meiner Mutter waren nach zweiundzwanzig Jahren der Buße noch elf stille Altersjahre beschert.

Sie konnte mir in die Augen blicken, wie sie es sonst getan; ich sah in ihr die Mutter, ohne Fehl und Flecken, meine Mutter, die mir in ihren letzten Jahren so herzlich nahe stand, wie sie mir einst kalt und fern gewesen.

Digitized by Google

Wir zogen in die Stadt, Gäste kamen nicht mehr an unsern Tisch, wir drei hausten zusammen und wir waren uns genug; wir blieben ein enger Kreis, in den kein vierter treten durfte.

Als meine Mutter ihre müden Augen schloß, die wieder lächeln und freundlich blicken konnten, hat der Vater nur wenige Worte gefunden. Wie wir heimkehrten vom Kirchhof und einander an dem kleinen Tisch gegenüber saßen, wo ihr Platz leer blieb, sagte er nur:

— Ich lebe nicht mehr lange!

Er hat Wort gehalten. Es war, als fehlte ihm das Beste, er konnte ohne seine Lebensgefährtin nicht sein.

Heute bin ich allein und schreibe eilig diese Zeilen nieder, um damit fertig zu werden, denn an uns allen sah ich, daß keiner Herr ist über sich, über Leben und Zeit, nicht einmal Herr über sein armes Herz.

Wäre ich ein Gebirgler aus irgend einem der frommen Täler von Tirol, ich würde schließen: „Betet für ihre arme Seele!"

Aber ich glaube, dessen braucht es nicht, ich halte meine Mutter für rein, für entsühnt.

Wir müssen büßen und wir können sühnen; diese Frau hat beides getan.

Digitized by Google

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

1 Dec'60 JC

NOV 2[illegible] 1960

Cal St Lib

INTER-LIBRARY
LOAN

MAY 6 1968

Univ of Brit Col.

INTER-LIBRARY
LOAN

SEP 3 1970

LD 21A-50m-4,'60
(A9562s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

238746